H. Eccl. 3048 vt

Rouyn

H. Eul. 3048

Johannes Norge,

oder

Selbstbekenntnisse eines Cölibatärs.

Nach
denselben und sonstigen einst vertrauten
Mittheilungen
als
erste Hälfte eines Lebensbilds aus der neuesten Zeitgeschichte
aufgezeichnet
von
* * * *

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Rudolstadt, 1845.
Druck und Verlag von G. Froebel.

Leipzig, bei A. F. Böhme.

1846

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kaum war ich mit Studiren fertig, als ich, vierzehn Tage vor meinem letzten Examen, im obern Schlesien eine ephemere Anstellung erhielt. Ich sagte meinen Universitäts-Cameraden Lebewohl, machte den Professoren die gewohnheitliche Abschieds-Nothvisite und saß unvermuthet schnell im Eilwagen, der mich dem Orte meiner Bestimmung näher bringen sollte. Wir fuhren einen Tag und eine halbe Nacht. Ich unterhalte Sie nicht von meiner Reise-Gesellschaft; meine Gedanken waren anderswo: es lagen viele Jugenderinnerungen hinter mir, und die beschäftigten mich wie ein langer Traum, aus dem ich erst aufwachte, als mich der Conducteur beim Namen rief, um mir begreiflich zu machen, daß ich mich am Orte meiner Bestimmung befände.

Es war finster; der Wirth, ein kurzer Voigtländer, hob mich mit egoistischer Gutmüthigkeit aus

dem Wagen und brachte mich ins Gastzimmer. In den Genossen, die ich fand, erkannte ich in der Folge die Notabilitäten des Städtchens.

Ich forderte Licht und verlangte nach meinem Schlaf-Cabinet. Oben angelangt, öffnete ich die Fenster und schaute in die Gegend. Da waren links und rechts Berge und Wälder. Ich schaute lange hinaus und sah, wie ein Licht nach dem andern auslöschte. „Die Leute schlafen," dachte ich vor mich hin, zog das Fenster zu und ging zu Bette.

Am andern Morgen kam mir der Wirth fast freundlicher noch entgegen, denn am vergangenen Abend. Wir wechselten einige Phrasen, wie er sie schon tausendmal gewechselt, und so war die Unterhaltung fertig. Ich habe in der Folge nie mehr aus ihm herausgebracht.

Mein Beruf, die Neuheit des Ortes, die Menschen, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Liebe und ihr Aberglauben boten mir anfänglich Zerstreuung; bald aber fand ich mich dennoch allein. Die Bessern im Städtchen waren Kaufleute, Rechnungsmenschen, welche mit musterhafter Präcision ihren Manufacturen vorstanden, aber sonst sich wenig ums gesellige Leben und Treiben kümmerten. Was mich betraf, ich hatte selten lebhaften Geschmack an merkantilischen Verbindungen

gefunden, so blieb ich jenen Herren immer etwas fern.

Der einzige Mann, zu dem ich mich hingezogen fühlte, war der katholische Pfarrer des Orts. Es war einer meiner Landsleute. Man hatte mir von **Johannes Norge** schon manches Rühmliche erzählt, was auf Duldung und Menschlichkeit hinwies, und was den Wunsch einer nähern Bekanntschaft nur noch bestimmter anregte. Die Leute sprachen von ihm mit Scheu und hielten ihn in hohen Ehren. Was that's, wenn ich nach Allem ein Weltmensch war? — Mein Entschluß konnte damit nicht beeinträchtigt werden; ich hatte einmal den Vorsatz und war jederzeit willensfähig gewesen.

Ich begab mich zum Abt, und traf ihn auch zu Hause. Ein kleiner, ältlicher Diener hatte mir die Thür geöffnet. Herr Norge empfing mich in einem einfachen Zimmer.

Fragen Sie mich nicht, wie der Mann ausgesehen, ich könnte es doch nicht recht begreiflich machen. Manchmal kam es mir vor, als wäre der Erstgesehene ein Bekannter; es lag Vieles in seinem Gesichte, was ich schon irgendwo gesehen, an was ich mich zurückerinnerte, und was mir plötzlich wieder neu und fremd vorkam. Seine dunkeln Augen waren feurig und bald wieder voll auffallender Mattigkeit, wie sie ein Mensch hat,

der gedankenlos über einen düstern Gegenstand hinbrütet. Seine Stirn hoch, und die beiden Ecken scharf gezeichnet. Sein Angesicht war etwas hager; seine Wangen farblos, doch ohne Bläſſe. Hellbraune Haare hingen bis auf die Schultern und schienen der Gegenstand besonderer Sorgfalt. Herr N. war mittlerer Größe. Er empfing mich leutselig, aber steif. Er sah mich, wie man einen amtshalber sieht und lieber nicht gesehen hätte. Ich ließ mich nieder, und, ohne eine Anfrage zu erwarten, eröffnete ich dem Abt den Grund meines Besuches. Herr N. schien über meine Wahl weder verwundert noch erfreut; ich erhielt halbe Antwort; aus der enigmatischen Körperverbeugung, mit der man mir begegnete, hätte sich hunderterlei herausargumentiren lassen.

Selten war mir ein Mensch einsylbiger vorgekommen. Auf meine langen Sätze, die ich nicht ohne Mühe hervorbrachte, um doch wenigstens unser Zusammenseyn etwas zu beleben, antwortete der Abt mit einigen unbedeutenden, abgerissenen Phrasen, die man leicht durch Ausrufungszeichen oder Gedankenstriche hätte ersetzen können. Ich wurde verlegen. Meine Eloquenz ging zu Ende, und ich merkte allmählich an einem, obgleich oberflächlichen, Unbehagen des Abtes, daß er herzlich gern meiner losgeworden wäre.

Schon fing mich der ganze Besuch zu gereuen an. Ich hatte der pfäffischen Steifheit durchaus genug. Da erkundigte sich Norge wie von ungefähr nach meiner Heimath. Ich nannte ihm das Dorf, wo mich meine Mutter zur Welt geboren, das ungefähr zwei Meilen von R. entfernt im untern Schlesien liegt.

Bei dieser Aeußerung schien sich der Abt neu zu beleben. Es kam eine wundersame Regsamkeit in ihn. Es glänzte heller sein Auge. Er stand auf, ergriff meine Hand, drückte dieselbe voll Innigkeit und sagte: „Seyn Sie mir gegrüßt, Herr Schmidt, wir sind Landsleute, ich selbst bin aus R. gebürtig. Ja! Ja! seyn Sie mir herzlich willkommen.“

Es kam mir seltsam vor. Der Abt war durch die Erinnerung an seine Heimath wie mit einem Zauberstab berührt worden. Eben noch leblos, ceremonisch, steif, oberflächlich; jetzt lebendig, warm, herzlich: — ich wurde mit Einemmale heimisch, bei Landsleuten in der Fremde ist man bald zu Hause.

Unsere Unterhaltung nahm eine ungebundene Form an; mein Priesterrespekt verlor sich; ich hatte es mit keinem Kopfhänger zu thun; wohl aber mit einem Manne, an dem kein Schein von Engherzigkeit. Hatte mich Herr N. vorher mit seinem Formwesen zurückgestoßen, so zog er mich

jetzt an mit gutmüthlicher Freundlichkeit. Es lag viel Reife in seiner Rede; er sprach mit Offenheit und Wärme. Ich verlor seine schwarze Kutte aus den Augen, und aus den Gedanken, was sonst noch daran klebte. Ich stand nimmer fern, meine Gleichgültigkeit und meine Abgeneigtheit hatte sich beinahe ausgelöscht.

„Erzählen Sie doch von unserer Heimath," sagte der Abt; „Sie sind noch nicht lange hier angekommen, es muß Vieles frisch in Ihrer Erinnerung liegen. Mir — — — in meinen Gedanken hat sich Vieles verwischt — Vieles erhalten, unverwischlich erhalten." Er rieb seine Stirn, wie um seine Gedanken wegzureiben, und brach plötzlich ab. Es war, als ob ein peinliches Gefühl seine Sprache zurückgedrängt hätte. Aber der Satz war noch nicht fertig, der Ton nicht gefallen — und jetzt folgte nur trüber Ernst. Der Abt setzte sich, ward ganz still. Er verlor sich mehr in Gedanken. Die alte Bigotterie kehrte zurück; er mußte über seine lautgewordene Heiterkeit zürnen. Wie über einen nur gedachten, nicht ausgesprochenen Gedanken zuckte um seine Nase ein wehmüthiges Lächeln.

Es war mir nicht möglich, das Gespräch ferner wieder anzuknüpfen. Der Abt saß da, immer mehr, immer tiefer in sich gekehrt. Es kam mir

vor, als müßte ich ihm jedes Wort abbetteln, jede Miene herauspressen, jeden Blick wegstehlen. Es wurde mir heimlich neben dem Schwarzrocke, der eben noch so leutselig gewesen. Der Mensch war wie in einen Schmerzensblock umgewandelt. Es war nicht Täuschung, aus des Priesters Antlitz sprach eine tiefe Wehmuth. Sein Herz weinte vielleicht. Er ward bleich. Ich konnte mir die unbegreifliche Veränderung nicht erklären und beschloß zu gehen, mochte nicht länger dem sonderbaren Menschen lästig fallen, ihm, der mich wechselseitig zu sich hingezogen und von sich abgestoßen hatte.

Ich stand auf; auch der Abt. Wie aus einem Traume aufwachend, fragte er mich mit halbem Bedauern: „Schon fort, Herr Schmidt? — Das thut mir leid. Nicht wahr, ich bin ein sehr einfältiger Mensch? — Zürnen Sie mir nicht! — Ich weiß es, ich gehöre nimmer unter die Menschen; ich hab' es längst eingesehen und ziehe mich daher auch zurück. Ich thue, was ich nicht thun sollte; ich denke, was ich nicht denken sollte. Aber ich kann meinen Gedanken nicht entrinnen, und ich kann auch nichts dafür, daß sie über mich kommen, um mich immer und immer wieder zu beherrschen. Ich bin ein oberflächliches, liebeloses Wesen. Alles stoße ich von mir, Alles flieht mich. Ich weiß es,

o ich habe mich schon oft deßhalb gescholten, schon oft verklagt. O! ich bin gewiß auch an Ihnen wieder schuldig geworden. Verzeihen Sie! Seyn Sie mir ferner freundlich zugethan. Kommen Sie oft, wir sprechen dann von der Heimath, vom Jugendleben, von der Knabenzeit — von den schönen Kindes-Träumen. O, kommen Sie." Er drückte mir krampfhaft die Hand. Sein Gesicht war noch blässer geworden, er mußte einen glühenden Schmerz empfinden. Seine Hand zitterte und brannte. Seine Augen waren feurig und roth. — Was geht in dieser Menschenbrust vor, dachte ich, nahm Abschied, versprach wieder zu kommen und ging.

Ich bin nicht leicht zu gewinnen; nichts desto weniger hatte diese neue Bekanntschaft, ich weiß selbst nicht warum, meine ganze Zuneigung. Bei etwas mehr Ueberlegung kam jedoch eben so wenig aus Herr N. Freundlichkeit als aus seinem Verschlossenseyn. Wir wären uns vielleicht auf immer fremd geblieben, hätte nicht die Landsmannschaft den Ausschlag eines bessern Verhältnisses gegeben. Eine solche eigennützige Freundschaft vertrug sich zwar nicht mit meinen Ideen allgemeiner Humanitäts-Verbrüderung. Ich hätte dessenungeachtet beinahe angefangen, dem katholischen Geistlichen zu zürnen, wäre mir nicht plötzlich wieder das Ge-

heimnißvolle seines Wesens eingefallen, das mir voll Kummer entgegengesprochen, und wovon ich bleibende Eindrücke behalten. Ich fühlte Mitleid, und schon fing der Abt an, mir interessant zu werden. Wir können dem Unglück unsere Theilnahme nicht versagen. Herr N. war gewiß unglücklich. Es sprach ein trüber Geist aus seinem ganzen Wesen. Auf seinem Gesichte, in seiner Haltung, in seiner Rede lag Schwermuth und Weh.

Es war mir ein Leichtes, Untersuchungen anzustellen, um den Schlüssel zum Geheimnisse zu finden; ich kam auf mancherlei Vermuthungen, aber ich erging mich nur in der Irre; es ward mir nichts klar; ich konnte mich an nichts festhalten, ich argwöhnte und verwarf und kam unter Zweifel und Ungewißheit in meine Wohnung zurück. Wie wunderbar! in meinen Händen fühlte ich noch die Male seiner Finger. Es durchströmte mich die unnatürliche Wärme; es war, meinte ich, ein Theil der fremden Unruhe mit in mich übergeströmt, die sich nun mit meiner eigenen Empfindsamkeit wunderbar vermengte.

Nach drei Tagen machte ich dem Abt einen zweiten Besuch. Ich ward steif, wie das erste Mal, doch weniger kalt empfangen. Alles Lästige eines ersten Beisammenseyns schien entfernt; es war mehr Bekanntheit unter uns, weniger Ziererei,

weniger Rückhalt. Herr N. behandelte mich beinahe wie einen Bekannten, wie einen Solchen, den man nicht ungern um sich sieht, für den man Geneigtheit hat, dem man gut seyn könnte. Uebrigens weiß ich nicht, ob mich mein offenes Gesicht empfohlen, oder ob meine Geradheit; genug, ich hatte mir die Zuneigung meines Landsmannes erworben, ein Umstand, an dem ich nicht mehr zweifeln durfte.

Herr Norge schien heute besonders leidend. Er kam mir bleicher vor, als beim ersten Besuche. Seine Stirn war eingefallen. Seine Augen sahen, als hätten sie geweint. Ich machte diese Bemerkungen mit möglichster Bescheidenheit. Es hat immer etwas Lästiges, sich unberufen nach fremdem Kummer zu erkundigen.

Wir hatten schon eine halbe Stunde miteinander herumgeplaudert, als mir Herr N. vorschlug, einen Spaziergang nach dem nahe gelegenen Dörfchen B. zu machen. Der Abend war lieblich. Die Luft frisch, ohne kalt zu seyn. Der Weg in die Berge voll Romantik. Wir gingen. Der alte Diener schloß die Thür, blickte vorher seinen Herrn noch voll Mitleid an, unterdrückte einen Seufzer und schien voll Anliegen und treuer Sorge. Der Abt hatte ihm vorher noch die Hand gegeben und Alles seiner eifrigen Obhut anempfohlen.

„Eine gute Seele," wandte sich Herr N. dann zu mir. „Karl ist mir unentbehrlich geworden. Als ich noch in B. studirte, lernte ich den Alten kennen. Er besorgte mir meine kleinen Haus-Angelegenheiten und gewann sich meine Zufriedenheit. Da nun am Ende die übrigen Seminaristen nicht recht mit den Leistungen des augenschwachen Dieners zurechtkamen, und man sich damit abgab, den Hülflosen vor die Thür zu stellen, entschloß ich mich, ihn zu mir zu nehmen. Ich hatte überdieß seit einigen Tagen die Ernennung zu einer Pfarrstelle erhalten. Er folgte mir, ist treu und ehrlich, thut, was er kann. Thät' er aber auch nichts, so möchte ich ihn dennoch behalten. Man kann nicht jung bleiben, das Alter ist ehrwürdig. Der Seminariums-Diener, der Ausgestoßene muß bei mir bleiben bis an seines Lebens Ende; es soll ihn kein Anderer begraben."

Diese Anhänglichkeit an einen entbehrlich gewordenen Menschen gefiel mir. Ich ersah aus diesem, wie aus manchem anderen Zuge, daß der Abt um Vieles besser war als ich. Aus meiner Bekanntschaft sproßten jetzt edle Entschlüsse. Es geht nichts über Verbindungen.

Wir waren unter kärglichem Zwiegespräche im Dörfchen angekommen. Unser Weg führte uns an einer alten gothischen Kirche vorbei, wovon der

Abt mir Manches aus der Vorzeit zu erzählen wußte. Hinter der Kirche lag der Gottesacker. Es war schon ganz dunkel geworden, als ich immer noch die steinernen Figuren an dem mittelalterlichen Gebäude beschaute. Unter diesem und dem Lesen einiger Grabschriften hatte ich meinen Begleiter aus dem Gesichte verloren. Ich blickte um mich und sah ihn auf einem Grabe knieen, das sich in einer Ecke des Kirchhofes befand, und dessen Erde frisch aufgehäuft schien. Der Abt kehrte mir den Rücken; ich konnte daher sein Gesicht nicht betrachten; aus seiner gebeugten Stellung und aus seinem Händefalten schloß ich auf eine Gebetsbeschäftigung. Bete fort, dachte ich, ich will dich in deiner Andacht nicht stören. Beten ist die allerheiligste der Beschäftigungen, deren der Menschengeist fähig seyn könnte. Sich aufschwingen im Geiste zum Geiste der Geister aus einem inneren, tiefgefühlten Drange — welch ein Vorzug! welch eine Unterhaltung! welch ein Zwiegespräch! Dort stehen vor dem Throne, wo die Aristokratie nichts gilt, neben dem Bettler und wie er mit denselben Vorzügen —!

Der Abt mußte innig beten; er knieete da in sich versenkt und hielt mit beiden Händen das kleine schwarze Kreuz, auf welches zwei Buchstaben geschrieben waren, die ich jedoch, der Entfernung

halber, nicht lesen konnte. Nur zuweilen erhob der Knieende sein Haupt zum Himmel und breitete seine Arme aus, als ob er drüben etwas gesucht, oder als ob er selbst hinüber gewollt hätte, fort aus der Hülle, die erdrückend auf seiner Seele zu lasten schien. Und dann senkte sich sein Haupt wieder, und ich sah, wie er unwillkührlich mit der Hand über sein Angesicht dahin fuhr, wie um seine Augen auszuwischen.

Wer mag da begraben liegen, dachte ich: vielleicht ein Bekannter des Priesters, der sich im Leben seine Achtung erworben, oder sonst ein frommes Glied aus der Christenheerde, für das der Abt zu Gott betet. Wohl auch ein Verwandter meines Begleiters, ein Mensch, der in der Fremde gestorben. Ich suchte und erhielt keine Antwort. Der Gestorbene mußte jedenfalls dem Abt im Leben werth gewesen seyn. Oder wäre die Leiche vielleicht eine jener seltenen gewesen, eine verlorene Seele, die der Fürsprache bedürfen, um mit dem Himmel ausgesöhnt zu werden? — Ich dachte, und da ward es immer dunkler. Der Mond war hell und glänzend, und still und ruhig am Horizont heraufgeschwommen, langsam und voll von Majestät. Endlich stand der Abt auf und trat hervor. Er schien völlig in sich selbst verloren, blickte mich nach einer Weile voll Ueberraschung an, als ob er

sich über meine Gegenwart gewundert hätte, mit der er, aller Vermuthung nach, nichts weniger als zufrieden war. Er richtete keine Sylbe an mich, schritt schnell und doch wie zaudernd über die Gräber der Kirchhofsthür zu, meiner uneingedenk, der ich wie ein müßiger Trabant neben dem Eilenden daher flüchtete.

Des Priesters Betragen gegen mich schien mir keines der schicklichsten. Vor einer Stunde war man mir warm begegnet wie einem Freunde, und jetzt ließ man mich dahin eilen ohne die allergeringste Aufmerksamkeit. An dem Gitterthor des Friedhofes blickte der Abt noch einmal um, sein Auge suchte das eben verlassene Grab, die Thür fiel zu, und wir, oder er, wir wandelten schnellen Schrittes weiter. Meine Rolle wurde mir lästig, gleichwie die Behandlungsweise, der man mich ohne alle Rücksicht preisgab. Es ist mir nicht leicht, in Gesellschaft, und bestände sie aus nur zwei Menschen, stumm zu bleiben. Ich wußte aber kein rechtes Gespräch anzuknüpfen; doch gesagt mußte etwas sein, ich äußerte daher geradehin den Gemeinsatz: „Welch eine herrliche Nacht!“ — Der Abt schwieg. Nach einer Weile fuhr ich fort: „Man athmet den Frühling schon in der Märzluft.“ — Der Abt schwieg. Ich fragte: „Kennen Sie den Vogel, der so

spät dort herüber singt?" — Der Abt schwieg. Ich sagte: „Erlauben Sie, wir gehen entsetzlich schnell." — Der Abt schien nicht auf mich zu achten. Ich folgte mit Mühe. — Noch einige Fragen versuchte ich, noch einige Sätze; keine Antwort. Wir kamen an eine Ecke. Ich war im Begriff, dem Sonderlinge eine glückliche Rückkehr zu wünschen und linksum zu beugen, um des Lästigen los zu werden. Wie ich aber den Mund aufthat und den Priester anblickte, ward ich anderer Meinung. Ich hatte sein Gesicht gesehen. Der Mond warf gerade einen hellen Schimmer darüber. Ich konnte es in seinem ganzen vollen Ausdrucke beobachten. Es war erschreckend blaß. Um den Mund und gegen die Stirn zuckte es krampfhaft. Die Augen schienen verwirrt. Auf der Fläche des Gesichts lag tiefer Schmerz. Armer Mann! dachte oder sprach ich zu mir selber, was hast du? — Gewiß tiefes Weh! — Es muß die Leiche dir nahe angehört haben, die dort, auf deren Gruft du eine Stunde in Andacht und Selbstvergessenheit zugebracht. Es konnte nicht anders seyn. Ich fühlte Mitleid jetzt mit dem Armen; jetzt, da ich gerade daran, dem Abte ernstlich zu zürnen, war ich auf einmal mit ihm ausgesöhnt. Alle Gleichgültigkeit gegen mich war vergessen, ich war ihm wieder gut, herzlich gut.

Auch dachte ich, dürfte es nicht an der unrechtesten Stelle seyn, dem bekümmerten Manne ein Trosteswort zu sagen, wie es innige Theilnahme mir eingab. Ich suchte nach der sanftesten Musik meiner Sprache und äußerte: „Es ist wohl ein lieber Freund gewesen, um den Sie sich betrübt haben?" „Nein!" — erwiederte der Begleiter, und dabei blieb's. Es war dieß ein sonderbares „Nein," ein Laut gar manchfacher Deutung. Erst däuchte es mich, als hätte der Abt meine Frage, als eine unzeitige, gemißbilligt; dann lag etwas in der Antwort, das auf Ueberraschung schließen ließ, und endlich jener Klang, der mir zu verstehen gab, es sey mit dieser verneinenden Erklärung genug, ich möchte mich damit bescheiden. Ich wäre augenblicklich mit Allem zufrieden gewesen; hätte möglicher Weise eine Unbescheidenheit mehr ertragen, ohne böse zu werden. Es gibt Umstände, welche uns Nachsicht einflößen; meiner Meinung nach schien dieß einer jener Umstände zu seyn.

Bis ins Städtchen ward nun keine Sylbe zwischen uns gewechselt. Der Abt blieb in Rechnung mit sich selbst. Er schien etwas mit sich abzusprechen, denn oft hörte ich ein leises, unverständliches Gemurmel, aus dem ich nicht klug werden konnte. Obgleich mich mein Weg nicht

am Pfarrhause vorbeiführte, beschloß ich doch, den Abt dahin zu geleiten, um dann meinen Pfad weiters einzuschlagen, und mich in der mondhellen Frühlingsnacht unter den lieblichsten Naturscenen für alles Das zu entschädigen, was ich jetzt noth- und schicklichkeitshalber einbüßte. Wir gelangten zu des Abts Thür. Sie war geschlossen. Er schellte. Sogleich erschien der bejahrte Diener, hocherfreut, den lieben Herrn wieder zu sehen.

Ich beschied mich am Thor und wünschte dem Manne einen guten Abend. Da erwachte er. — „Nicht bei mir bleiben?“ fragte er halb erstaunt, „das wäre nicht schön. Sie werden's nicht verschmähen, mein Nachtessen mit mir zu theilen. Wir sind allein; ich habe keine Gäste. Uebrigens,“ setzte er leise hinzu, wie vor seiner Einladung bangend, „kommen Sie, ich hätte Ihnen etwas — viel — zu sagen. Ich will Ihnen nicht länger unerklärlich bleiben. Sie sollen sich nicht über meine Handlungsweise ärgern; versagten mir vielleicht sonst das Vergnügen des Wiedersehens. Nicht wahr, Herr Schmidt, Sie bleiben? — Aber hören Sie — ich weiß, Sie willigen ein, ich muß noch um etwas bitten: — bleiben Sie die ganze Nacht bei mir, bis der Morgen kömmt! Meine Erzählung mag die Zwischenzeit einer Nacht ausfüllen, und es soll dieselbe mit

einem Male geendet werden. Ja, Sie bleiben! Ich schicke meinen Karl zu Ihren Wirthsleuten. Er meldet denselben, daß Sie heute Abend nicht zu Hause eintreffen werden. Sie schenken mir die wenigen Stunden. Es soll Sie nicht gereuen. Ich muß endlich doch aussprechen, was mir auf dem Herzen liegt, und was mir die Brust zusammendrückt." —

Der Abt hatte mich am Arme ergriffen; ich ließ mich ins Haus hinein ziehen und harrte nicht ohne Befremden der Dinge, die ich da erfahren sollte.

Im Eßsaal stand ein Mahl bereit. Meines Zuredens ungeachtet war der Abt nicht zum Essen zu bewegen. Er ließ sich Thee machen, und, nachdem ich mit dem Nachtmahle fertig, führte mich Norge in ein kleines Zimmerchen, das ich jetzt zum ersten Male zu Gesicht bekam.

Das Zimmer war einfach; ein Tisch, einige Stühle und ein Ruhebett waren seine ganze Möblirung. Mitten von der Decke herab hing eine Lampe, die der Abt anzündete. Auf dem Tische lagen zwei Kleidungsstücke, die ich unwillkührlich mit Ball-Costumen verglich, das eines Mannes und das eines Frauenzimmers. Der Abt nahte sich dem Tische, nahm das weibliche Kleidungsstück in die Hände, beschaute es eine

Weile, tief ergriffen, drückte es an seine Brust, legte es wieder nieder und kam zu mir.

„In diese Behausung trat noch Niemand, als Sie, Herr Schmidt," sagte er, „selbst Karl noch nicht. Ich komme allein hierher mit meiner Erinnerung und — mit Todten. Seit einigen Tagen schlafe ich hier ein, um des andern Morgens wieder zum Sterben zu erwachen. Das wundere Sie nicht; es ist hier das Grab meines Herzens; hier in diesem engen Raume liegt Vieles, wovon die Welt nichts weiß, wovon sie nichts wissen darf, weil sie mich verurtheilen würde. Aber es ist Jedem erlaubt, ein Grab zu haben, wenn er im Leben, oder wenn das Leben in ihm stirbt. In mir, fuhr er fort, in mir ist es seit Jahren gestorben. Hier liegt's begraben. Hier regen sich die Todten. Doch hier — setzte er dann, wie mit einer großen Ahnung erfüllt, noch hinzu — hier vielleicht auch die Auferstehung. Was von da hinaustritt, ist freilich nur ein Schattenbild. Es haben sich schon Manche vor demselben, wie vor einem Gespenste entsetzt. Uebrigens setzen Sie sich, Herr Schmidt, ich will mich auch setzen."

Der Abt war mehr ergriffen, denn vorher: wunderbar ward mir zu Muthe, halb bange; da reichte ich dem Sprecher die Hand und fühlte

einen warmen Druck. Wo Wärme ist, da ist Leben. „Was Sie jetzt hören werden,“ begann der Abt wieder, und ich glaube noch kein Wort davon aus meinem Gedächtnisse verloren zu haben. Zwei, drei Jahre verwischen von derlei Geschichten nicht viel. Also: „Was Sie jetzt hören werden,“ sagte er, „sey nur zu Ihnen gesagt; wenn's die Leute erführen, würde ich meines Amtes entsetzt und auf die Straße gestoßen. Ich habe ihnen Vertrauen geschenkt. Doch wer weiß, vielleicht erfahren sie's noch, und nicht, um mich zu verstoßen, sondern mich aufzunehmen in die mitleidsvollen, getäuschten Arme. Nur Kraft, Willen und den rechten Moment; die Welt ist ein Narrenhaus, mit dem man spielen kann, wenn man klug und Narr mit ist.“

Der Abt war längst schon von meiner Verschwiegenheit überzeugt; breche ich dennoch jetzt mein Wort, so bedenke man, daß Zeiten und Umstände oft Viel in der Menschen Pflichten verändern. Ist doch der gute, oder wenigstens seltene Mann seitdem selbst der Welt mit Dem vorangegangen, was er zunächst von ihr fürchtete. Das entbindet. Zog er den Vorhang bis zum Drama, warum soll ich das Vorspiel nicht nachholen? — Wollte er das nicht, so ist's mir doch um Verständniß zu thun, daß Alle begreifen, woher die Ueberra-

schung. Eine berühmte Domesglocke bleibt nichts desto weniger die Schelle hinter den Coulissen, welche den Mimen ruft: „zur Scene!“ —

Fahre ich aber fort, ob im Bericht oder „Verrath“ — gleichviel.

„Das Grab, worauf Sie mich heute Abend haben weinen sehen, — erzählte also der Abt weiter — war das meiner Geliebten. Unterbrechen Sie mich nicht, ich muß mich erst in meiner Erzählung sammeln. Ich möchte nicht gestört werden. Kein Abscheu, keine Verwunderung, keinen Beifall, kein Mitleid, nichts, gar nichts. Seyn Sie ein sprachloser Zeuge, der mich hört und versteht. Ich will Ihnen Alles sagen, denn ich weiß es zum Voraus, daß Sie mich künftighin nicht weniger achten, daß Sie mir nicht weniger gut bleiben.“

Der Abt hielt inne, um sich zu sammeln, und fuhr dann fort.

„Meine Eltern habe ich früh verloren. Sie hinterließen mir kein Vermögen; ich kam in das Haus meines Oheims, der allmählich Vaterrechte über mich ausübte. Hier blieb ich bis zum Zeitpunkte, wo ich irgend eine Lebenswahl treffen sollte. Sie werden's nicht vergessen haben, daß ich aus N. gebürtig bin, ich hab' es Ihnen vor einigen Tagen schon gesagt. Das Haus meines Oheims

stieß an dasjenige des Notars, unseres Nachbars, mit welchem mein Vater in Geschäftsverbindung stand. An der Hinterseite der Häuser waren geräumige Gärten, wo man ohne Mühe aus dem einen in den andern steigen konnte. O ich habe selige Tage in diesen Gärten verlebt; von denen will ich Ihnen bald mehr sagen. Folgen Sie zuvor ein wenig dem zwölfjährigen Knaben auf seinen Herzenswegen. Sie waren lichtvoll und ließen auf einen schönen Frühling schließen.

Der Notar hatte eine einzige Tochter; sie hieß Magdalena; hatte blaue Augen und blonde Haare, war schön, sehr schön, von Geist und Gestalt. Damals, ich komme auf unsere Kinderjahre, waren Magdalene und ich wie Bruder und Schwester. Ich war nur einige Jahre älter als sie. Wir waren mit einander aufgewachsen, hatten uns als Kinder geneckt und geküßt; unsere Spiele gemeinsam gespielt. Wir hatten einen Willen, eine Seele, eine Neigung. Wir haben, so viel ich mich noch erinnern kann, nicht ein einziges Mal mit einander ernstlich gezankt — und so gingen die Jahre herum, unter denen sich unsere Herzen aneinander banden, und mir kömmt jetzt manchmal die harmlose Zeit wie ein Maitag vor, an dem die Sonne länger nicht untergehen sollte.

Als ich mein vierzehntes Jahr erreicht, und in meinen Humanitätsstudien immer weiter voranrückte (ich besuchte das Lyceum meiner Geburtsstadt), war auch das Zusammenseyn mit der Kindesfreundin seltener, ohne dadurch die Wärme oder Innigkeit einzubüßen. Unsere Zerstreuungen wurden jetzt anderer Art. Das Kindische war zurückgetreten. Es lag schon viel Mädchenhaftes in Magdalenas Betragen; manchmal kam es mir vor, als wäre sie die alte nimmer, als stände ich viel ferner, viel näher, als sey unser voriges Verhältniß ausgewischt, als hätte ein neues sich angesponnen, von dem ich keine Gewißheit hatte, über das mir nur dunkle Ahnungen vorschwebten, und über das ich mich auch nie recht zur Rede stellte. Wir wurden beide empfindsamer, schienen mehr von einander zu fordern, weniger Nachläßsigkeit zu dulden. Es lag in unserem Benehmen eine gewisse Reciprocität von Achtung und Ansprüchen. Wohl manchmal hätte ich ein Bißchen böse werden mögen und konnte es nicht. Magdalena blickte mich dann mit so gutmüthigen Augen an, daß sich augenblicklich die Empörung in mir legte, und ich ihr ebensogleich mit voller Seele zugethan blieb. Oft, wenn ich sie einen Tag nicht gesehen, erhielt ich den andern Morgen Vorwürfe. „Johann, warum bist du gestern

nicht gekommen? — Ich hatte auf dich gewartet und dir ein Stückchen Kuchen aufbewahrt; es war mir bestimmt gewesen, und du kamst nicht, und du warst lieber mit Andern, hast mich allein gelassen, jetzt kann ich dich nimmer leiden." So sprach sie, gab mir die Hand und blickte mich forschend an, ob ich auch den Sinn ihrer Rede verstanden, ob ich auch gemerkt, wie es ihr mit dem Böseseyn Ernst gewesen.

Ich will Sie nicht mit den mancherlei Kleinigkeiten unterhalten, welche sich je wöchentlich, ja, täglich unter uns zutrugen. Es wäre ohne Bedeutung. Gibt es doch Dinge zwischen zwei vertrauten Wesen, die, eigenthümlich, an und für sich nur Bedeutung haben, die nicht nacherzählt werden können, auch ein Zweiter nicht verstehen würde. Ersparen Sie mir die Schilderung der geheimnißvollen Sprache, die aus jedem Athemzuge weht, aus jedem Blicke spricht, im gleichgültigsten Worte, in der tiefsten Bewegung gefunden werden kann, weil sie zwei Wesen mit einander reden, die angefangen haben, sich zu lieben, mit der vollen Hingabe der ersten, schönen Empfindung zu lieben.

Magdalena wurde mir mehr als eine Schwester. Was aber, wußte ich damals noch eigentlich nicht. Für meine Schwester hätte ich sie übrigens nicht gelten lassen. Sie erreichte ihr sieben=

zehntes Jahr, ich mein neunzehntes. Heute bin ich in meinem sechsundzwanzigsten. Herr Schmidt, ich bin entsetzlich alt geworden.

Wenn mich damals Einer gefragt hätte: „Hast du Magdalena lieb —?“ ich wäre verlegen gewesen, ihm zu antworten, und ich hatte sie grenzenlos lieb. Ich erfuhr dieß jedoch erst, als ich mich von dem theuren Wesen trennen sollte. Kaum maß ich meine Liebe in ihrer vollen Tiefe.

Nachdem ich die Vorbereitungsstudien in meiner Vaterstadt beendigt, war es darum zu thun, über meine künftige gesellschaftliche Stellung nachzudenken. Ich hätte mich gern dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet, um über kurz oder lang unter Anleitung von Magdalenas Vater arbeiten zu können. Ich freute mich zum Voraus all des Glückes, welches mir das Bewußtseyn ihrer Nähe bereiten sollte.

So rechnete ich; aber nicht so mein Oheim. Er hatte den Beutel und die Macht. Ich mußte mich seinem Willen fügen. Stellen Sie sich meine Ueberraschung vor, als ich eines Abends die Erklärung des Mannes vernahm, ich sey dem geistlichen Stande bestimmt. Aus meinem Himmel fiel ich: es wäre mir eher jede andere Wahl beigefallen; ich konnte anfänglich der Willens-Aeußerung meines Oheims keinen Glauben beimessen;

vermuthete in dem Vorschlag den Hinterhalt eines bloßen Scherzes, da mein Oheim himmelweit von dem entfernt war, was man einen sittlich-religiösen Mann nennt. Ich fing daher an, Einwendungen gegen die Wahl zu machen, sprach von meiner Untauglichkeit, von der Abwesenheit jenes innern Gefühls, das zu diesem Stande durchaus nothwendig und allein den Ausschlag geben könnte. — Alles umsonst! mein Oheim hatte seine Gründe, freilich geheime, wie er vorgab, die ich nicht zu wissen brauchte. Er beharrte, mit Eigensinn, auf seinem Vorhaben. Meine Einwürfe scheiterten an den Felsenklippen seines Herzens; ich ward so lange beunruhigt, bearbeitet und gequält, bis ich mich kopf- und sinnlos unter das Joch gebeugt.

Herr, wenn mich dereinst meine Handlungsweise vor Gott verklagt, mein Werk, das große, das ich brüte, mißlingt, so trägt mein Onkel mindestens die Hälfte der Schuld. Damit will ich mich bescheiden; ich bin nicht allein strafwürdig.

Wissen Sie auch, warum mich der unerbittliche Mann zu einem Stande zwang, zu dem ich nicht den geringsten Beruf fühlte? Ich will's Ihnen sagen, ich hab's seitdem erfahren; der Herr verzeihe, wenn ich Unrecht thue.

Mein Oheim war in seiner Jugend ein lockerer Gesell gewesen. Es lag, so wie ich ihn kannte,

wohl eine verworrene Schrift auf Stirn und Wange, die von allerlei unzüchtigem Leben sprach; aber wäre man in dem Unschuldsglauben seiner Jugend Teufels genug, sich in eine Hölle zu stehlen? Seine Gattin hatte mein Oheim von sich gestoßen, um mit einer Dirne ärgerlich leben zu können. Das rechtmäßige Weib starb vor Kummer und Elend. Die Andere fand man einst unerwartet todt. Die Neuigkeit wurde verbreitet, es habe sie ein Schlagfluß getödtet, das Gerücht aber raunte sich Anderes in die Ohren, von dem ich nichts wiederholen möchte. — Sie wissen, wenn man Geld hat, hat man Ehre, Ansehen und Einfluß. Mein Onkel war wohlhabend; ich möchte aber nicht wünschen, daß ein einziger seiner Thaler Zungen bekäme, man würde sonst Geständnisse besonderer Art vernehmen. Lassen wir die Todten ruhen. Mein Oheim ist seit dritthalb Jahren gestorben. Ich habe meine Hände gewaschen und den Antheil des Sündengeldes, der mir zufiel, an die Armencasse vermacht. Eins doch ist mir klar geworden, dasjenige nämlich, daß mich der Unbarmherzige dazu bestimmte, das Sühnopfer seiner Vergehen zu werden. Auf mich legte er seine Unbill, mich riß er aus der Gesellschaft, um mich dem Dienste des Herrn zu weihen; er, der Gottlose, der nie sich selbst diesem Dienste geweiht

hatte, der ihn vernachläßigte, verhöhnte, er brachte es dessenungeachtet dahin, dieser stellvertretenden Genugthuung Glauben zu schenken. Eins wäre damals Alles gewesen: er hätte sich mit seiner Bosheit kreuzigen sollen. — Ich konnte nichts mehr einwenden. Mein Schicksal war bestimmt. Ich war elternlos, arm und ohne Aussicht; mein Oheim versprach mir Schutz und Fürsorge; versprach mir viel, was mir damals blendend in die Augen stach, und was geeignet gewesen, die Eitelkeit der Allergleichgültigsten in Anregung zu bringen.

Der Tag meiner Abreise ward bestimmt. Es sollte nicht lange anstehen. Und Magdalena —! ich hätte ihr nichts von meinem Vorhaben sagen können. Der Gedanke dieses Geständnisses schnürte mir Herz und Brust zusammen.

Sie fragte mich zwar, und oft in den letzten Tagen, nach der Ursache meines stillen Kummers; sie konnte sich nicht erklären, wie ich bei ihrem Anschauen in Gedanken versank und wehmüthig aussah, wie alle Freude von mir geflohen schien. Sie konnte nicht in mein Herz blicken, es weinte unaufhörlich. Unsägliches Weh fühlte ich. Noch stand sie vor mir, und bald sollte ich sie nimmer sehen. Die Gespielin meiner Kindheit, mit der ich aufgewachsen und groß geworden, die alle tiefere Empfindungen in mir geweckt, mit der ich mein

Denken und Wollen vertauscht, mit der ich Eins geworden, ein Leben, ein Wesen, von der ich nun weggerissen werden sollte, weg von der Sonnenwärme meiner Liebe, um mich unter die Gräberdecke eines schwarzen Priester-Rocks zu hüllen!

Unendliche Wehmuth ergriff mich und mehr, was ich nicht sagen kann. Ich kam mir vor wie Einer, den man lebendig begraben wollte, wie ein Verurtheilter, der langsam zum Hochgericht geschleppt wird, wie ein Verstoßener, der den Himmel verloren, und vergeblich nach seiner Seligkeit ringt. Es war damals ein Kampf und ein Krampf in mir, der mir die Glieder, der mir beinahe die Stirn verdreht hätte.

Wundern Sie sich nicht, Herr Schmidt, über diese Geständnisse, sie sind wahrhaftig; ich spreche vom Wahnsinn einer ersten Liebe.

Zwei Tage vor meiner Abreise hatte ich mich Abends unter die Linde hinter des Notars Haus geschlichen. Ich wollte dort mit meiner Erinnerung allein seyn und mit ihr, denn mit Magdalena war ich daselbst oft zusammengekommen.

Ich wollte ganz an sie zurückdenken, und mich ausweinen, anders hätte ich es nicht lange mehr gehalten. Ich wollte bei meinem Schmerze und bei meinen Thränen keine Zeugen haben, und eben darum begab ich mich an den unbesuchten Ort.

Siehe! Magdalena — ich erblickte dieselbe erst, als ich näher gekommen — saß auf der kleinen Bank vor der Linde. Sie hielt ihr Schnupftuch in der Hand, es war feucht; das Mädchen hatte geweint. Ich stellte mich sprachlos vor sie hin, konnte nicht reden, wußte auch nichts zu reden. Was hätte ich sagen sollen? —

Magdalena unterbrach das Stillschweigen: „Johann, du gehst" — — und mit dem fing sie von Neuem an zu weinen. Ich stand verwundert; Magdalena wußte also um die Pläne meines Oheims; ich ergriff ihre Hand; „du gehst," sagte sie wieder und fing heftiger an zu weinen. Ich kniete vor ihr nieder und verbarg mein Antlitz auf ihrem Schooße; ich lag in meinem Schmerze dahingegossen — wir sprachen nimmer. Wir ehrten uns beide. Es war dieß ein weihender Augenblick; unsere Herzen schlossen sich fester; es geschah ein Gelübde um das andere, und doch hörte man keinen Ton, und doch vernahm man keine Stimme. Es muß die Verlobung vor Gott geschehen seyn, dieser Glaube tröstet mich. Es spricht mich von einer Schuld frei, gegen welche sich lange meine bessere Ueberzeugung aufgelehnt hatte. Es stärkt mein Hoffen, das Vertrauen zu dem, was — mit Gott! — kommen wird.

Ich habe damals nicht gesündigt, Herr Schmidt,

mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe. In der Folge habe ich immer mit meinem Gewissen, mit meiner Pflicht und mit meiner Liebe kämpfen müssen. Der Kampf ist noch nicht aus; er wird, er muß noch größer werden, und wehe! erringe ich den Sieg, wehe und Heil! wie Sie wollen.

Als ich, in mich selbst verloren, eine Weile mein Angesicht auf ihrem Schooße verborgen hatte, fühlte ich zwei zarte Hände, die mein Haupt empor richteten. Es waren die der Geliebten. Eine andere Gewalt hätte mich nicht vom weichen Pfühle weggebracht; — ich hätte ewig dort liegen mögen. Sie erhob mein Haupt; ich fühlte den Pulsschlag meiner Schläfe an ihren Fingern. Sie fühlte mein inneres, fieberisch aufgeregtes Leben, und auch in mich strömte der fremde Geist, der mir nicht angehörte. Magdalena zog mich mehr empor und neigte ihr blondes Haupt; ihre Lippen fielen auf die meinen, sie küßte mich, wir küßten uns, zum ersten Male, aus reinem Drange, ohne Zögern, im Vollgefühl des Schmerzes und der Liebe.

Ach! aber — ich erbebte; ich war nimmer allein mit mir, war zweifach, es regte sich ein Engel, ich schwamm in Seligkeit und sah alle Himmel offen.

Wenn mich in dieser Umarmung einer gestört

hätte, Herr, ich darf's von meinem Oheim sagen — ich wäre sein Todtschläger geworden. Damals war ich meiner nimmer mächtig; es geschah eine Entäußerung; ich war der Ihre, und sie — mein. Ich hörte das Pochen ihres Herzens; ich fühlte den Hauch ihres Athems und trank denselben; hätte mich betrinken mögen, um nie und nie wieder aus dem Taumel zu mir selbst zu kommen. Ich war mächtig, kräftig und that dennoch nur, wie sie es wollte, ließ mich leiten, wie ein Kind, das keinen Willen hat und für sich nichts ist, nichts kann, nichts thut — — Herr Schmidt, vergeben Sie dem Ergusse meiner Seele: ich rufe jenen Himmels-Augenblick nicht gern, nicht oft zurück, aber, wenn ihn einmal die Erinnerung heraufbeschworen, dann ist er da mit seiner ganzen Gegenwart, mit seiner ganzen Allmacht, mit seiner ganzen Wonne, mit seiner Betäubung.

Sehen Sie, ich habe mich damals der Welt verpfändet — und ward selber zum Pfande. Was kann ich dafür, wenn ein Gottloser wähnte, mit mir Wucher treiben zu dürfen? — Irren ist menschlich.

Nachdem mich Magdalena geküßt — und sie hielt immer mein Haupt zwischen ihren Händen — blickte sie mich an und sagte: „Johannes, gehst du wirklich fort?" — O, die Frage — Frage

in jenem Augenblick! — Ich sah in ihre blauen Augen, sie waren erleuchtet, der Mond spiegelte sich darin; aber sie waren voll Wehmuth. Wenn ich in der Hölle diese Augen erblickte — glauben Sie mir's, Herr Schmidt, ich hätte meine Seligkeit gefunden. „So gehst du wirklich fort?" — Ich ergriff ihre Hand, drückte sie an meinen Mund und bedeckte sie mit Küssen. Antworten konnte ich nicht; nur das Eine — erinnere ich — habe ich gesagt: „Mein Oheim." —

„Du gehst fort — warum? — und ich muß bleiben, bleiben ohne dich — ich kann nicht mit dir — — O Gott!" — Mein Haupt fiel, und sie verhüllte sich das Antlitz.

So verging eine Weile. Ich war aufgestanden, und hatte mich neben sie hingesetzt; umschlang ihren Leib und zog ihn, den geliebten, zu mir; fragte unwillkührlich wie ein Träumender: „Magdalena, wem gehörst du?" — Sie blickte mich lange an, voll Verwunderung und voll Ueberraschung, sagte dann: „das weißt du nicht?" — fügte auch hinzu: „Doch, doch du weißt es, du mußt es wissen! Es kann mich Niemand sonst verstanden haben, und verstehst du mich nicht, so bin ich nimmer mir selber verständlich."

Wonnetaumel, etwas Unsterbliches zu besitzen, von dem wir sagen können, es ist unser! Ein

fremdes Leben unser! unser mit seinen Neigungen, mit seinem Willen, mit seinen Entschlüssen! unser mit seinem Leib, unser mit seiner Seele; unser mit seiner Freude, mit seinem Schmerz! O, ein solches Eigenthum zu haben! Lassen Sie mich berauscht seyn, Herr Schmidt, nennen Sie mich einen Sonderling, sagen Sie, ich sey Schwärmer, ein Narr, sagen Sie, was Sie wollen, wie Sie wollen, ich versichere, beschimpfen können Sie mich nicht.

Ich hatte die Geliebte verstanden. In ihrer Seele stand mein Name mit Flammenschrift. Mein Leben war gewirkt in ihr Leben, unauflöslich fest, daß, um es zu zerstören, man das Gewebe hätte zerstören müssen. „Ich dein" stand dort. Ich wußte es, aber ich hätte es auch gerne aus Magdalenas Munde gehört; sie wollte es nicht aussprechen, das, wovon ich längst schon unumstößliche Gewißheit gehabt.

„Und wem bin ich?" fragte ich weiter, legte meine Hand auf des Mädchens Herz. — Sie schwieg, bedeckte meine Hand mit den beiden ihrigen, drückte sie an sich, als hätte sie meine Hände in das Herz drücken mögen. „Ja! dein," rief ich leise voll Entzücken, „dein, seitdem ich dich kenne, und früher schon; nicht von ungefähr finden wir uns im Leben, es gibt eine ewige Allmacht

uns zusammen; die Rathschlüsse des Himmels sind unerforschlich und weise — bin dein und will es bleiben. Hörst du, Magdalena? Ich spreche nicht mit dir wie ein Wahnsinniger, spreche aus der vollen Fähigkeit meines Verstandes, thue kein übereiltes Gelübde, beuge mich unter die Götterstimme — die Macht der Welt vermag hiegegen nichts. Das Beginnen der Staubmenschen ist vor Ihm ein eitles Beginnen — und es wird nicht bestehen. Bin dein! es mag sich mein Stand dazwischen legen — was kümmert uns die Scheidewand der Verhältnisse, von sterblichen Creaturen aufgerichtet? Müssen sie nicht zusammenbrechen vor dem Hauche der Gottheit, welche die Eiche aus ihrer Wurzel ruft und Sonnen aufhält in ihren Bahnen? — Ich dein — und legte sich eine Welt zwischen uns — der Allmächtige ist mein Zeuge! — du aber auch mein — — ich gehe in Ketten, aber ich werde frei werden — frei, hörst du, frei! und sollte ich stürzen, was nicht in drei Tagen ward erbaut! harre, hoffe, liebe! — Ich werde zurückkehren und nie mehr von dir eilen; ich werde auf Mittel sinnen und Mittel finden — bewahre mir nur deine Treue, werde nicht schwach, laß auch du dich nicht überwältigen." So sprach ich in dem Augenblick der Begeisterung, und sie hörte mir zu wie eine Geweihete, sagte langsam:

„Johann, meine Liebe ist stark wie der Tod,“ und da schaute sie mich an wie ein Mensch, der Alles glaubt und Alles wagt — hielt ihre Hände gefaltet. Ich wäre für die Wahrheit ihrer Aussage gestorben.

So ward ein Bund zwischen uns geschlossen, dessen fürchterliches Gewicht ich nicht ausmaß. Ich hatte das Geständniß ihrer Liebe gehört und den vorigen Muth wieder gefunden. Es umgaben mich die Geister unserer Liebe. Um Magdalena lag eine Glorie — überall hörte ich Stimmen und sah nichts und hörte nur Stimmen.

„Uebermorgen muß ich fort,“ begann ich wieder; „das theologische Seminar soll einen Zögling mehr in sich aufnehmen. Schon ist mein Name aufgeschrieben auf die Liste Derer, die der Welt entsagen. Ich werde gehen — aber nicht bleiben, nicht bleiben. Siehst du, wenn mich der Gedanke erfaßt, dich vermissen zu müssen, da zerrt er mich mit all' seinen Schrecknissen. Wo du nicht bist, will auch ich nicht seyn. Du bist mir unentbehrlich geworden; mein Daseyn ist an das deine geknüpft, ich muß dich sehen, muß in deine Augen schauen; muß deine Stimme hören, deine Stimme, ach! nicht wie sie unaufhaltsam in meiner Seele wiederklingt, sondern sich ausspricht in Tönen. Die ganze Musik deines innern Lebens muß ich ver-

nehmen. Sie heiligt mich, macht mich fromm und gut; weckt in mir alle Geister, die einer andern Welt angehören und wie Verirrte über dieß Erdendaseyn erstaunt sind und klagen."

Bei diesen Worten hatte ich mich Magdalenen näher gesetzt und ihr Haupt ergriffen; meine Lippen glühten auf ihrer Stirn, auf ihrem Haupte. Sie schmiegte sich an mich. Sie war in meiner Gewalt, gehörte sich nimmer an. Doch war nichts Unreines in unserm Denken, Empfinden, Streben. Es gibt Umstände und Zufälle, wo selbst der Teufel der Liebe sich nicht hineinstehlen kann. Ich hielt ihr Haupt, drückte es an meine Brust. Es rief ihr jeder Pulsschlag, jeder Blutstropfen: Du bist mein! mein — mein! — Meine Wange glühte auf ihren blonden Locken; ich beschaute sie; hätte gewünscht, nur eine davon zu haben, um sie mitzunehmen, und mich jeden Tag mit ihr lebhafter an Magdalenen zu erinnern, um sie zu küssen und in Gedanken die Geliebte — ich stand nicht an, zog das Federmesser, löste, schnitt, hielt das Kleinod in meinen Händen, legte es in meine Brieftasche. — Da ward es mir plötzlich unheimlich in der Brust; es kam mir vor, als hätte ich was gethan, das ich nicht hätte thun sollen, was ich doch gethan. — Auch Magdalena schien verwundert, und wußte

sich meine Kühnheit kaum zu erklären, ich riß mich los, ergriff die Geliebte beim Arme, führte oder zog sie bis vorn an ihr Haus — es war ganz finster geworden, drückte sie noch einmal und zum letzten Mal an mein hochschlagendes Herz, flog zurück, eilte durch des Vaters Garten und befand mich bald in demjenigen meines Oheims. Da, ach! konnte ich's aber nicht länger aushalten. Ich war unter meinen Empfindungen erschlafft — der Schmerz, die Liebe — Gott weiß — unter mir selbst fiel ich zusammen, auf den Rasen, und blieb liegen bis in die späte Nacht.

Endlich rüttelte mich Jemand und wahrscheinlich recht unsanft; als ich die Augen aufschlug, stand mein Oheim vor mir. Ich war schlaftrunken und abgemattet. Er hieß mich streng auf mein Zimmer gehn. Es war schon spät: ob ich, oder wie ich geschlafen, weiß ich nimmer; weiß denn der Kranke der Liebe, was er thut, oder was er nicht thut?! —

Des andern Tages, als desjenigen vor meiner Abreise, wurden alle Anstalten zu meinem Einzuge ins Seminar getroffen. Man bepackte meine Koffer. Der Oheim half; er gab mir Empfehlungsschreiben, die ich in meiner Brieftasche neben der Haarflechte aufhob.

Der Nachmittag war zu Abschieds-Besuchen

bestimmt. Wir endeten beim Notar. O wie zitterte ich an allen Gliedern, als der Oheim an der Wohnstube anklopfte. War es mir doch, als sollte ein letzt Gericht über mich gehalten werden. Wir hielten uns eine geraume Zeit auf. Magdalena erschien nicht. Bald wünschte ich, daß sie kommen möchte, und dann wieder, daß sie nicht käme. Ich hätte, wenn nicht kalt, wenigstens gleichgültig mit ihr seyn müssen, und wie wäre dieß möglich gewesen. Was hätte sie vom gestrigen Abend und von unserer Verlobung gedacht! Sie kam nicht; wo mochte sie bleiben? — Eben erst, als wir im Begriff waren, uns zu entfernen, bezeugte der Vater sein Leid, daß seine Tochter, die einer Unpäßlichkeit zufolge wirklich das Zimmer hüte, nicht habe erscheinen können. Die Nachricht fuhr mir wie ein Strahl durch alle Glieder. Ich fühlte eine augenblickliche Lähmung, konnte nimmer reden. Man merkte meinen Zustand und maß denselben einer Empfindung bei, die man nicht kannte, und die man mit dem Wehmutherregenden des Abschiednehmens verwechselte. Wir gingen. Es war schon Abend geworden. Mein Oheim entfernte sich auf sein Zimmer und rieth mir, ich möchte mich unverzüglich zu Bett begeben, um des andern Morgens in aller Frühe meine Reise nach der Hauptstadt antreten zu können.

Als er fort war, löschte ich zwar das Licht in meinem Zimmer, aber schlafen konnte ich nicht und ging deßhalb auch nicht zu Bett. „Sie ist krank,“ sagte ich; „sie ist krank,“ wiederholte ich zu tausend Malen. O, ich hätte nichts Anderes denken können. „Sie ist krank!“ Ich fühlte Unruhe, eine große Unruhe in mir. „Warum sie krank?“ Nur eine Antwort kam mir, mich als die Ursache ihres Unwohlseyns anzuschuldigen.

Sie krank, und ich sollte fort, fort ohne ihr Verzeihen? — Noch einmal wollte, mußte ich sie sehen! diesen Abend, diese Nacht noch. Aus meinem Zimmer hätte ich kommen können, aber dann führte ein Gang vor des Oheims Schlafzimmer vorbei. Der geschwächte Mann hatte einen nur leisen Schlaf; das Geringste wäre im Stande gewesen, ihn aufzuwecken. Hätte er mich entdeckt, was wäre aus meinem Nachtwandeln geworden?! Ich fürchtete mich, es ward mir bange darüber, und mitten hinein drang wieder und immer wieder eine Stimme, die da rief: Magdalena ist krank! Sie mußte gerufen haben, denn es zog mich zu ihr fort. Ich konnte nimmer bleiben. „Hinaus, hinaus!“ faßte es mich, „und sind draußen zehn Dolche auf deine Brust gezückt!“

Ich nahm meine Uhr, suchte, da ich die Zeit nicht erkennen konnte — es war finstere Nacht —

mit den Fingern, und fühlte heraus, daß es bald Eilf seyn mochte. „Jetzt fort," seufzte ich, „fort!" lauschte an der Thür, öffnete leise das Fenster, — es war Alles still; streckte den Kopf zur Thür hinaus, es blieb still; nun die Stiefel aus, und — hin den Gang ging's; da war das Schlafgemach des Oheims. Mit den Ohren am Schlüsselloch hörte ich sein Athmen. Er schlief. Ich eilte die Stiege hinunter, fand aber die Hausthür verschlossen; kehrte zurück, kam in den Hof und stand nicht an, — mit einem Sprung war ich über die Mauer. Jetzt hinüber! Magdalena's Schlafzimmer ging in ihres Vaters Garten. Sie bewohnte den zweiten Stock. Es war Alles still, oben doch bemerkte ich im Zimmer einen Menschenschatten; Magdalena war also nicht allein. Ich harrte wohl eine Stunde. Die Oktobernacht war kalt; mich fror; meine Füße hatte ich mir an einem Scherben wund getreten, und das schmerzte mich. Die Person aber im Zimmer verschwand immer nicht. Ich kehrte sonach in das Haus des Oheims zurück, ebenso geräuschlos als ich gegangen. Dort angelangt, machte ich Licht. Immer noch war kein Schlaf in meinen Gliedern. Sie krank! ich sie nicht sehen! O, das quälte mich ohne Unterlaß. Ich zog das Stückchen Glas aus dem untern Theil des Fußes, wusch die Wunde und lief dann

im Zimmer auf und ab. Je zuweilen blickte ich zum Fenster hinaus und horchte nach dem geringsten Geräusche. Die unbedeutendste Bewegung jagte mir Schrecken ein; ich war in großer Unruhe.

„Sie nicht sehen!“ — Eben schlug es Eins. Die Kirche rief mir vom Thurme herab: In zwei Stunden holt dich der Eilwagen, dann fort, der Himmel weiß, für wie lange, fort von ihr! — Und doch mußte ich sie noch sehen, das war eine Nothwendigkeit, ich fühlte es; aber wie? wie sie sehen, sie, die krank auf ihrem Zimmer liegt und gehütet wird?! Ich sann, sann, und konnte lange kein Mittel finden. Ich hätte mich verwandeln mögen, um wie ein Vogel an das Fenster ihres Gemaches zu fliegen. Da kam mir plötzlich ein Gedanke, der hell in meine Seele fiel. Ich stand nimmer an, der Entschluß war gefaßt. „Ich werde dich noch sehen!“ sprach ich und lief in meiner Stube auf und ab, überlegte den Plan.

Eben als ich zu meinem Bücherschranke trat, fiel mir ein Rosenstock in die Augen, den mir Magdalena vor einigen Wochen zum Geburtsfest geschenkt hatte. Es neigten sich mir zwei liebliche Knospen entgegen, kaum halb geöffnet und voll süßen Duftes. Ich schnitt die Zwillinge ab. „Die will ich ihr bringen,“ sagte ich — machte mich zum zweiten Male auf und schlüpfte wie ein

Nachtgespenst denselben Weg wie früher zum Hause hinaus, und kam pfeilschnell in des Notars Garten an dieselbe Stelle, wo ich kaum eine Stunde zuvor länger denn Stunden vergebens zu der Geliebten Fenster hinaufgeblickt hatte.

Noch war Licht in ihrem Zimmer, aber ein mattes Licht. Hätte ich doch Riesengröße gehabt, um zum Fenster hineinzuschauen! Ich dachte sie mir droben im Bett, leidend und schön, und vielleicht von denselben Gefühlen bewegt, die stürmisch mein Innerstes durchtobten. Ich zauderte eine Minute, hielt meine beiden Rosenknospen und untersuchte das Rebgeländer, das bis ins erste Stockwerk reichte. Von dort bis an Magdalena's Zimmer war noch ein wenigstens fünf Fuß breiter Zwischenraum. Ueberdieß waren die Fenster geschlossen, die Gardinen beinahe ganz vorgezogen. Ein Hineindringen, ja selbst ein bloßes Hineinschauen wäre unmöglich gewesen. Indeß Liebe und Sehnsucht sind ebenso erfinderisch als kühn. Hatte mich ein glücklicher Gedanke zuerst ans Hinaufklettern gemahnt, so bestimmte mich ein zweiter, mich zum Ziele zu wagen.

Ich wußte die Küche; sie befand sich auf der einen Ecke des ersten Stockes. Ich lief hin — das Fenster stand offen — nahm die Blumen zwischen die Zähne, und hastig wie eine Katze,

ja noch hastiger vielleicht, stieg ich an den Latten hinauf, gelangte ohne Unfall zum Küchenfenster, wand mich hinein und befand mich nun in des Notars Hause. Von hier aus kannte ich genau den Weg, welcher nach Magdalenens Gemach führte; obgleich es stockfinster um mich war, hatte ich mich doch nicht in meiner Wegesrichtung geirrt. Langsam stieß ich und bedächtig die Küchenthür auf, bewegte mich auf den Zehen weiter, kam an die breite Wendeltreppe, schlich da hinauf und — befand mich jetzt nur noch sechs Schritte von dem ersehnten Gemache. Ich stand stille, denn ich mußte athmen, was ich bis dahin nicht gewagt hatte. Ich blickte in der Finsterniß um mich her, gewahrte aber nichts und hörte nichts. Draußen nur sauste der Nordwind durch die Aeste der Bäume und schüttelte das Spätobst, das der Wurm durchstochen hatte.

Als ich mich versichert hatte, daß Alles ruhig war, kroch ich weiter, immer weiter, bis zur Thür. Jetzt erst fiel mir ein: wenn sie geschlossen wäre! fiel mir ein: wenn sich eine fremde Person im Zimmer befände, wenn solche wegen des nächtlichen Besuchs Lärm machte, Magdalenens Vater, vom Zeter aufgeschreckt, herbeieilte und dich, einen Ehrlosen, zum Haus hinauswürfe, — wenn dein Oheim dieß dann erführe! — Heilige Mutter

Gottes, Heilige, die ihr den Namen gegeben, stehe mir bei! — was dann?! —

Ich bebte zusammen vor dem Gedanken! — Wer stand je da, wo vor und hinter ihm ein Abgrund, er nicht mehr vor-, nicht mehr rückwärts kann? — Er mag ungefähr ahnen, wie mir jetzt zu Muthe. Dann wünschte ich auch fast wieder, es möchte so kommen: mit der Priesterschaft wär' es ja aus gewesen. Doch was dann? — Ich verstoßen, Magdalenens Ruf, die Folgen des Schreckens, vieles Andere noch, — — ich hielt mich todtenstill vor der Thür.

Da bückte ich mich, lugte durchs Schlüsselloch. Ich sah nichts als eine schwache Erleuchtung, die im Zimmer war; brachte mein Ohr ans Schloß und hörte wiederum nur ein Geräusch wie das, welches durch das Athmen eines Menschen verursacht wird; lauschte aufmerksamer, es blieb der einzige Athem. Dessen versichert, griff ich endlich nach der Klappe — o Herr Schmidt! — dieser Moment! Alles zitterte an und in mir, es ist ein unbeschreiblicher Augenblick in meinem Leben gewesen. Ich werde ihn nicht vergessen. Ich ergriff die Klappe, öffnete — die Thür war nicht verschlossen — sie wich, ich befand mich im Zimmer, und machte unvernehmlich sachte die Pforte wieder hinter mir zu.

Magdalena, sonst war keine Seele da. Einige Minuten blieb ich wie angewurzelt am Eingange stehen; es lag ein unnennbarer Zauber über mir. Eine laue Luft wehte mich an — Magdalenens Athem; ihr Leben ward mir mitgetheilt! — Ich wollte mich sammeln, fand aber weder Gedanken, noch Worte. Hinüber zu ihr zog es mich. Da lag sie im Bette, die Einzige. Noch konnte ich sie nicht recht sehen! Ihr Haupt war hinter dem Vorhange verborgen, der das Bett umschloß. Da lag das theure Wesen hinter seinen geheimnißreichen Falten! —

Auf dem Nachttischchen stand eine Lampe mit einem Fallschirme von grüner Seide: wie das ewige Licht in einem Tempel, brannte das Flämmchen darunter! Unten am Bette stand ein Stuhl, worauf der Schlafenden Kleider lagen.

Ich trat näher, bis vorn ans Bett, hielt meine Brust, und hätte das Herz in seinem Schlagen aufhalten mögen. Ich beugte meinen Kopf hinter den Vorhang, — da sah ich sie — Herr Schmidt — da sah ich sie!! Ich zog den Vorhang etwas zurück, damit ich ihr Antlitz besser beschauen konnte; sah sie immer mehr, endlich ganz. Ach! wie bleich war die liebliche Knospe! eine Wolke lag auf ihrer Stirn, in den Mundwinkeln ein verzückter Schmerz. Sie mußte träumen,

manchmal zuckte es auf den Wangen bis an die geschlossenen Augen.

Unruhig griff sie mit der Hand um sich her; die Bettdecke und ihr schneeweißes Wämschen hoben sich rascher, ihr Herz schlug schneller. Magdalena mochte nicht an den Besuch gedacht haben; da sah ich den blühenden Busen, seine lebendige Frische, seine köstliche Fülle. Endlich seufzte sie tief, doch immer schlafend ward sie wieder ruhiger und schien ungestört fortzuschlummern. Ich legte meine beiden Rosen auf das Nachttischchen, bog mich auf das Bett hin bis zu ihrem Kopfe, beschaute das vielgeliebte Angesicht nach allen seinen Zügen, berührte leise ihre Lippen und bog mich wieder zurück, in Anschauen verloren. So stand ich ohne einen Gedanken, als mit dem Gefühle der heiligsten, reinsten Liebe, bis die kleine Wanduhr in langen hohlen Tönen Vier schlug. Es rief mir in die Ohren und in mein Herz, daß ich's mit Beben vernahm — „Jetzt geh! geh! darfst sie ja doch nicht mitnehmen."

Nicht mehr blickte ich hinter den Vorhang, nicht mehr um mich; ich traute nimmer, sie anzurühren. Meine Lippen brannten, aber meine Augen wurden nicht feucht; in mein Herz griffen feurige Zangen. Aus der Brust herauf rief es: Lebe wohl, leb wohl!! — Magdalena mußte

den Ruf meines Geistes gehört haben. Sie lispelte unverständliche Worte, vielleicht meinen Namen und da rief ich noch einmal: Lebe wohl! und — ging denselben Weg, den ich gekommen war. Als ich mich durchs Küchenfenster hindurch machte, däuchte es mir, als wäre eine Thür aufgegangen, und als hörte ich Menschentritte. Desto schneller rannte ich, oder fiel vielmehr das Stab-Geländer hinab, raffte mich auf und kam ohne Unfall auf mein Zimmer. Die beiden Rosen hatte ich bei Magdalenen zurückgelassen.

Eine halbe Stunde nachher klopfte mein Oheim ans Zimmer und war höchst erfreut, mich wach zu finden. Er hatte ein Frühstück bereiten lassen, um, wie er vorgab, mich auf die Reise zu wärmen — der Mann wußte nicht, welche Feuer in mir brannten. Ich ließ das Frühstück stehen. Bald rollte der Wagen vor; ach! als fielen Grundschollen auf den Sarg meiner Liebe, so war mir's. Ich stieg ein, mein Oheim mit mir; und fort ging's.

Noch heute kann ich mich gut entsinnen, was ich unterwegs mit dem Manne gesprochen; Nichts war's, nichts habe ich mit ihm gesprochen. Ich lag in der Wagen-Ecke und hatte die Augen zugedrückt; dachte an Magdalenen und während der ganzen Reise war ich ununterbrochen mit ihr beschäftigt.

Als der Morgen zu dämmern anfing, und die Helle zunahm, dachte ich: Jetzt wird sie vom Schlummer erwachen, den Vorhang zurückziehen, die Rosen erblicken und — — — Aber mußten denn die Blumen gerade durch mich dort hingelegt worden seyn? was mochte unwahrscheinlicher erscheinen, als eine solche Vermuthung? — waren sie nicht stumme, sprachlose Zeugen meiner Liebe, die gar nichts sagen konnten, nicht warum, nicht woher, nicht durch wen sie gekommen? — Hätten nicht die Blumen von jeder andern Person herkommen können? und welch eine Bedeutung hätten sie alsdann gehabt! Sie konnten nichts erzählen von mir Armen, der ich fort mußte wider meinen Willen, mit einem traurigen, schweren Herzen. Sie konnten nicht sagen: Wir sind Unterpfänder der Liebe; beschau uns, Mädchen, und denke immer an Den zurück, der dich tief im Herzen trägt! So blieben sie vielleicht ohne Aufmerksamkeit liegen, bis die Magd die verdorrten Zeugen meiner Anhänglichkeit zum Zimmer hinauskehrte. Diese und derlei Gedanken erregten peinliche Gefühle in mir, aber ich konnte nicht davon frei werden. Dann dachte ich wieder: Wie wird ihr seyn, wenn sie an mich zurückdenkt, sie, durch das Abschiedsweh krank geworden, sie, die Innigfühlende, die mich lieb hatte? — Ich will Ihnen nicht weiter

von diesem Seelenprozesse sprechen, wie ich denselben nach allen Seiten hin ausgesponnen; ich würde nicht fertig damit, und es hat sich auch Vieles aus meinem damals brennenden Kopfe ausgewischt.

Gegen Abend kamen wir zur Stadt. Von Ferne sah ich den großen Dom, dessen Thurm bis in die Wolken reicht, an einem Ende an der Erde hängt, mit dem andern im Himmel, um Erde und Himmel mit einander zu verbinden, oder um Himmelsandacht, Himmelseintracht, Himmelsliebe auf die Erde herabzuziehen. Mir schauderte vor dem Gebäude mit seinen kolossalen Formen. Es ist riesenhaft groß. Zuweilen kam's mir vor, als sähe ich Geister in den Lüften um das Kreuz herumfliegen, das kalt und unbeweglich dem Tanze zusah. Mir wurde unwohl und bang. Die Geister verlängerten sich, zerrten mit hundert Armen an dem geweihten Hause und ließen nicht Ruhe, bis der Felsenberg mit herumtanzte immer schneller und schneller, daß die Erde erdröhnte, und es durch die Lüfte scholl, als nahte das Gericht der Welt. Ich hielt mich am Wagenfenster und schlug die Augen auf. Bald war ich fromm, bald voll Aberglauben. Bald blickte ich anderwärts, um das Gebäude aus dem Gesichte zu verlieren, und sah es dennoch noch; ich drückte meine beiden Hände auf die Augen, sah es aber wiederum,

dachte an Magdalenen, und sah es immer; der Dom ward lebendig, und da ich entrinnen wollte, griff er nach mir und preßte mich in seine steinernen Arme; plötzlich war ich mit den Füßen an den Pforten aufgehangen. Um mich her stand eine unzählige Menschenmenge. Alle schrieen: Kreuziget ihn! — Ich hatte ein ernsthaftes, bedenkliches Fieber.

Endlich fuhren wir zum Thore hinein. Dumpf rasselten die Räder und erschütterten mein ganzes Seyn. Ich griff abermals nach dem Wagenfenster, als ob ich hätte sollen verloren gehen. Mein Oheim merkte nichts von meinem innern Kampfe, doch blickte er mich zuweilen forschend an: ich muß ungewöhnlich übel ausgesehen haben; aber er schwieg und schien mit sich und — mir zufrieden.

Langsam fuhren wir die breiten Gassen dahin. Ueberall ein reges Gewimmel; wo uns Menschen entgegenkamen, war mir's, als ob ein Jeder gerufen hätte: „Da kömmt auch der Künftigen Einer, die da geopfert werden dem unbarmherzigen Gotte!" — Ich geopfert?! Hätte ich ihnen nur antworten dürfen, was sich damals in dem Busen regte; aber ich konnte es nicht, weil es mir selbst noch — ein Traum, ein dunkles Hoffen, Bangen.

Wir kamen ins Gasthaus. Mein Gepäck wurde auf einen Karren geladen und mein Oheim

brachte mich nun in die Einthürmung. Ich ging neben ihm her, sagte nichts und antwortete nichts — als etwa ein Ja oder Nein. Er folgerte die Einsylbigkeit aus dem Bewußtseyn meines künftigen Berufes, dem ich entgegen ging oder vielmehr gehen mußte.

Das Seminar ist ein großes steinernes Haus, das beinahe die ganze Seite einer Straße einnimmt. Auf die Straße heraus sind auf dem Erdgeschosse und im ersten Stockwerke nur Schein- und zugemauerte Fenster. Eine wohlgemeinte Verfügung, die den Ankömmlingen jede Verbindung mit Nachbarsfenstern unmöglich macht. Da ward das Gebot befolgt: „Wir wollen sie nicht führen in Versuchung!" — Wir gingen zum großen Thor hinein; mein Oheim erkundigte sich nach dem Vorsteher; er war wirklich unpäßlich und daher unsprechbar. Ich ließ dem ehrwürdigen kranken Herrn die Empfehlungsschreiben bringen und wurde sonach in einen Saal gebracht, wo einige meiner künftigen Commilitonen in langen schwarzen Röcken auf- und abliefen. Mein Oheim gab mir die Hand und gute Ermahnungen, machte ein väterliches Gesicht und ging. Ich habe ihn nimmer wieder gesehen.

Jetzt also war ich da, wo — Ich stand eine Weile, weiß selbst nicht warum, auf demselben

Platze, und wäre wahrscheinlich bis den andern Tag stehen geblieben, hätten mich nicht einige Schwarzröcke, meine Seminariumsbrüder, zu mir selber gebracht: Neugierde, Geschwätzigkeit und sonstige Beweggründe führten dieselben zu mir. Sie sprachen anfangs mit einer etwas arroganten Herablassung, die mir höchst widerlich auffiel. Es war eine Art vornehmer Freundlichkeit, die ich nicht begriff, und unter die ich mich nicht bequemen konnte. Ich war daher nicht sehr zur Mittheilung gestimmt, wortkarg, und verleidete den unbekannten Hausgenossen die Wonne, etwas mehr von mir zu erfahren, als sie vielleicht schon wußten. Es herrschte in dem langen Saale allmählich ein unbegreifliches Getümmel. Hier maßen, wie ich Ihnen soeben gesagt, einige Engverbündete die Länge des Zimmers und handelten mit Gewichtigkeit Gegenstände ab, die eben gar nicht von Bedeutung schienen. Dort stand Einer in der Ecke und recitirte im Gelärm eine Homilie des Chrysostomus, gestikulirte wie ein Rasender und verdrehte das Gesicht, daß einem hätte angst und bange werden können. Hier war wieder eine Gruppe, in deren Mitte ein Sprecher das Wort hatte und sich heiser redete, am Ende aber doch nichts sagte. Dort Zwei mit Geigen, die Motetten des Zingarelli und Vaccai so gräßlich schön

spielten, daß es einem die Ohren zerriß. In nicht geringerer Entfernung saß ein anderer Virtuos, der sich am Clavier abmüdete und vor Arbeit durch und durch naß war. Da vier Sänger, die mitten im Chaos ein religiöses Quartett probirten und andächtig in den Lärm hineinbrüllten. Dort wälzten sich einige auf dem Boden, ihre Körperstärke und Gelenkigkeit in gymnastischen Uebungen erprobend und sich blaue Gesichter schlagend. Es war ein Gezank und Geschrei, Herr Schmidt, wovon es mir unmöglich wird, Ihnen einen Begriff zu machen. Denken Sie sich, wie mir da zu Muthe „unter den Ungeheuern der traurigen Erde." — Wie mir zu Muthe geworden, wie ich jetzt zu Muthe — bei Gott! die Welt, nie Sie blos, soll's erfahren; denn der Fluch ist furchtbar und sein Zorn gewiß. Alles muß reif werden erst. Verzeihen Sie, ich bin strafbar, wenn ich Alles erzähle, wie es mich überrascht hat, wie es kam und kommen mußte, wunderbar kommen mußte, was ist oder werden wird, wenn ich von den Eindrücken spreche, die mir noch im Gedächtniß enthalten, und die allein fähig sind, eine That zu erklären, die alle Welt begriffen haben wird und dennoch nicht begreift, bis ich ihre Geschichte selbst aufhelle. Schrecklich freilich, daß dann Vielen der Staar schmerzlich oder wonnig bricht.

Abends hörte ich eine Glocke. Erst glaubte ich, es wäre irgendwo Feuer ausgebrochen; denn plötzlich gab es im Saale, wo ich mich aufhielt, ein Durcheinander, daß einem Hören und Sehen verging. Man öffnete Pulte, machte Gepolter, schloß Schlösser und warf Stühle um und stolperte darüber. Dort flogen Thüren, hier rollte man rasselnd die Stiege hinunter. Verwundert blickte ich um mich und eilte zu einem der Tollsten, ergriff ihn und fragte: Bruder, wo brennt's? Der glotzte mich mit großen, rothen Augen an, platzte laut lachend, wie wenn er mich hätte verspotten wollen, heraus: „Drunten im Refectorium, in den Suppenschüsseln." Das Nachtessen also hatte den Aufruhr hervorgebracht. Herr Schmidt, ich hatte Glauben an hungrige Geister, aber von solcher Gefräßigkeit war mir selten noch etwas vorgekommen. Als Alles fort war, blieb ich allein im Saale. Bald jedoch holte mich der Tischvorsteher; ich mußte mich wider Willen den Gierigen anschließen, die mit allen ihren Gliedern arbeiteten, um ja nicht hintenan zu bleiben.

Nach dem Nachtessen wurde lateinisch gebetet und gesungen; dann ging's zu Bett.

Im Schlafzimmer, das mir angewiesen wurde, befanden sich noch fünf andere Schlummergenossen, meist neue Ankömmlinge, mit denen ich mich in

keinen weiteren Verkehr einließ. Wir mußten uns ohne Licht auskleiden, und so wußte ich eigentlich nicht, mit wem ich mich zusammen befand; ich bemerkte erst am andern Morgen und an den folgenden Tagen, daß man mich mit recht guten Bauerngesichtern zusammengestellt hatte.

Fragen Sie mich nicht, ob ich mit diesen Unterhaltung pflog; ich möchte keinem meiner Amtsbrüder Uebels nachreden, und — Einfalt ist eine seltene Gabe — Sie verstehen mich.

Des andern Tags ließ mich der Vorsteher des Seminars zu sich rufen.

Der alte, ehrwürdige, abgelebte Herr saß in einem bepolsterten Lehnstuhle und schien noch nicht ganz hergestellt. Er empfing mich herablassend, mit priesterlicher Salbung. Er pries meinen Entschluß, der Welt mit ihrer Schalkheit entsagt zu haben, um mich dem Herrn und seinem Dienste zu weihen. Der Vorsteher hielt einen langen Sermon, auf den ich nicht Acht hatte, sprach vom Dienste der Entsagung, vom Leben der Heiligen, vom Kampfe mit der Versuchung, vom Sieg über die Lüste, von Himmelskronen, von der Palme des Gerechten. Er weinte am Ende vor Freude; ich weiß nicht, ob es über mich oder über sich selber geschehen. Ich hätte über nichts des Vielen weinen können; wohl aber über manches Andere.

Der Vorsteher pries mir nach seiner Rede Gehorsam an, sprach von Fleiß und Sittlichkeit — dann konnte ich gehen.

Er hatte es gut gemeint, der bejahrte Mann; er wollte mir in die Seele hinein reden, um mich Weltkind, das er nicht kannte, zu gewinnen, und um auf ein Reislein mehr aus der Siegeskrone Anspruch machen zu können, wovon er mir eben mit ominösem Feuereifer gepredigt hatte.

Ich muß eingestehen, die Ermahnung des Mannes verfehlte damals ihre Wirkung. Es loderte eine Flamme in mir, die sich immer tiefer ins Herz hineindrängte und aus der hernach, trefflich geschürt von Zeit und Begegnissen, ein Kohlhaufen ward, auf dem Feuer brennen, um die Sie auch nicht schelten dürfen, Herr Schmidt, auch wenn es Sie siedend heiß durchrießelt, sobald Sie, der Erste, offnen Auges hineinschauen. Sie ward mir zur Qual, die Ermahnung, ward mir zur Wollust — und mit Allem versetzte sie mich in große Unruhe. Später sollte es anders gehen; ob besser — —? ich ward ruhig, wie der Schiffer, der erst lange im Sturmeswetter mit dem wüthenden Meere kämpft und sich zu retten sucht mit Hab und Gut, bis Hab und Gut verloren, an einem Felsen zerschmettern; bis ihm nichts mehr geblieben als sein Leben, das er auf einem

Balken ans Ufer rettet. Nichts mehr? — doch den Willen, und was ist Eisen gegen den Willen? — mehr: ein Schwerdt, zweischneidig, gegen Haß, unversöhnlichen Haß, Rache? — So ward ich ruhig, und erwachte wie jener aus der Betäubung, blickte über den todesstillen Ocean und suchte meine Fähre, meine Habe und mein Gut und mein Alles; am Ende aber fand ich nur mich, am Ende betastete ich nur noch mich, fühlte nur noch mich mit dem überdrüssigen Leben. Wir wollen nicht vorgreifen in der Erzählung; Sie haben bis hieher die Güte gehabt, mir nachzufolgen; mein Roman, und das ist er, kann von jetzt an nur an Interesse gewinnen. Ich mußte das Alles, was Kleinigkeiten scheinen, vorausschicken: Eichen sind Eichen, aber doch aus Eicheln entsprossen!" —

Hier hielt der Abt einige Augenblicke inne, und schlürfte aus der Theetasse, die neben ihm stand, eine kaltgewordene Erfrischung; dann fuhr er fort, bedeutungsvoller, verheißenderen Blickes fort:

„Unsere Studien fingen an; wir hatten fanatische Professoren (Fanatismus ist nothwendig in religiösen Gegenständen); es ward kein Mittel vernachlässigt, das unsern Eifer anflammen und auch uns zu Fanatikern machen konnte. Der gehäuften Arbeit zufolge zählte ich wenig Freistunden.

Die Tageszeit bis in die Nacht war unter Studiren und Beten und sonstige Religionsübungen getheilt und — in Essen und Trinken.

Mitten in meinen Beschäftigungen, wenn ich daran war, die Kirchenväter zu lesen, überkam mich eine Langweile, von der mich keine Anstrengung los machen konnte. Ueber allem Lesen fiel mir meine Geburtsstadt ein, unser Nachbarshaus, Magdalena — da wußte ich von keinem Kirchenvater mehr; glauben Sie mir's, ich hätte alle vergessen und hätten sie mir die Versicherung der ewigen Seligkeit, von Gottes eigener Hand unterzeichnet, überbracht. Nicht wahr, ich war damals ein elendes Menschenkind? Das werden Sie im Stillen sich eingestehen. Doch, ich bitte, verurtheilen Sie mich nicht, es wäre zu früh. Was auf der Erde geschehen soll, für die Menschheit, und wär' es selbst für den Himmel, muß auch auf und in der Erde wachsen. Von Menschen geht nur Menschliches aus und kann Alles auch nur eine menschliche Ursache haben.

Ich weiß, ich that nicht, wie ich hätte thun sollen; ich that nicht recht. Ich saß oft im großen Schulsaale mit meinen Lehrgenossen, blickte den Professor sammlungsvoll an, wenn er eines der Evangelien las, und die Gotteswahrheit verdeutlichte, die lebendig im todten Buchstaben ver-

graben. Der Professor schien sich dann über den aufmerkenden Schüler zu freuen; ließ ihn in der Folge oft seine Geneigtheit fühlen; — ich ward, ohne es zu wollen, sein Liebling. Aber der gute Mann hatte nicht vermuthet, — was eigentlich war; — meine Andacht galt nicht ihm, meine Sammlung war nicht für ihn, sie war nicht in Luca, nicht in Johannes, und nicht in der heiligen Geschichte — ich dachte unaufhörlich über das Evangelium meiner Liebe, hielt mich an den dunkeln Stellen auf, die anfingen, unleserlich zu werden, gleich als ob eine böse Hand angefangen hätte, die Schrift auszulöschen.

Ich schalt über den Feind und kannte ihn nicht, nicht so wenigstens, daß ich mich hätte ernstlich widersetzen können. Noch weiß ich nicht, ob es die Trennung gewesen und das Entferntseyn, die Abwesenheit der Geliebten — ihr Bild schwebte mir frisch in den Gedanken, die Haarflechte nahm ich jeden Morgen aus der Brieftasche, betrachtete sie minutenlang und zauberte die Ferne heran — die Entfernung konnte es nicht seyn. Vielleicht die fremden Eindrücke meiner Umgebung, das Theaterartige der Ceremonien, die Einflüsse meiner Vorgesetzten, die ununterbrochenen Studien, das Bekanntwerden mit Dingen, welche der Mensch nicht zu kennen braucht, das

Ringen nach Wahrheit, der Streit mit dem Zweifel. — Es war vielerlei, was mich beunruhigte und mein Nachdenken in Anspruch nahm und Magdalenens Bild etwas ferner rückte, so zwar, daß ich sie nie aus dem Gesichte verlor. Es war ein Glaubens- und Gewissens-Prozeß, den ich durchfechten sollte, ohne verloren zu gehen, ohne abtrünnig und aufrührerisch zu werden.

Unter diesen Dingen, in diesem Kampfe brachte ich ein ganzes Jahr zu. Wir waren selten zum Seminar hinausgekommen und immer nur in großer Anzahl, unter Aufsicht besonderer Wächter. Ich erhielt keine Besuche, keine Briefe, diejenigen des Oheims ausgenommen, der meine Kostangelegenheiten in Richtigkeit brachte. Hiemit war's abgethan, darauf beschränkte sich alle seine Mittheilung.

Nach dem Notar hatte ich mich nie erkundigt, auch nicht nach seiner Familie. Ich fürchtete, man hätte mein Geheimniß entdecken mögen, und hielt fest an meinem Eigenthum, das mir nicht gehörte, mit dessen Einbildung ich mich so sehr täuschte. So wußte ich lange nicht, was in der Heimath vorging, als ich endlich einstmals unerwartet eine Neuigkeit erfuhr von so ungeheurem Inhalte, daß mir anfänglich um mein Leben bangte. Mein Oheim schrieb wie gewöhnlich wegen Kostberichtigungen. Am Ende des Briefes dann stand ganz

obenhin: des Notars Tochter, meine Jugendgespielin, habe sich kürzlich mit einem protestantischen Geistlichen verehelicht! Protestantischen Geistlichen! — Verehelicht! — Fassen Sie diese Worte, Herr Schmidt! fassen Sie sie, halten Sie sie fest bis zum letzten ihres Gedankensinns, und Sie haben Anfang und Ende meiner ganzen furchtbaren Geschichte, meines Elends, meiner Qual und meiner Herrlichkeit, der wonnig süßen Rache, in der aber der halben Menschheit Heil erblüht.

Ich las die unglückseligen Zeilen, die da standen, als hätte der Tod sie hingezeichnet mit seinem Griffel der Vernichtung; wollte mich des Irrthums überreden, las wieder, wieder, wieder; meine Hände zitterten, die Buchstaben tanzten vor meinen Augen. Alles zehnfach sahen diese — aber es stand da, der ganze volle Satz, mit schwarzem Griffel klar wahrgeschrieben. Mir schwindelte, ich verlor die Sinne und fiel in einer Ecke nieder. Als ich zu mir gekommen, befand ich mich auf meinem Bett, und zwei meiner Stubengenossen waren bei mir. Ich blickte sie lange an und wähnte Todtengräber zu sehen; fragte wie ein Wahnsinniger: „Wo habt ihr sie hinbegraben? singt das Todtenlied noch einmal." Die beiden Lehrlinge schauten sich an; es lag Hilarität, Furcht und Schrecken auf ihrem Gesicht. Sie murmelten etwas, das

ich nicht verstand; denn in meinem Kopfe war es dumpf, und in meinen Sinnen war es wirsch, mein Verstand war daran, kein Verstand mehr zu seyn. „Wo habt ihr sie hinbegraben?" schrie ich abermals entsetzlich und sprühte Blitze aus meinen Augen. Die Aengstlichen liefen vom Bettgestell und sagten nichts. Sie wären fortgelaufen vielleicht, wenn sie nicht einem strengen Befehle zufolge unter keinem Vorwande mein Zimmer verlassen durften.

Ich verfiel in tiefe Mattigkeit. Meiner Mutter Geist muß mich damals umschwebt haben; denn meine Fieberhitze legte sich, ich ward ruhiger, mein Kopf brannte nimmer so glühend; auch wurde ich, als die Nervenspannung nachließ, weicher und fing an zu weinen. Ich ergriff die Hand eines meiner Wächter und sagte bittend zu ihm: „O nur Mitleid! wo habt ihr sie hinbegraben?" — Dem Menschen fiel in diesem Augenblick ein gescheidter Gedanke ein, vielleicht der beste zeit seines Lebens; er antwortete, um etwas zu sagen: „Bruder, sie lebt!" — Sie lebt! sie lebt! rief ich und richtete mich auf im Bett. Sie lebt! — Gott! ist es wahr? — Sie lebt? — Ich küßte die Hand des Bestürzten und benetzte sie mit den Freudenthränen, die über mein Gesicht herabrollten; ja, ich zog mich an ihm empor, streichelte

seine Wangen, und hielt mich an seinen Schultern fest; lag beinahe ganz an ihm, liebkoste ihn wie einen Erretter, wiederholte zehnmal: „Sie lebt, sie lebt! nicht wahr, du hast die Wahrheit gesagt? willst mich nicht täuschen, bist kein Betrüger? — Sie lebt — o Gott!!“ —

Zurück ins Bett fiel ich wieder. Der Schmerz hatte mich erschöpft; mein Wächter legte mich auf die Seite, und so schlief ich ein. Als ich erwachte, war ich müde, matt, mein ganzes Nervensystem abgespannt. Es kam mir vor, als läge ich seit Wochen krank, und kaum doch warens zwei Tage. Meine Wächter wichen nicht. Wie treu, o wie theilnehmend sogar vermag die Gewalt den Sklaven zu machen, wenigstens so lange er die Ketten auf dem Leibe fühlt. Seminartugenden — oft schöne Tugenden für den frei Geschaffenen! Sie schienen froh, als ich die Augen aufschlug und ruhig dabei blieb, blickten mich zagend an, ob ich nicht vielleicht wieder in meinen Fieberparoxismus zurückverfallen möchte, von dem ich bis jetzt nichts wußte. Ich fragte um den Tag und nach der Zeit. Da erfuhr ich, daß auch der Vorsteher wegen meines Unwohlseyns große Unruhe gehabt. Man erzählte mir, erzählte Alles, was vorgefallen; als ich jedoch von meiner Aeußerung hörte: „Wo habt ihr sie hinbegraben?“ — da fing ich

zu fürchten an, man möchte etwas von meinem Geheimnisse geargwohnt haben; dachte an den Brief, die Ursache meines ganzen Zustandes, und wußte nimmer, wo ich ihn hingebracht. Läge das unglückselige Blatt in des Vorstehers Händen! Hätte man die Quelle meiner Erschütterung gefunden, mein Verhältniß zu Magdalenen auch nur gemuthmaßet! — Jene kalten Zeilen, die so siegend in mein Herz getroffen, wären sie mir zum Verräther geworden? — Mir bangte; denn was sollte aus mir werden, hätte man mir rücksichtslos die Thür gewiesen?! — Magdalena war die eines Andern; meine Seele unter dem Dache des Seminars nicht vorurtheilsfrei, nicht frei von den Interessen der Welt; noch hing sie an ihr mit allen Kräften oder an einem Gegenstande aus ihr, dem sie immer noch ergeben. — Wird der Vorsteher meinen Brief haben? — In der Gewißheit dieser Vermuthung oder Befürchtung hätte ich mich wenigstens auf mein Inquisitorium vorbereiten können. Aber mein Wächter — ich fragte ganz gleichgültig: „Bruder, wo ist der Brief meines Oheims hingekommen?"

Der Junge im schwarzen Rocke schwatzte Manches, aber wußte es doch so gut als nicht. Nur so viel war aus seiner Aussage zu entnehmen, daß ich, im Augenblicke meiner Ohnmacht, die

Hände zusammengeballt und somit den Brief festgehalten hätte. Ich wäre auf diese Weise zu Bett gekommen; des andern Morgens seyen meine Hände offen gewesen, und weder er noch der andere Wächter hätten weiter etwas vom Briefe gesehen. Jetzt wurde es leichter in mir: konnte das Blatt nicht im Bett irgendwo verborgen liegen, wäre es am Bettgestell hinabgegleitet! Meine Brust hob sich, athmete freier. Ich säumte keinen Augenblick, fuhr mit der Hand unter das Bettgedecke, fingerte hin, fingerte her, nach allen Seiten, in allen Falten, und kam nach einer Weile auf ein zusammengekrüppeltes Papier, meinen Brief, der sich unter das Kopfkissen verschlupft hatte.

Mit dem wiedergefundenen Blatte ward es mir urplötzlich leicht, und auch leicht, irgend einen Beweggrund meines Unfalles vorzuschützen.

Der Vorsteher besuchte mich im Laufe des Nachmittags. Ich schob meine ganze Krankheit auf den Tod einer meiner Tanten. Der gute Alte beruhigte mich, wünschte der Gestorbenen Frieden ins Grab, verbot mir väterlich, nicht durch allzulange Nachtwachen meine Gesundheit zu untergraben, und vielmehr mich immer rüstig zu erhalten. Ach! der klosterlichen Menschenkenntniß, des Scharfblicks eines Abts oder Seminars-Ephoren! Meine Nachtwachen waren nichts weniger als wis-

senschaftlichen Forschungen gewidmet, es waren Träumereien, lange Träumereien, in die ich versank, und woraus ich gewöhnlich aufwachte erst, wenn mein Licht, auf den Sessel herabgebrannt, dem Erlöschen nahe.

Ich hörte den wohlgemeinten Rath ruhig lächelnd an und versprach Gehorsam. Meine Liebe machte mich aber zum Lügner und Betrüger. Sie hätte schon damals mehr aus mir machen können, wie sie mit der Zeit, bis heute mehr aus mir gemacht hat, wenn auch nur erst im Willen. Aber was ist Eisen gegen Willen?! — Sie sollen bald davon unterrichtet werden.

Verehelicht also war meine Geliebte, sie, der ich am Morgen meiner Abfahrt zwei Rosen gebracht, deren Haarflechte ich auf meiner Brust herumtrug, sie, der ich jeden Tag singend und betend eine Stunde weihete, vor der ich in Gedanken niederknieete wie vor einem Heiligenbilde! Sie verehelicht, die Jungfrau, eines Anderen Eigenthum! — Sie, die mir auf die Frage: „Wem gehörst du?“ mit der Antwort begegnete: „Das mußt du am besten wissen!“ Sie, von der ich immer geglaubt, sie sey die Meine, selbst im Seminar, selbst unterm Priesterkleid, bis dahin selbst, wo ich die Nachricht durch meinen Oheim erfahren.

Sie einst mein und jetzt eines Andern! Wie das? — Hatte man mir das Kleinod geraubt, oder hätte sie mich hintergangen? Ich mochte Keinem glauben. Sie hat die Versicherung gegeben, sie sey die Deine, nicht etwa in einem Augenblick der Ueberraschung, nicht weil es ihr abgedrungen, sondern aus eignem Antriebe. Das Geständniß war die Verkörperung ihres innersten Lebens gewesen; ihr Entschluß eine Sache freier Ueberlegung. Wenn dem also, wie hätte Einer kommen können, sie wegzunehmen, sie, welche dem Freier ins Angesicht sagen mußte: „Ich will, ich darf, ich kann nicht dein seyn; laß mich, laß mich, ich kann, ich will nicht.“ Wie Einer fähig, die Bitte zu wiederholen, den Vorsatz nicht aufzugeben, dem die Jungfrau jedesmal sagen mußte: „Geh! komm nicht wieder; laß ab, damit du mir nicht lästig werdest!“ Wer kann den Leib sich stehlen, wenn die Seele nicht will? So fragte ich mich ohn' Unterlaß und wiederholte immer: „Es ist nicht möglich! — nicht möglich!“ und unter diesem Selbstgespräche fiel mir Magdalenens Vater bei, der eigenmächtige, strenge Vater, der Kindesgehorsam der Tochter. Hätte sie sich unter seinen Willen gefügt und einen andern Mann zum Gatten genommen, als den, als welchem sie Treue geschworen? — Wäre ihr Gehorsam bis zu dieser

Erniedrigung herabgesunken, oder hätte sie mich, den unerfahrenen Jüngling, der sich dem Weibe seines Herzens und seiner Wahl dahingibt mit Hoffnung und Vertrauen, mit Leib und Seele, mit seiner ganzen Zukunft, hätte sie mich betrogen, wären die Thränen am Vorabende meiner Abreise ein erkünsteltes Maskenspiel, ihr Kranksein eine Verstellung gewesen?! — nein, nein! Heuchlerin war Magdalena nicht. Doch stand im Briefe — der Satz war in mein Gehirn gefroren — „des Notars Tochter, meine Jugendgespielin, habe sich mit einem protestantischen Geistlichen verehelicht!" — Wie zu helfen? Armer Kopf, wie wirre! — Ich kam zu keiner Klarheit, kämpfte dafür und dawider, so lange, bis ich mich endlich kraftlos, gleich einem Niedergedrosselten, in den Gedanken fügte: „Sie ist nimmer die Deine! ist eines Fremden; — es mag geschehen seyn, wie es wolle. Du hast ferner kein Recht mehr auf Magdalenen, es darf dich nicht gelüsten nach deines Nächsten Weibe. Magdalena ist todt für dich; hat nie für dich gelebt; ist nie von dir gekannt, von dir geliebt gewesen. Verwischt euch, Gedanken, verwischt euch!"

So ergab ich mich, Herr Schmidt; Sie sehen, ich habe mich ergeben. Ach, auch ein weniger heftiger Kampf hätte mich zu Grunde gerichtet;

es sah jetzt übel aus um mich; ich hatte lange mit den Wunden zu thun, die ich unheilbar in meinem Leben trug. Ich ging umher wie ein Schattenbild und mied den Umgang mit den bekannten Seminarbewohnern. Ich suchte einsame Plätze; war in mich gekehrt, einer Pflanze gleich, die bewußtseynlos dahin lebt, und die der Wurm zerstochen.

Die Haarlocke, welche ich bis dahin an meinem Herzen getragen, warf ich übrigens nicht ins Feuer, Herr Schmidt; ich ließ sie in der Brieftasche, wagte es aber kaum mehr, sie anzuschauen. Die Brieftasche verschloß ich in meinem Koffer tief unter vielen Papieren.

Nach und nach verlor sich dann meine Müdigkeit, und täglich mehr; doch das Leben auch erkaltete; ich sah es mit Gleichgültigkeit und Ueberdruß an. Ich hätte gewünscht, auf einmal der Bürde los zu seyn. Nach Wochen war ich vollends abgestumpft; ich fand mich im Seminar zu Hause und an der rechten Stelle; lebte in förmlicher Abgeschiedenheit wie ein Verstorbener, der von der Außenwelt nichts mehr weiß; suchte mich den Spaziergängen, welche die Zöglinge der Anstalt machten, durch irgend einen Vorwand zu entziehen, und es gelang mir; denn ich galt viel bei meinen Obern, erfreute mich mancher Bewil-

ligungen, auf die ich allein stolz seyn durfte. Nichts mehr zog mich in die Welt. Ich war ledig; das Band nach außen zerrissen; mein Hoffen zernichtet, meine Aussicht zerstört. Es war nichts mehr, gar nichts mehr, was mich fesselte, anzog, reizte, ja aufgehalten hätte, wäre ich moralisch fähig gewesen, freiwillig dem Tode die Hand zu reichen. Ich konnte daher auch und im eigentlichsten Sinne der römisch-katholischen Kirche Priester werden mit Leib und Seele. Magdalenen vergaß ich — zwar nicht ganz, aber so, als hätte ich sie vergessen wollen, sie, die so unredlich an mir gehandelt. Die Treulose hatte sich der großen Liebe ja nicht werth bewiesen.

Ich war frei also, Herr Schmidt, doch auch nicht anders dann, fürchterlich frei, frei wie ein Geächteter, welchen ein Kind tödten darf.

Um mich zu vergessen, machte ich mit Eifer meine Studien. Ich las zu wiederholten Malen die Kirchengeschichte in ihren verschiedenen Verzweigungen; hielt mich mit Vorliebe bei den ersten Vätern der Kirche auf; übersetzte und lernte lange Stellen ihrer Abhandlungen und Homilien auswendig; widmete einen besonderen Fleiß der Kenntniß neutestamentlicher Schriften und nahm das heilige Buch zur Hand mit einem Geiste, der nach Licht strebte, mit einem Geiste voll Einfalt und

Kindessinn. Damit fiel Licht in meine Seele, manchmal hell und glänzend, manchmal weniger hell und strahlend, immer aber Licht; mochte der vorausgegangene Reiz des Gemüths den Stoff zu seiner Entzündung geboten haben, wie jetzt das Oel seiner Erhaltung, einerley — ich fühlte die Wärme in mir und das Leben — und mit diesem Gefühle war ich zufrieden. Ich erkannte die Haushaltung Gottes im neuen Testamente, knieete nieder vor dem Haushalter und öffnete ihm Thür und Thor meines Herzens und bat, daß er möchte einziehen und sich dort Wohnung nehmen, damit es eine Hütte werde des heiligen Geistes. Ich erkannte die Heilsökonomie mit ihrer ganzen übernatürlichen Erhabenheit. Mir schwindelte anfangs; denn ich hatte mich in meinem Forschen auf steile Höhen gewagt, wo ich plötzlich das Unerfaßliche hätte erfassen mögen, was ich nicht konnte, weil mein Verstand zu menschlich, zudem immer nur mein kleiner Menschenverstand. Ja mir schwindelte; beinahe wär' ich herabgestiegen wieder von der Höhe oder — wenn Sie wollen — herabgetaumelt, verirrt, denn ich verlor den Weg; es ward finster um mich, ringsum Klüfte, Abgründe und zudem ein undurchdringliches Dunkel. Doch — zum guten Glück — da schloß sich mein Forscherauge und ich hielt mich fest am Glaubenspfeiler, ließ die

Ströme der Neuerei, der Zweifelsucht und des Unglaubens zu mir heran, um mich herum toben, aber blieb voll der gläubigen Ueberzeugung. Ich nahm mir vor, in der That ward fest entschlossen, heiligen Schwur's voll, ein Christusdiener zu werden im Geiste und in der Wahrheit, wie es die Kirche fordert, nicht ein Schein- und Lippendiener; auch ein Diener im Sinne der heiligen Roma. Was wußte ich, daß es anders kommen möchte. Im Glauben schwieg ja damals der Zorn und in der Ergebung die Rache; oder wären Beide etwa erst darin geboren? — Ich suchte die Wahrheit ja noch nicht oder nicht mehr nach eigenem Gutdünken, weil ich es nicht durfte, weil es nicht in meiner Macht stand. Uebrigens aus dem Vorsatze, die Priesterweihe als ein wirklich Geweiheter zu empfangen, floß der Eifer aller meiner ferneren Bestrebungen, und darf ich die Frucht dieses Eifers den Saamen meiner Zukunft oder auch schon Jetztzeit nennen, so habe ich wohl Recht, wenn ich soeben Ihnen sagte, jener, mein blinder Glaube und Ergebung habe zunächst geboren, was allerdings aussieht vor Allem als Zorn und Strafe. Ich will Sie nicht länger von den mancherlei theologischen Disciplinen unterhalten, die meine Beschäftigung in Anspruch nahmen; ich müßte mich über Verdienst herausheben und für Sie

könnte die Sache nur langweilig werden. Mit einem Worte, die Gottesgelahrtheit war meine Geliebte, das Priesteramt mein Wahlspruch; ihnen ergab ich mich; sie begleiteten mich überall; ich liebkoste den Gedanken, verehrte sie wie Heilige.

Ach, etwas muß ja der Mensch lieben, Herr Schmidt, lieben auch nicht oberflächlich hin, weil geliebt werden muß, sondern lieben, weil es eine Seele fordert, weil es ihr Bedürfniß, weil es in ihr Wesen so unauflöslich fest verwebt ist, als ob der Schöpfer der Seele das Gewebe mit eigener Hand in sie, ins Menschenleben hineingeflochten. Liebe ist überall und muß überall seyn. Sie ist die Bestimmung unserer Existenz. Wir müssen uns an etwas anschließen, weil es unsere Natur fordert, sie, die außer, sie, die in uns; in uns regen sich, um uns her strecken sich überall Liebesarme aus, aus dem, was lebt, und aus dem, was nicht lebt; überall ruft es, überall lockt es, überall zieht es den Menschen zur Liebe. Lassen Sie den Kindern der Schöpfung ihre Rechte; es hat sie der Herr nicht ausgewählet. Es sind deren, die sich seinem Dienste gewidmet; die müssen einen herben Kampf kämpfen; blind seyn, wenn sich die Liebe in den Lüften küßt, taub seyn, wenn die Stimmen schreien von innen und die Stimmen von außen. Die Meiste

ringen mit der Entsagung, ringen mit Kraft und Willensstärke. Die dürfen kein irdisches Fleisch berühren und erhalten ihre Unschuld und Reinheit bis ans Ende. Die haben den Sieg errungen über die böse Lust.

Auch ich war von Liebe befangen und hing an meiner Geliebten, an der Gottesgelahrtheit, die ich jetzt schon mit der Amtswirksamkeit zu einem einzigen schönen Ziele verband. Ich widmete dieser Verbindung meine ganze Sorge, und von Tage zu Tage um so emsiger, je näher mir die Zeit rückte, wo meine Studienzeit zu Ende ging und man mir schon von einer Anstellung sprach, die ich nach dem Wunsche meiner Vorgesetzten bekleiden sollte. Ich war nämlich unter all' diesem Kämpfen und Streben bereits bis in das fünfte Jahr meines Seminar-Cursus gelangt, und hatte dort eine Heimath gefunden. Meine Gedanken flohen nimmer über die Giebel des Daches hinaus, lagen vielmehr mit mir in meinem Zimmer vergraben. Sie waren beinahe ausschließlich auf meine literarischen Beschäftigungen gerichtet und auf die Forderungen meiner künftigen Anstellung. Wie sonderbar! erst durch das Bedürfniß des Zerstreutwerdens war mein Eifer zum Studiren geweckt worden, bis es in die beinerne Gewohnheit überging. Mein Wissen nahm zu. Den jüngeren

Studirfreunden stand ich bei mit Rath und That. Von Klein und Groß war ich wohl geduldet und ein Gegenstand des Wohlwollens und der Achtung. Meine Lebensweise war ganz die eines Menschen, der anspruchslos und bescheiden vorangeht, wenig zu wünschen hat, nichts begehrt, als sähe er am Ziele des Weges einen freundlichen Ruheort, das Grab. In Wahrheit, und ich versichere Sie, wenn alle meine Forschungen im Gebiete der Gelehrsamkeit ununterbrochen fortschritten, so geschah es nicht einmal, um mich in Ruhm zu hüllen, am allerwenigsten in einen Ruhm, der sich vor den Menschen brüstet, vielmehr lediglich, damit ich meinen Mitbrüdern einst nützlich würde mit meinem Beispiele, mit meiner Einsicht und Erfahrung. Ja, auch was ich jetzt, der Ruhm, den ich heute will, die schreckliche That, die mit Flammenzügen in meinen Willen geschrieben, das Furchtbare der Fackel, die ich brüte, jetzt schwinge im, bald überm Haupte, auch sie, auch dieses ist auf keinem andern Boden, zu keinem andern Zwecke gewachsen. Der Egoismus darin — Sie kennen ihn bereits in seiner Vereinzelung, wenn Sie mich auch noch nicht begreifen. So also, ohne es zu wollen, war ich ein Gegenstand der Anpreisung geworden, Beides den Commilitonen und Professoren, und an Allem — von dem

wußten die Professoren und Seminaristen nichts, von dem haben auch Sie vielleicht bis jetzt selbst noch nichts geahnt — war meine treubrüchige Magdalena schuld, wie sie an noch Mehrerem schuld war und seyn wird; sie, von der es schien, als spräche sie einen Fluch über mein Leben, streute absichtslos einen Lorbeer nach dem andern hinein. Bin ich ihr nicht Dank schuldig? muß ich ihr nicht einen Altar erbauen, strahlend von heißer Opfergluth? Gottes Wege sind wunderbar; der Mensch sollte nie murren; die leitende Allmacht greift durch die Schicksale, und führt den Sperling auf dem Dache und den Wurm im Grase, und heißt Geister kommen und gehen. Jeder Tag spricht: Unser Vater im Himmel, dein Wille geschehe!

So lebte ich ein wahres Studienleben, bildete den Geist und bezwang den Leib. Wenn ich manchmal an meinen baldigen Wirkungskreis dachte und an all' die Segnungen, wozu ich Mittel werden könnte: ach, so wurde es mir so wohl ums Herz und es keimten edle Entschlüsse. Ich dachte darüber nach, wie ich die Lehre des Heilandes verbreiten möchte in ihrer Reinheit — *seine* Lehre, für mich in manchen Punkten die unbegreifliche, aber immer die seine und nicht Menschensatzung; wie ich die Saatkörner des

Wortes in den Gottesacker der Menschenseele hineinstreuen würde, woraus Himmelsblüthen der Liebe und des Friedens und der Eintracht und des Hoffens und des Glaubens herauswüchsen. Ich dachte an die Sittenlehre des Herrn, dieselbe für alle Zeiten, für alle Völker, für alle Alter und Geschlechter, für alle Herzen, und wie ich dahin kommen möchte, die Musterlehre kräftig im Leben zu verwirklichen. Am meisten war ich mit der Glaubenslehre beschäftigt; sie mahnt den Menschen an den verlorenen Himmel und die eingebüßte Unschuld und sagt ihm, daß er hierunten ein Paradiesmensch werden könnte, er, der das Gottebenbild an sich trägt, verzerrt und entstellt. Ich dachte an das Opfer der Genugthuung, an die ungemessene Liebe Gottes, am Kreuze für die Welt gestorben, an die Versöhnung, an die wieder erlangten alten Rechte; — dachte an die Heiligkeit des Christusdieners, des Verwalters im Amte, sah mich am Steig zwischen Himmel und Erde, die Stellvertreter Christi, mit seiner Gnade ausgerüstet; sah auch den Gottmenschen, der die Leibeshülle abgestreift, im Geiste lebt, handelt und richtet; dachte noch Vieles, Herr Schmidt, worüber ich reiflich nachsann, an die Kirche mit ihrem Oberhaupte, an sie, als die Alleinseligmachende, an die Heiligkeit des römischen Bischofs und an

seine Untrüglichkeit; dachte über das Kirchenregiment und seine Vortrefflichkeit, an alle Christusdiener, die Apostel der Lehre und der Liebe, die umherziehen in der abgefallenen Menschheit, Friedensfürsten in Wohnungen des Elends und der Zwietracht. Sehen Sie, über diesem Denken konnte ich zuweilen sogar meinen Oheim segnen, der mich dem Herrn bestimmt hatte, mich, das aufrührerische Menschenkind. Muß aber nicht aller Aufruhr von Innen kommen, und war dazu bestimmt, im Innersten gehaust seyn? Was ich glaubte, ich war dazu gezwungen, und kennen Sie die Macht der Gewohnheit? Sie ist fast eben so stark, als die Gewalt der Freiheit, nach endlich abgeschüttelten alten Fesseln.

Manchmal versetzte ich mich lebhaft in meinen künftigen Berufskreis, mitten unter meine Hülfe bedürftigen Mitbrüder, stellte mir die Kirche und mein Pfarrhaus vor, wie das Segensleben, das in diesem Hause aufkommen sollte; nahm mir vor, es zu einem Sammlungs-Orte umzuschaffen für Arme und Kranke, Rathsbedürftige; dachte an die Unabhängigkeit meiner Stellung und über diesem Denken, Herr Schmidt, wurde es mir fast völlig klar, daß der Priester Gottes wirklich ohne Weib in seinem Amte leben sollte, weil er sich nicht einmal angehört, viel weniger seiner Gattin,

sondern Gott und seiner Heerde und seiner Pflicht. Die Verehelichung bindet den Geistlichen, macht ihn zum Unfreien; der Priester Gottes aber muß frei stehen, durch keine Verhältnisse gebunden werden, damit er frei, jederzeit, wirken könne. Unabhängigkeit ist ein wichtiges Erforderniß im geistlichen Stande; wo diese beschränkt ist, wird die Wirkungsthätigkeit gehindert, die Macht zersplittert, die Auktorität gebrochen; Soldaten und Geistliche sind in diesem Stücke Eins: nur Rücksicht nach einer Seite, nach Oben, sonst frei, um desto freier wirken und ungebunden dienen zu können. Gegen sich selbst kaum noch eine Pflicht, soll das Maß freien Gehorsams erfüllt werden. Mit dem Weibe kettet sich der Geistliche an irdische Verhältnisse, wird in ein weltliches Leben und Treiben gezogen, das nicht sein ist. Mit dem Weibe muß er Zeit, Aufmerksamkeit, Liebe und Leben theilen — eine kostbare Zeit, auf Rechnung seines Amtes eingebüßt und in Tändeleien gedankenlos verschwendet. Dadurch leiden Würde und Ruf. Das Weib erregt irdische Gedanken, irdische Entschlüsse; weckt Begierden, lockt zur Lust und befeuert die Leidenschaft; das Weib, seiner ganzen physischen Beschaffenheit nach, sagt zum Manne: „Du bist aus Fleisch und Blut, und auch ich bin's — nicht umsonst.“ Das Weib ist

selbstsüchtig, will auch des Gatten Denken für sich haben; will, daß er die ehelichen Pflichten erfülle, und nicht halb ungefähr, so aber, wie es die Gesetze der Natur von dem Manne fordern. So kettet sich der Gatte an die sinnliche Erscheinung, die ihm unentbehrlich wird, lebt in ihr, ist in ihr, und bleibt in ihr; nur mit Mühe kann er sich davon losreißen, um immer wieder zurückzukehren, denn dem Weibe opfert er im Mysterientempel und wird auf eigene Art ein Götzendiener. Darf das der Priester? Nein! Aber auch nicht genug einmal, es kommen noch andere Rechnungen: in wenig Monden liegt ein Kind an der Mutter Brust; mit dem Ankömmlinge schleichen Vater- und Muttersorgen in das Haus. Man beschäftigt sich mit seiner Pflege, mit seiner Obhut; die Gattin verlangt mehr Aufmerksamkeit, es ist ein Band um die kleine Familie gezogen worden, die Zeit entfliehet unter Liebeskosungen und Herzensergüssen; man spricht von Erziehung und denkt an die Zukunft; man überlegt die künftige Stellung des Jungen, wie dieselbe eine sorgenlose, eine glänzende werden könne; unter diesem Hin- und Herreden gehen Tage und Monden verloren und schon kündigt ein neuer Fremdling sich an, der auch herein will in die Welt und keiner mindern Pflege würdig ist, als der erste. Dem zweiten

folgt der dritte, und so geht's eine Zeit fort, bis die Wirkungskraft im Manne gelähmt ist und er sich in seiner Gemeinde nur noch umthut, wie ein Möbel, an das man sich seit Jahren gewöhnt hat, das aber ohne Leid eben so gut verrückt und abgeschafft werden könnte.

Sie wissen's selber, Herr Schmidt, der Geistliche gehört der Umgebung, welcher er am nächsten stehet. Seine Gattin, seine Kinder haben den ersten Anspruch auf seine Liebe und Sorgfalt. Für diese muß er sich umthun, für sie rüstig seyn, auf sie sein Denken richten; für sie das ergreifen, woraus ihm Vortheil und Nutzen erwachsen könnte; wegen dieser muß er selbst thun, was er hätte unterlassen sollen, reden, was er hätte verschweigen können, hören, was er nicht hätte zu wissen brauchen. Der verehelichte Geistliche ist ein Wesen voll Abhängigkeit und kein ächter, wenigstens kein reiner, unbeschränkter Christusdiener. Nein! der Geistliche soll mit keinem Weibe leben, das erkannte ich damals, erkannte es immer mehr und freute mich der räthselhaften Führung, die mir meine Geliebte entzogen, um dieselbe einem Unbekannten in die Arme zu führen. Ich fühlte mich frei nun, frei von jedem Erdengedanken; konnte meinem Berufe ganz angehören, mit meiner Seele, mit meinen Kräften, und mit meinem Gemüthe;

auch Gewissen? — Vergessen wir die Frage nicht! — Ich zweifle, Herr Schmidt, ob je ein Mensch seine Ordination mit mehr priesterlichem Bewußtseyn erhalten hat, als ich. Wie siegte ich? — Sie kennen die Macht der Gewohnheit, und Gewalt kann Einen mit der Zeit an Alles gewöhnen; auch in Glaubensdingen, und ich war an sechs Jahre lang im Seminar zu B. gewesen. Ist sechs Jahre eine Zeit lang genug, der Gewohnheit zur Werkstatt zu dienen? — Bald nachher bekam ich meine Ernennung zu der ledig gewordenen Pfarrstelle; man drängte mich, in meine neue Behausung zu ziehen; doch — da wollte ich vorerst noch einmal meine Geburtsstadt sehen — unbedeutende Familien-Angelegenheiten hatten dieses Vorhaben zuerst in mir angeregt; und warum hätte ich einem Verlangen widerstreben sollen, das mir unschuldig und natürlich vorkam, warum einer weichen Empfindung Drang anthun? Das quält mehr als das Böse, das daraus entstehen kann. Die Sehnsucht nach der Heimath ist mächtiger, als unser Leben; oft bezwingt sie dasselbe. Ueberdieß war mein Oheim seit geraumer Zeit gestorben; Magdalena fort. Es konnte mich nichts in meinem Vorhaben zurückhalten.

Ich packte meine Habseligkeiten zusammen, schloß meine Koffer. Ach, da fand ich im Anordnen

zufälligerweise die längst vergessenen Haarlocken. Ich betrachtete das Angedenken, welches ich vor länger denn fünf Jahren in einem Augenblicke schwelgerischer Sinnbetäubung von dem Haupte der Jugendgespielin geschnitten, belächelte meine Albernheit, und war nahe daran, es zum Fenster hinauszuwerfen, als mich ein Etwas zurückhielt, das zu benennen ich mich vergebens nach Worten umschauen würde. Schüchternheit war es nicht, auch nicht Scham, nicht Stolz, nicht Liebe, nicht Anhänglichkeit, es war — Alles zusammen. Dennoch wurde mir unheimlich beim lästigen Eigenthume. Ich nahm es daher rasch, selbst ohne zu wissen, was ich that, und legte es wieder hastig in die Brieftasche, wo es seit Monaten gelegen. Ich fürchtete jeden Augenblick von einem Lauscher überrascht zu werden, der mich nach der Deutung der Reliquie gefragt hätte. Man ist in seinen Antworten, kommen die Fragen unerwartet und in die Quer, manchmal mehr als verlegen; sicherlich hätten sie mich abermals zum Lügner gemacht. Das Andenken ging also wider Willen mit. Es sollte von mir und von meinem ferneren Schicksale unzertrennlich seyn.

In meiner Vaterstadt suchte ich ein Zimmer in dem Hause zu bekommen, wo mein Oheim und ich gewohnt hatten. Es war schon Nacht, als der

Wagen ankam; ich bekümmerte mich daher um wenig mehr noch als um das Bett. Uebrigens war an ein Einschlafen nicht zu denken. War dieß Zimmer doch gerade dasselbe, wo ich die letzte Nacht vor meiner Abreise ins Seminar geschlafen, ich will sagen gewacht hatte, gewacht in der ruhelosen Bewegung mit einem Herzen voll Sehnsucht. Die ganze Vergangenheit kehrte vor meine Seele zurück; der Jugendscandal, der mich damals verrückte, und über den ich jetzt in meinem Bette fast schamroth wurde. Als mir das abenteuerliche Wagstück, mich wie ein Dieb in ein fremdes Haus, mich wie ein Sittenloser in das Schlafgemach eines unbewachten Mädchens zu schleichen, zu Sinne kam, schalt ich über mich und wollte recht ernstlich schelten, konnte aber, Gott weiß, warum? mir doch nicht recht böse werden. Um diese Gedanken zu vertreiben, fing ich zuletzt an zu beten; Herr Schmidt, mit Zittern begriff ich damals: weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Magdalena schwebte in meiner Einbildungskraft mit ihrer jungfräulichen Schönheit, ihr Name spielte auf meinen Lippen; mein Gebet war an sie gerichtet, ich wurde strafbar und gottlos. Ihre Untreue war augenblicklich wie verlöscht; nur in ihren Thränen sah ich sie; meine Lippen murmelten ein Mal über das andere „die Heuchlerin!" aber mein Herz glaubte ein

und das andere Mal die Aussage nicht. So im Streite mit mir selber schlief ich endlich ein. Da kamen bunte Träume; ich war jung geworden, der alte Knabe, spielte mit Magdalenen unsere Kinderspiele in des Notars Garten; sie war mir theuer, wie damals. Es war ein schönes Liebesleben. Als ich am Morgen aufwachte, hätte ich fast an Wirklichkeit glauben mögen; der Traum hatte mich fest in seinen Armen gehalten, ich freute mich anfänglich, denn die Täuschung dauerte lange; doch da blickte ich von ungefähr über mein Bett hinunter, um den Rosenstock zu suchen, wo ich jüngst für Magdalenen zwei Blumen gepflückt hatte — es war kein Rosenstock mehr da, keine Blumen; am Fenster hing mein schwarzer Priesterrock, der fiel mir statt ihrer in die Augen und machte meinem Wahn ein Ende. Die Wirklichkeit war zurück mit ihrem Ernste; ich schmähte den kindischen Ideen, die mich in augenblickliche Vergessenheit hatten einwiegen können.

Des andern Morgens mußte ich, schicklicher Weise, unserm ehemaligen Nachbar, dem Notar, einen Besuch machen. Ich ging ins alte Haus — es war mir noch immer lieb — und wollte gleichgültig seyn. Ueberall aber winkten Gegenstände, Erinnerungen an die Kindheit. Es kam mir vor, als blickte mein Geist in einem Bilder-

saale umher, wo viele Jugendscenen an einander gereiht sind. Da war immer Magdalena und ich, und immer ich und Magdalena.

Der Notar war noch ein rüstiges Männchen; mein Besuch schien ihn zu freuen. Wir sprachen von Dem und Jenem. Er wunderte sich über meine Männlichkeit, über mein ernstes, gesetztes Wesen, und erzählte mir manchen Knabenstreich, der nicht auf solche Haltung schließen ließ. In Augenblicken des Wiedersehens, wenn sie obenein gleichgültig sind, und doch geredet werden muß, ergreift man Alles, auch die unbedeutendsten Gegenstände. Ich erkundigte mich daher auch nach der verheiratheten Tochter. Der Notar schien über meine Anfrage etwas verlegen — er wußte keine schickliche Antwort. Da erwachte mein Gewissen; es wurde mir nicht wohl bei der Sache: — wußte der Mann von meiner Mitternachtsvisite in Magdalenens Schlafzimmer? — Der Notar brachte mich übrigens bald wieder zur Ruhe; — seine Tochter, äußerte er, sey seit langer Zeit unwohl, man habe allerlei ärztliche Hülfe versucht, aber nicht helfen können; es verursache ihm dieses vielen Kummer, da sonst seine Tochter mit ihrem Gatten glücklich leben könnte. — „Könnte!" fiel mir aufs Herz. In der Betonung des letzten Satzes nämlich lag etwas, das mir nicht wahr

schien. Es war, als zweifle der Sprecher an seiner Aeußerung, oder als hätte er sich überreden wollen, es sey so. Ich toller Mensch wünschte selbst, er möchte gelogen haben; mochte ihm keinen Glauben schenken. Es war ein Unglaube seltener Art, aber immer Unglaube. Um unserm Gespräche eine andere Wendung zu geben, erkundigte sich der Notar nach dem Orte meiner Anstellung; ich nannte ihm solchen, und da fand sich's, daß Magdalenens Gatte nur eine halbe Stunde davon seine Pfarrstelle verwaltete. Diese Nachricht war mir weder erfreulich noch unangenehm; gleichgültig war sie mir übrigens jedenfalls nicht.

Was kümmerte mich die Bekanntschaft des protestantischen Geistlichen! Welchen Wunsch hätte ich haben können, meine alte Geliebte wieder zu sehen! — Ich hätte derselben, trotz meines Standes, der Verzeihung predigt, nicht ohne Geringschätzung begegnen können. Es war mir, nach etwas Ueberlegung, unlieb, in Magdalenens Nähe zu kommen.

Um dem Notar etwas auf seine obige Aeußerung zu erwiedern, äußerte ich halb gedankenlos, daß es mich freue, den Herrn Pfarrer kennen zu lernen. Wir Menschen haben's weit in der Verstellung gebracht; Jesuitismus ist überall. Der Notar fragte mich, ob er mich mit einem Briefe

an seine Tochter belästigen dürfe. — Ich erwiederte wie halb überrascht, ob er nur eine Minute an meiner Bereitwilligkeit habe zweifeln können: „Ach, herzlich gern! es wird mir dieß ja Gelegenheit, die Frau Pfarrerin zu sehen — die Falsche, dachte ich —, den Herrn Pfarrer kennen zu lernen;“ — ich dankte für den Auftrag, und mein Herz drehte sich in der Brust, wie das Auge des Diebs im Kopfe. Ich Mensch! Nicht wahr, Herr Schmidt, mitsammt meiner Theologie war ich doch halb und mehr noch ein Pharisäer —?—

Der Notar versprach mir den Brief auf den folgenden Tag, lud mich zu Mittag, und ich ging. — Ich besuchte nun das Städtchen und die Umgegend, lebte mich noch einmal in mein Jugendleben hinein und freute mich wie ein Kind. O Erinnerung an die Knabenzeit, wie weckt sie Gefühle, so süß und so voll Wehmuth. Ich hätte mich freuen, ich hätte weinen mögen; ich wußte Beides nicht, warum. Meine Brust wurde weit, breit, ich hätte die Welt gern an mich gedrückt, geherzt, um mich mit Allen und Alle mit mir auszusöhnen.

Ich lief umher, allen meinen Erinnerungen nach, und kam in meines Oheims Garten. Er war bereits verkauft. Ich eilte hinüber zur Linde, kam an die Bank, wo ich mich zwei Tage vor meiner Abreise hinbegeben, um mich auszuweinen,

wo ich dann Magdalenen gefunden. Die Linde stand noch und auch die Bank. Aber die Bank war wurmstichig und vom Regen zerstört. Man hätte nimmer auf dem mürben Brette ausruhen können. Es schien überdieß Niemand mehr hieher zu kommen; denn der Boden war unbetreten, und hier und dort wuchsen Nesseln sammt anderem Unkraut. Es hielt mich, ob ich's auch nicht wollte, etwas bei der Bank zurück. Ich untersuchte den Sitz, ob er wirklich so mürbe geworden. Er war unbrauchbar. Vor fünf Jahren noch so stark! Die Zeit zerstört Vieles, Alles, ja Alles, denn sie hatte selbst meine Liebe zerstört; doch daran durfte ich jetzt nimmer denken, und so ging ich vom Plätzchen weg, wunderlich bewegt. Hätte ich mir böse seyn, hätte ich Mitleid mit mir haben sollen? Ich ward mir zur Last; es quälte mich die Vergangenheit, es quälte mich die Zukunft, und vor den Leuten mußte ich verbergen, was im Innern mit mir vorging.

Die Erbangelegenheiten meines Oheims waren bald geordnet. Meinen Antheil vermachte ich, wie Sie schon wissen, den Armen. Halten Sie mir diese Wiederholung zu gut. Sie geschieht nicht, werth bei Ihnen zu werden, das wäre eine schlimme Empfehlung, sondern sie geschieht nur, damit Sie sich erinnern, wie ich nicht gern im Besitze des

Gutes hatte bleiben mögen, das mein Oheim auf eine zweideutige Weise hatte erworben. Dann ging's eilig meinem künftigen Berufskreis entgegen. Der Notar hatte mir seinen Brief gegeben. Ich legte ihn in die Brieftasche und bemerkte, wie des Pfarrers Name auf die Haarlocke zu liegen kam, die ich auf meinem Herzen trug, und der ich mich bis heute nicht hatte entreißen können.

Der alte Karl war zehn Tage früher im Städtchen eingetroffen. Er hatte Alles auf meinen Einzug eingerichtet und empfing mich mit sichtbarer Freude. Aus den Zubereitungen im Hause erkannte ich des Dieners Sorgfalt. Es war ein Festtag. Karl erzählte mir lange von der Freundlichkeit, mit welcher man ihm hier begegnet, von den Hülfeleistungen einiger Nachbarn beim Auspacken, von ihrem Verlangen, mich zu sehen, von ihrer künftigen Anhänglichkeit. Ich hörte dem Gesprächigen zu und freute mich mit ihm über all' die Neuigkeiten.

Als ich mein Haus besuchte, die Zimmer, die Küche, Keller, Speicher, bemerkte ich, wie zwischen den vier Mauern wohl mehr Raum vorhanden, als für zwei Menschen, wie Raum genug für Mann und Frau und eine ganze Familie. Ich machte sogleich Pläne, die überflüssigen Zimmer armen Leuten zu überlassen und hielt eines, wo hülfs-

bedürftige Wanderer übernachten konnten. Sehen Sie, Herr Schmidt, mit einer Gattin hätte ich den guten Vorsatz nie ausführen können. Freilich, ich hab' es auch ohne Gattin bis heute nicht gethan — aber weß ist die Schuld?" —

Ich vergesse nie den wunderbar bittern Ausdruck, womit Norge diese letzten Bemerkungen machte. Vorwurf, Zorn, alle Leidenschaften hauchten ihren Theil in den Ton und zerrten an dem Wechsel der Geberden.

„Noch hatte ich den Brief, fuhr er dann nach einer kleinen bedeutsamen Pause fort, noch hatte ich die Empfehlung an den protestantischen Pfarrer. Karl konnte mir den Weg bis ins Dorf beschreiben. Ich las die Adresse — hier stand der Name des Weibes, das ich schon längst ganz und gar hätte vergessen sollen. Und jetzt sie wiedersehen? — Es ward augenblicklich ausgemacht: ich ging nicht, Karl mußte den Brief hintragen. Sag nur, sprach ich zum Diener, der im Begriff war zu gehen, ich sey von der Reise noch etwas müde, werde mir die Ehre aufbehalten, Herrn Pfarrer später zu besuchen.

Es ist besser also, sprach ich zu mir, als er fort war; ich will sie nicht sehen. Ihr Anblick könnte Erinnerungen in mir hervorrufen, und zu Liebeleien hast du keine Zeit mehr, kein Recht.

Es soll, es muß Alles vergessen werden, auf jetzt, auf immer!

Du hast eine Braut, sprach ich zu mir, Priester des Herrn, diejenige, von der Paulus an den Timotheum spricht: die Kirche, die Gemeinde der Christen. Wache über sie, verlobe dich mit ihr, bleib ihr liebend ergeben! Wecke, nähre, erhalte in ihr das heilige Feuer, das dein Herz, das ihr Herz durchläutern soll; zieh sie zu dir heran und flehe zum Herrn. Weihe dich mit jedem Morgen, damit du ihr immer neu und rein erscheinst.

Herr! laß mich ein wohlgefälliger Bräutigam deiner Kirche seyn! Verleih mir Gnade, und gib, daß ich treu erfunden werde!

Banne aus mir jede Lust, die wider mich, die wider dich streitet; banne aus mir jeden argen Gedanken, der die Sünde gebiert! Die Sünde ist der Leute Verderben.

Nimm mich in deinen Schutz und lagere deine Engel um mich her! — Erhöre mich!

Maria, bitt für mich! — All' ihr Heilige, bittet für mich!

So war mein Flehen ein herzinniges, ein brünstiges, das aus der Tiefe meines Herzens quoll, wie ein weiteres Wasser, wo sich, wie eben so viel Sterne, all' meine Gedanken und Wünsche abspiegelten.

Herr Schmidt! kann man, konnte ich bessere Vorsätze haben? — gab's einen schicklicheren Weg noch, mich auszusöhnen mit dem Schicksal, seine Schläge zu vergessen, zu vergeben?

Ich kam mir vor wie ein Gesegneter damals; empfand viel Ueberirdisches. Es war Klarheit um mich, ich wähnte ein Wesen höherer Art zu seyn. Den Abend bis zur Rückkehr des Dieners widmete ich frommen Betrachtungen. Karl kam lange nicht. Er hätte seit einer halben Stunde zurück seyn können, und immer erblickte ich nichts auf dem Wege, der nach dem Dorfe führte. Meine Unruhe, den Boten mit Fragen zu bestürmen, nahm mit jedem Augenblick zu. Ich hätte gern gewußt, wie er empfangen worden im protestantischen Pfarrhause, wie man ihm begegnet, wer ihm den Brief abgenommen, warum er so lange geblieben, und manches Andere noch. Wie Sie sehen, war meine Neugierde keine geringe. Ich war sogar etwas leidenschaftlich aufgeregt, während ich doch hätte ganz ruhig bleiben sollen. Man ringt manchmal umsonst nach Stille und Frieden; ich habe es seitdem oft erfahren. Was kann auch des Menschen Geist dafür, wenn er der Einwirkung eines andern unterworfen ist? Erklären Sie mir die Geheimnisse der Geister; mir sind sie unerklärlich; aber ich glaube daran

und stütze mich auf Erfahrungen. Es gibt Mächte, die höher sind und größer als wir, gegen die wir nichts vermögen. Ich glaube an eine Sympathie der Seelen, so nämlich, daß die eine der zweiten bedürfe, um sich mit ihr zu vereinigen, nachdem sie auf irgend eine unbegreifliche Weise getrennt worden und jetzt sich zurück sehnt mit allen ihren Kräften. Meine Seele wurde oft beunruhigt, wenn die fremde sie heimsuchte, und sie wird es noch jetzt, wo die fremde doch fort ist in die Weite. Dann werde ich rast- und ruhelos, dann treibt's mich hin und her, kann ich nicht denken, oder komme ich von einem Gedanken auf den andern und halte keinen fest; dann neckt mich etwas, zerrt mich etwas; suche ich mich umsonst zu zerstreuen, weil der Plag- oder Liebesgeist, der heimathwehlich nach dem Zwillingsbruder strebt und ihn finden und bei ihm bleiben möchte, überall folgt, wie der Schatten dem Körper unter dem Sonnenstrahle, von dem er unzertrennlich ist. Erklären Sie mir das Geheimniß. Ich hab's an mir selber erfahren; aber, wie es zugeht, weiß ich nicht.

Erwartungsunruhig ging ich im Zimmer auf und ab und wünschte den Briefträger zurück. Endlich sah ich den Langsamen, wie er die Straße einherzog und sich zu eilen schien. Es sollte nun meine Neugierde befriedigt werden. Den alten

Diener konnte ich nach Herzenslust ausfragen, ohne Gefahr zu laufen, mit meinem innern Zwiespalte verrathen zu werden.

Als er ins Zimmer trat, klopfte es stärker unter der Brust, wie dem Jünglinge, der wieder von der Geliebten hören soll, von der er seit Jahren keine Nachricht erhalten. Ich hatte nicht nothwendig, Erkundigungen einzuziehen; der geschwätzige Karl fing von selbst zu erzählen an und ließ mich Alles wissen, worauf ich mit Ungeduld geharrt.

Vom Pfarrer, der ungefähr sechsundvierzig Jahre zählen möchte, sey er leutselig empfangen worden. Es habe ihm jedoch gedäucht, als sey er etwas träg, phlegmatisch und wortkarg; sonst hätte er guten Wesens geschienen. Und die Frau Pfarrerin? fragte ich hastig. Diese, fuhr Karl fort und hielt ein wenig inne, um wahrhaftig zu bleiben, die er erst nicht als dieselbe erkannte, weil sie ihm äußerst jung geschienen, sey eine gebrechliche Gestalt; ihr Benehmen sanft; sie sey blaß gewesen, woraus er geschlossen, daß sie krank seyn müsse. Er habe ihr den Brief gegeben, worauf er im Sinne gehabt, sich gleich zu entfernen. Die Frau Pfarrerin aber habe ihn herzlich gebeten, etwas Erfrischung anzunehmen, und da sey es ihm unmöglich gewesen, die Einladung

abzulehnen. Man habe dann Obst und Wein aufgetragen. Die Frau Pfarrerin sey in seiner Gesellschaft geblieben, der Pastor auf seinem Studirzimmer. Diese Abwesenheit habe der Frau eben recht geschienen; sie habe sich Karln näher gerückt, sich angelegentlich nach ihren Eltern erkundigt, worauf er nichts habe antworten können; habe mit Theilnahme nach mir gefragt, nach meinem Aussehen, nach meiner Gesundheit, nach meiner Handlungsweise, nach meinen Gewohnheiten. Es habe ihm geschienen, als nähme die Frau großen Antheil an allen Dingen, die sich auf mich bezögen, und als wäre über ihr bleiches Kummergesicht je zuweilen eine leichte Heiterkeit gekommen. Karl schien mit seinem Referiren fertig.

— Weiter hast du mir nichts zu sagen? fragte ich dessen ungeachtet und wie ein nie Befriedigter immer frägt.

Als ich im Begriff war zu gehen, endigte darauf Karl, bemerkte die Frau Pfarrerin: es wäre ihr angenehm gewesen, wenn Ihre Würden den Brief selbst überbracht hätten. Mit dieser Aussage sey sie dem Diener etwas verlegen vorgekommen. Es habe ihm geschienen, als habe sie ihre Aussage gereut.

Ich entließ den Botschafter und fing an, über die Nachrichten, die ersten, die ich seit fünf Jah-

ren von Magdalenen erhalten, nachzudenken. Ich malte die unvollkommene Mittheilung mit den Farben aus, die sich noch in meiner Phantasie erhalten hatten, und kam endlich so weit, mir die Geliebte — wollte sagen die jetzige protestantische Frau Pfarrerin — vorzustellen. Sie zählte fünfundzwanzig Jahre, mußte in ihrer vollen Blüthe seyn; lieblich und reizend, wie das junge Weib im Vollgenusse des Lebens. Ich erinnerte mich zwar der Aeußerung: Magdalene sey bleich; das hatte aber bei meinem Bilde keine Entscheidung; es war wohl nur eine ephemere Bläße, die sich am folgenden Morgen in die frischesten Rosen umwandelte. Ich hätte gern was Häßliches am Bilde gefunden, fand aber nichts; Magdalena war nur noch schöner als damals, und wie schön war sie damals!? — Ich konnte es nicht leugnen, ich hatte noch ein wenig Anhänglichkeit für die Treulosgewordene, mehr, viel mehr, als mir erlaubt war. Das wußte nur ich.

Es wäre ihr angenehm, sagte ich, wenn ich den Brief selbst überbracht — — Schlauer Alter! Ist das Wahrheit? oder woher hat dein gefälliges Gehirn die Lüge? Warum willst du mich betrügen? Hättest du in meinem Angesichte das Interesse gefunden, das ich umsonst in meinem Herzen zurückgehalten? Hättest du dich durch meine Augen in

das Geheimniß meiner Seele gestohlen? Hatte ich mich durch meine ungestüme Neugierde verrathen, die jedes deiner Worte verschlang? — Hättest du mich errathen? — Nein! unmöglich! Was hätte er errathen sollen, sprach ich nach einer Weile, eine Sache, um die kein Mensch weiß auf dem Erdenrunde, als ich. Magdalenens Befangenheit war wohl nur eine eingebildete. Die Frau Pfarrerin hatte im Sinne, mir eine Artigkeit zu sagen, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, um aufs Neue meine Zuneigung zu gewinnen. Doch unter diesem Getriebe konnte sie sich des Vorwurfs nicht erwehren, der sie über ihrem Treubruch bestürmte. Bei Ueberlegung der Art lief ich heftig die Stube auf und ab, und konnte den Aerger nicht zurückdrängen, der bitter über mich gekommen. Aeffin! rief ich, du hast mich einmal und zum letzten Male genarrt! —

Ueber dem Pfarrer hielt ich mich nicht lange auf. Nach Karls Beschreibung war er keiner der Liebenswürdigsten. Was ging das mich an! Mir brauchte er am allerwenigsten zu gefallen; daß er einer Andern gefallen, dagegen waren nicht die mindesten Zweifel. Er sey kalt, phlegmatisch, gleichgültig, liebelos — was war Wahres in dieser Muthmaßung des alten Dieners? Blieb sein Urtheil nicht bloße Vermuthung? und hätte sich

der Pfarrer gerade in seinem natürlichen Benehmen zeigen müssen? Ein so kurzes Zusammenseyn ließ auf hundert Irrthümer schließen! Warum mußte er gerade in Karls Gegenwart liebenswürdig erscheinen, er, der doch geschickt genug gewesen, mich aus dem Herzen der Geliebten zu verdrängen, um dort den Platz einzunehmen, den ich mir durch die innigste Zuneigung zugesichert glaubte? Ich kam nach allem Hin- und Herdenken endlich sogar darauf, daß der Pfarrer mein früheres Verhältniß zu Magdalenen habe wissen müssen, und deßhalb eine Sendung von mir so kalt aufgenommen. Die Gleichgültigkeit sey nur eine erzwungene gewesen, die gastliche Aufnahme des Dieners ein abgerechneter Plan, um das zu erfahren, was er treuherzigerweise, ohne Argwohn, dahingab. Ich schalt den Pfarrer einen Heuchler; es kam mir vor, als hätten sich beide dazu einverstanden, die alte Unbill recht wacker in meinen Gedanken anzufrischen. Ihr Betragen gegen mich war Spott, eine Verachtung, die ich leider stillschweigend dulden mußte.

Dann kamen mir übrigens auch wieder andere Vorstellungen, die für das Gegentheil zeugen wollten. Ich konnte nicht einig mit mir werden und suchte die Sache ruhen zu lassen. Meine Amtsangelegenheiten boten mir Zerstreuung. Ich war

froh, nimmer an die peinlichen Eindrücke zurückdenken zu müssen, welche des Dieners Botschaft während einiger Tage in mir zurückgelassen; nahm mir vor, nicht nur gleichgültig gegen die Pfarrfrau zu werden, sondern ich suchte mich zudem auch zu überzeugen, daß sie an mir gehandelt habe wie eine Person ohne Gefühl und ohne Seele; nahm mir vor, die Empfindungslose zu verachten. Ach! was nimmt sich der Mensch nicht Alles vor, um es zu unterlassen. So viele Vorsätze, so viele Aenderungen in der Gesinnung, kein Entschluß ohne die Gefahr, im mindesten Augenblicke verlassen zu werden. Dazu sind wir Menschen. Ich hätte Magdalenen damals um keinen Preis sehen mögen. Sie hätte sich mir bestimmt mit jener arglosen Gutmüthigkeit gezeigt, welche ich an ihr kannte und welche doch jetzt nur widerliche Eindrücke in mir hätte erzeugen können.

Verstellung ist des Weibes gefährlichste Waffe. Ob es der Mann weit bringe in dieser Kunst: dem Weibe muß man die Meisterschaft darin einräumen. Ueber mich sollte sich die Virtuosin nicht lustig machen. Den Genuß hätte ich ihr um keinen Preis gönnen mögen. Es wäre ihr ein Triumph gewesen; über meine Einfalt sollte sie nicht triumphiren! Ich gelobte es mir, gelobte es mir fest und heilig; ja, ich wäre in jenem

Augenblicke im Stande gewesen, ihr ins Angesicht zu sagen: Ich habe dich einst geliebt; auch du hast mir Liebe geheuchelt! Aber du warst meiner Liebe nicht würdig. Geh, Falsche, und freue dich; wisse aber, daß ich nicht kleinmüthig geworden und Kraft genug behalten, um dich mit meiner Gegenwart zu beschämen!

So sprach ich, und das Blut fing an, in mir heiß zu werden. Ein böser Geist trieb es durch die Adern, daß es mir zu jeder Schweißpore herauszubrennen schien. Ich mußte mich abkühlen. Dazu war der Abend sehr reizend, und versagte mir also den Genuß einer Wanderung nicht. Ich ging, ohne eigentlich zu wissen, wohin, und siehe, ich befand mich absichtslos auf einem Pfade, der an dem Berge hinführte.

Ein Herbstabend ist schön und besonders lehrreich zugleich, Herr Schmidt. Die Felder und Wiesen stehen ihres Schmuckes beraubt, leblos, kahl und mahnend an die Vergänglichkeit. Heute war mir dieser Anblick besonders wohlthuend. Als Knabe befand ich mich oft unter Bauernjungen, die bis in die Nacht hinein ihr Vieh hütheten, sich gesellig bei einem Weidenbaume einfanden, ein Feuer anzündeten, Kartoffeln rösteten und dabei fürstlich froh waren. Ich dachte an meine Knabenzeit, wo ich so sorglos lebte, an meine Mutter,

die mich so unendlich liebte. Ich habe sie verloren, als ich immer das Vieh mit den Bauernjungen hinaus auf den Anger trieb. Die Erinnerung weckte leise gar manche Gefühle. Da vernahm ich Stimmen um mir und in mir; meine Seele ward eine Harfe voll singender Saiten. In den Saiten meisterte eine unsichtbare Hand; ich blickte in die Nachtfeuer im Thale und freute mich derselben wehmüthiglich.

Längs des Weges, den ich ging, rollte ein Waldbach, plätschernd jene heimlich=schöne, geheimnißvolle Musik, die kein Instrument nachzuahmen im Stande ist. Es gibt Töne außer den Tönen der Kunst, die keine Töne, und doch unendlich beredt, beseligend in die Seele hineinklingen; Concerte in der Natur, zu denen ein Jeder kann, um zu hören und zu erstaunen. Man darf nur das Herz nicht vergessen, das unumgänglich nothwendige Herz. Wer Ohren hat, der höre da.

Ich lauschte; neben mir rollte der Waldbach an Hütten, hohen Felsen vorbei, und zog weiter mit seinen gebrochenen Wellen. Das war der Grundton in dem Reiche der still brausenden Harmonie dieser Sinfonie der Schöpfung. Ueber die Wiesen her wehte sanft ein kühler Wind, der über die Stoppeln und Gräser hinstreifte; das war die eigene Musik des Geheimnisses; stärker

und stärker schlug er je zuweilen an die Bäume und schüttelte die Aeste, daß die Blätter herab-rasselten dürr und klappernd. Käfer summten, und nahe um mein Ohr die Mücke mit ihrem feinen Gesäusel. Ich hörte viele Töne. Als es mehr Nacht geworden, begann die Nachtigall, die auch im Herbste ihr Frühlingslied singt, breit und klangvoll, sehnsüchtiglich.

Hatte die Natur schon Schlummer- und Sterbe-Bilder in mir hervorgerufen, so hätte ich mich, unter den mannigfach anderen Einwirkungen, gern niedergelegt, um einen Winterschlaf zu schlafen.

Ich war ruhiger gestimmt als vor einer Stunde. Die Menschenwelt macht böse — die Natur macht gut. Wer natürlich bleibt, bleibt gut. Wer bös wird, soll wieder natürlich werden, und er wird auch wieder gut seyn. Bosheit ist Unnatur. Der Mensch allein hat das traurige Vorrecht, unnatürlich zu werden. Mich hatte der Geisteshauch der Ruhe im Richtungs-Plane umfangen; fühlte ihn auf meiner Stirn und in meinem Herzen. Der Geist wehte mir Versöhnung zu. Ich folgte, gestand mir, daß der Mensch nicht zum Hader und nicht zur Zwietracht geboren, daß dieß Entartung, Aufruhr sey, und nahm mir vor, dem bösen Feinde nimmer zu unterliegen; wollte gut seyn, gut mit dem Freunde, gut mit dem Feinde, gut mit Allem.

Da fiel aber mit dem Versöhnungsgedanken die Pfarrfrau mir wieder ein. Ein wunderlicher Querstrich durch mein menschenfreundliches Vorhaben. Sehen Sie, so sind — wie gesagt — wir Menschen und unsere besten Entschlüsse, veränderlich, schneller und öfter als das Wetter am Himmel. Ich wurde wieder ganz Mensch, der Entartete, Gefallene. Der Böse hatte sein Wesen mit mir und wollte siegen im Streite. Doch da umschwebten mich zum guten Glück noch einmal die unsichtbaren Genien und lispelten mir abermals die Friedenslaute zu, denen ich soeben volles Gehör geschenkt hatte, ehe mir die Frau des protestantischen Geistlichen beigefallen. Ich that einen Schritt und wollte nimmer mit ihr zürnen; aber liebreich konnte ich auch nicht seyn. Was thun? „Verzeihe,“ rief es, „und vergesse!“ Vom weihenden Drange geheiligt, rief ich leise vor mich hin: „Es sey verziehen! aber laß mir meinen Frieden; mehr will ich ja nicht; nur die Gewährung dieser einzigen Bitte!“ Mitten in diesem Prozesse war ich immer weiter gekommen und befand mich — in Birlen.

Das Pfarrhaus stieß, wie mir Karl gesagt hatte, an die Kirche. Es schlug eben; ich blickte auf und gewahrte drüben überm Wasser die protestantische Kirche. Daß es diese war, hatte mir

eine vorübergehende Frau gesagt. Neben daran stand das Pfarrhaus. Unten auf dem Bodengeschoß, der auf den Bach herausging, saß eine schwärzliche Gestalt. Sie schien im Schreiben und Nachdenken vertieft. Ich konnte nichts recht erkennen. Des Baches Breite betrug wenigstens hundert Fuß. Auf dem Kopf hatte die Figur drüben ein rundes, sammtnes Käppchen. Ein solches hatte der Herr Pfarrer aufgehabt, als mein Diener ihm den Brief überbrachte. Es mußte Magdalenens Gatte seyn.

Da also wohnt sie, dachte ich — da drüben, die einst bei mir wohnen sollte, wollte. Ich blieb lange stehen und blickte unverwandt hinüber nach dem fremden Hause. Oben auf der einen Seite war Licht. Ich sah indessen nichts weiter; keinen Schatten, keine Bewegung, keinen Menschenkörper. Wo mag sie seyn? sprach ich. Warum nicht am Fenster?! — Die Nacht ist so schön, die Sterne glänzen so hell, gerade wie in jener Nacht, als wir uns auf der Bank unter der Linde zusammengefunden, als sie mir mit beiden Händen das Haupt ergriffen, als ich ihre Lippen auf den meinen gefühlt. Warum öffnet sie das Fenster nicht? — Ich schaute immer hinüber, sprach mit ihr, mich selbst vergessend, über den Bach; Magdalena! rief oder vielmehr seufzte ich. Sie hörte

mich nicht; der Pfarrer, der unten immer fortschrieb, hörte mich auch nicht. Ich war froh, daß er mich nicht hörte; denn ich hätte nicht gewünscht, daß er vom Nachtwandler etwas vernommen, der drüben stand und der Gattin beim Namen rief, so lieb und vertraut, wie vor alten Zeiten.

Jetzt, als mich mein Geist zurückgetragen, verfiel ich auch in all die Träume wieder meiner ehemaligen Liebe. Ich hatte mich an einen Baum gelehnt. Das Wasser rauschte neben mir mit seinen nächtlichen Schlägen; über mir rauschten die Blätter, vom Winde geregt, und wiegten meine Seele immer tiefer und tiefer in ihren liebesseligen Schlummer. So träumte ich die Vergangenheit durch und erwachte spät. Drüben war kein Licht mehr. Alles finster. Die Menschen schliefen. Ich stand noch allein da mit meiner Sehnsucht und mit meinem Herzen, in dem sich von Neuem verbotene Liebe zu regen anfing.

Du hast sie nicht gesehen —! lispelte ich heimgehend zu mir selbst. Wo mag sie gewesen seyn — wo ist sie — jetzt, wo Alles lebt und in Liebesarmen ruhet, jetzt, wo der Gatte der Gattin Stirn küßt, jetzt, in den weichen Armen — — — Ich ging heftiger, um dem Gedanken zu entlaufen und fühlte, wie er mir nachjagte gleich

einem bösen Geiste. Damals, als ich dich zum letzten Male sah — rief ich — als ich mit zwei Rosen lebensgefährlich in dein Zimmer schlich, lagest du da wie eine weiße Lilie; und um dich herum standen Engel und vor dir ergriff mich Ehrfurcht. Ich sah dich, eine Jungfrau des Himmels, in der ich meine Seligkeit verlieren sollte. Seither war ich gequält. Da lagst du mit deinem jungfräulichen Leibe, den noch keine Mannshand berührt; üppig und schön wogte die blühende Brust mit der reinsten, köstlichsten Fülle, und es hatte sie noch kein lüsterner Mund geküßt; da ruheten die Lippen, verschlossen und zart und roth, sie, die mein Mund kaum berührt; lag sie in ihrer vollen Unschuld und Paradiesesreinheit; ich stand vor ihr, sah sie, wagte es kaum, sie anzuschauen, und legte meine Hand nicht auf ihre Brust; warf mich nicht hin, schloß sie nicht in meine Arme, verlobte mich mit ihr und nahm dennoch nicht für mich die köstlichste Perle. Es sollte Alles einem Anderen angehören. Damals — o! ich wußte, ich ahnte es nicht, sonst wäre ich vielleicht zum Frevler geworden, — legte ich nur zwei Blumen zu deiner Seite, sonst that ich nichts; konnte ich nichts thun, denn Reinheit ist sich selber heilig. Mein Besuch blieb dem Mädchen unbekannt und auch die Gegenwart, der Zweck der Rosen. Damals,

ach! hätte sie mein seyn können, und doch war einem Andern dieser Unschuldsraub bewahret. Sie hatte mich geliebt, und Liebe thut, duldet, erlaubt Alles. Sie war meinetwegen krank geworden, denn tief trug sie mich in ihrem Herzen. Auch ich war der Ihre mit ganzer Seele, meinem ganzen Wesen; Ihr selbst noch, als mich schon der schwarze Priesterrock von der Welt trennte sammt ihrer Sinnlichkeit und Verführung, Ihr, als ich das Gelübde der Keuschheit gethan, — Ihr — o Gott — noch damals und lange, derweil ich die Nacht über in wachen Träumen brütete, meiner Leidenschaft den Kampf verhieß und mir vergangene Zeiten zurückrief, mich an süßen Bildern verweilte und immer mehr Oel goß in glühenden Brand, den ich im Herzen schürte mit aufrührerischem Beginnen.

Ich kam nach Hause. Es war spät in der Nacht. Meine Stirn brannte, mein Herz lohete. Ihr Bild schwebte unauslöschbar vor dem Geiste. Ich sah sie, wie sie damals, bei dem letzten Abschiede mir erschienen, und meine Einbildungskraft folgte ihr bis ins Schlafgemach des Gatten. Ich sah sie neben ihm, bei ihm, an ihm; hörte, wie er den Hauch ihrer Lippen schlürfte, ihr Fleisch sog, in all' ihren Reizen sich sättigte. Da ergriff mich tobende Eifersucht; ich hätte ihm seine Beute

rauben, mein Eigenthum zurückfordern, mir in die Arme drücken mögen; tollkühne Entschließungen keimten in mir. Herr Gott! was sind wir Menschen? — dein Ebenbild; und doch rächt sich gleich im Augenblicke ihrer Verachtung die Sünde noch durch Triumph, daß sie mit unsrer Seele, unserm Leib spielt, wie der Knabe mit dem Luftball. Ueber dem Sinnen, Sehnen, und Kämpfen war ich müde geworden. Ich setzte mich vor meinen Tisch, stützte meinen Kopf auf den Ellenbogen — O Magdalena! — Magdalena! — —

Es lag ein Buch vor mir; meiner unbewußt, und um nur etwas zu thun, schlug ich's auf. Da fielen meine Augen von ungefähr auf lateinische Druckseiten. Mein Gewissen las beim ersten Blicke: „Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Haus. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weib, noch seines Knechtes, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch Alles deß, das deines Nächsten ist.“ — Das fuhr mir wie ein Blitzstrahl durch Herz und Nieren, durch alle Glieder; hier standen die Worte: „Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weib —.“ Hier die furchtbare Anklage! —

War dieß im Bibelbuch ein Fingerzeig von oben? eine Weisung des Himmels, die noch zur rechten Zeit in meine Seele traf, eben zur Stunde,

als die Stimme des innerlichen Richters einschlafen wollte, damit sie mich antriebe zur Rückkehr, damit mich der gottesrichterliche Vorwurf bestürme, als hätte ich meinem Gelübde unterlegen, das Gesetz überschritten, als wäre ich wegen des einen aller schuldig? Ich sank zusammen, in mir selbst zusammen, stand wie vernichtet vor den todten Buchstaben, vor dieser zweitausendjährigen Warnung; hub an, wollte die Schrift eine veraltete Urkunde schelten; aber es glühete in meinem Herzen wie Flammen das Gesetz. Ich erkannte des Herrn Gebote und fing an, meine Brust zu schlagen. Ein heller Tag fiel in meine augenblickliche Verirrung. Ich wurde wie umgewandelt, wurde besser, frömmer. „Die Gebote des Herrn,“ rief ich mit David, „sind lauter und erleuchten die Augen.“ Mir hatten sie die Augen meiner Seele erleuchtet. Ich haßte alle ehrlose Entschließungen. Wer sich von Gott und seinem Willen entfernt, sagte ich, gehet den Weg der Sünde, der zum Verderben führet. Tausend biblische Stellen fielen mir mit eben so vielen ernsthaften, lebensheiligenden Entschließungen ein. Ich nahm mir vor, die sündliche Idee zu bannen. Schon wieder ein Entschluß, — ein Kampf! — Soll'n wir denn nicht eine Stunde im Leben aufhören zu ringen? oder ist blos mein Leben eine Schranke

für Seelenturniere? — Holla! — das Schwerdt geschwungen; heiß erst wird die Schlacht, wenn man den Sieg in Händen wähnt. — — Es kommt besser noch, Herr Schmidt! besser; schlimmer kann's nicht kommen. Sie verstehen mich; wo ich das Rächeramt übe über so viel Schmach, wird's besser für mich. Auch der Zorn hat sein Recht und die Vergeltung. „O!" rief ich mit dem Psalmisten, „daß mein Leben deine Rechte mit allem Ernste behielte! Wenn ich schaue allein auf deine Gebote, so werde ich nicht zu Schanden." Ja, ja, ich will's! rief ich; — „seine Gebote sind nicht schwer," sagt Johannes, — seine Gebote nicht schwer. — — Herr Schmidt, auf mich sind sie seitdem lebenserdrückend gefallen. Das vergessen Menschen nicht, die Gutes wollten, und denen Verhältnisse Fesseln darob anlegen. Zum Glauben an die Nothwendigkeit gekommen, möchte auch der Himmel ein tückischer Trotzkopf werden. Damals siegte noch die Gottesstimme, aber auch nur im Buchstaben des Gesetzes. Ich fiel auf meine Kniee, und betete voll Zerknirschung und Inbrunst; bat vor seinem Gnadenstuhle um Vergebung, beugte mich vor dem Lamme und wusch mich in seinem Blute, nahm alle Heilige für mich gefangen. Ich kam mir vor wie ein Verurtheilter, dem der König aus Gnaden das

Leben schenket, der aber nun heute, um zu leben, ein Dieb werden muß, weil das Volk nicht begnadigt.

Des andern Morgens, als ich erwachte, war ich ruhiger, doch matt. So ging es einige Tage fort unter Kampf und Entsagung. Ich hütete mich vor der Sünde und heiligte meine Gedanken, legte der Herzensstimme Stillschweigen auf und ergab mich meinen Berufspflichten; lag stundenlang in der Kirche, betend vor dem Altar, und flehte zur Jungfrau um Stärke und Beharrlichkeit zum guten Vorsatz. Es schien mir zu gelingen; mein Herz schlug weniger heftig, meine Leidenschaft erlosch, mein Gewissen beschwichtigte sich. Freilich kam ich mir vor wie Einer, der eine Krone errungen, aber sein Herz verloren, wie Einer, der zum Märtyrerthume sich blutig geschunden, der im Leben das Leben vermißt, und nur noch in einer Art Erstarrung oder Somnambulismus dahin kränkelt. Immer aber war's ein Sieg; denn ich wurde ruhig, vorwurfsfrei — frei vor Gott, vor meinem Eide, vor der Kirche! So noch damals. Ach! wenn doch das Morgen nur dem Heute gleich bliebe, ist das Heute verzweifelnd gut; — aber es ist meist aus Verzweiflung böse.

Die Zeit strich herum; nach allen meinen Unterredungen mit mir selber hatte ich mir endlich gesagt: Sie ist gestorben! Das schien mir der

beste Trost; nichtsdestoweniger fühlte ich in meiner Brust heißen Schmerz. Ich litt unsägliches Weh. Das dauerte lange. Gewöhnlich fand ich in Thränen Linderung. Die durfte aber leider Niemand sehen, Niemand hören, wissen; sie sollten mir allein angehören; ein Freund im Schmerze hätte vielleicht dessen zerschneidende Schärfe gestumpft; aber katholischer Priester konnte, durfte ich ja Niemand die Ursache meiner Qual gestehen, mußte ich für mich diese lebenszerstörende Wollust bewahren, mich allein daran sättigen, das Geheimniß meines Kummers in mir verschließen. Was hätte die Welt gesagt Anderes, als: Es ist ein verächtlicher Mensch, der seiner Würde nicht würdig? Hätte sie nicht den Stab über mir gebrochen, mich verurtheilt, mich erniedrigt, sie, die jetzt beim Anblicke meines thränen-durchfurchten Gesichtes auf einen Heiligen schloß, der sich unter Entsagung und Buße hier unten schon eine Krone errang; sie, die mich unter meinem Dornenkranze anbetete, die mich mit meinem irdischen Wesen selig pries? Sehen Sie, wie die Welt sich irren kann, wie manchmal wir so wenig der Ehre würdig sind, womit uns die Menschen begegnen, und wie wir nichtsdestoweniger dasjenige dahin nehmen, was uns Rechtens nicht gehöret. — Ich auch that's und war armselig wie Andere,

aber wider meinen Willen. Für mich war es eine Züchtigung und ich unterwarf mich ohne Murren. Doch Bedürfniß auch ist die Ehre, der Schein des Werths, und sehen Sie darin abermals einen Theil der Nothwendigkeit des Vorhabens, das ich Ihnen nachgehends ankündige, und zu dem Ihnen den Schlüssel bereits behändigte. Ich muß fürchten, daß, was Geheim in meinem Leben, über Kurz oder Lang offenbar werde, und was dann? — — Ich muß, was ich will! — Die Welt mag sich selbst darob anklagen, — anklagen, wenn ich bei Zeiten nach einem Mittel ringe, ihr die offenen Augen bei hellem Tage zu verbinden, oder — vielleicht — besser — ihr einen Glauben abzuringen, in deß stürmischer Begeisterung meine Schuld untergeht und sich verliert, wie der Bach im Strome. Die Möglichkeit — sie hat mein eigentlicher Gegner, der eigentliche Schöpfer meiner Qual, unsere Kirche, Rom und seine Geschichte, mir selbst geliehen.

So lebte ich während ungefähr sechs Wochen, und nun schien ich Kraft genug gesammelt zu haben, um meine geselligen Pflichten auszuüben. Die nothwendigsten Antrittsbesuche hatte ich schon, wider Willen vielleicht, wenigstens aber um der Schicklichkeit und der äußern Gebräuche wegen sicher zu seyn, beinahe alle geendet. Ein einziger

Besuch nur war seither von Tag zu Tag noch hinausgeschoben worden, gleich als ob ich dadurch dem Unausweichbaren hätte entrinnen können. Es war vergeblich; der protestantische Herr Pfarrer, Magdalenens Gatte, kam mir jeden Tag zu Sinne und mit ihm auch das Höflichkeitsgefühl, das ich bisher verletzt. Daß uns die Gesellschaft zuweilen so harte Befehle auferlegt! Leider hat sich der Mensch seine Ketten selbst geschmiedet. Ich mußte ins protestantische Pfarrhaus. Aber sollte ich sie da nicht sehen, sie, die ich floh, die ich nicht sehen, an die ich nicht denken durfte! Beim Gedanken, daß ich sie dennoch sehen werde, erfaßte mich ein eisiger Nervenschauer; ich zitterte vor Bangigkeit und Erwartung.

Doch vielleicht ist sie nicht da, sagte ich; ein gewisses Schicklichkeitsgefühl wird sie zurückhalten; sie muß sich und mich ehren; wir haben weiter keine Gemeinschaft mit einander.

So dachte ich das andere Mal; und dann wiederum: vielleicht kommt sie aber dennoch im Triumphe des Bewußtseyns, ein Herz gebrochen zu haben, das ihr treu und liebend ergeben war, sie wie eine andere Frau im Wohlgefühl ehelicher Erfahrung und Abstumpfung, daher an eine alte Liebesgeschichte zurückblickend, wie deren jedes Mädchen vor der wirklichen Ehe eine gehabt, sie mit

der vollen Gleichgültigkeit, die aus der Gesammtheit solcher Dinge entspringt, mit der leisen Ironie, die unter dem Priesterrocke den liebeschmachtenden Schäfer verspottet, — sie — so kam sie mir vor in dem Bilde, das ich schuf, so blieb sie, ob ich das Bild auch genommen hätte, um es an meinen Herzenswänden zu zerschellen.

Sey es, wie es sey, rief ich endlich, nach langem Hin- und Herrathen, du gehst. Ich war kein Uebelthäter und kein Verbrecher; hatte keinem Menschen etwas zu leide gethan; liebte alle wie Brüder; nahm mich der Schwachen an, besuchte die Kranken, war nachsichtig mit den Fehlerhaften, reichte den Gefallenen die Hand. Ich that es, wie der Heiland geboten; und doch ging ich wahrhaft wirren Herzens und voll banger Ahnung. Es war etwas über mich gekommen, das ich mit keinem Bibel- oder Zauber-Spruche wegbannen konnte.

Von unserm Städtchen bis nach Birlen ist eine halbe Stunde Wegs. Der Novembernachmittag war kalt und regnig. Auf den Bergen ringsum lag Schnee; hier und da standen Fichtenbäume und erhoben trauernde Häupter. Blätter lagen rings in den Straßengräben, gelb, grau; kein Vogel mehr, kein Lied, nur scheue Sperlinge und Goldammern, die mit einigen Raben auf der

Straße ihr Futter suchten. Unter dem Himmel flogen weißgraue Nebelwolken, vom Winde gepeitscht. Alles winterlich und trüb im bergigen Thale. Ich ging durch das sterbende Leben, selbst ein Blatt, gelb und grau geworden und herumliegend im moorigen Regenwasser ohne Saft und Frische. Ich verglich mich in der düstern Stimmung mit Allem, was mein Auge um mich her sah, mein Ohr hörte, und auf was es analogisch zurückkam. Da beneidete ich das Loos der armen Vögel, die ohne Schutz und Schirm, ohne Dach, ohne Nahrung und Fürsorge, ohne Lebenssicherheit, weil ihr Leben eines jeden Eigenthum, harm- und sorglos herumflogen und mit den Brodkrumen oder Gerstenkörnern vorlieb nahmen, welche ihr kleiner Schnabel unter Grund und Schnee hervorzog. Sie haben kein Herz zum Fühlen und Erkennen und zum Schmerze. Sie haben keine Gedanken, keine Sehnsucht, keine Erinnerungen, sind glücklich vom Anfange bis zu Ende und gehen kummerlos, wie sie gekommen. Nur der Mensch leidet und hat Weh. Glauben Sie mir, Herr Schmidt, ich beneidete der Kleinen Loos.

Mitunter war ich weiter gekommen und befand mich im Dorfe. Ich schlug meinen Weg links ein, um längs des Baches hinaufzugehen. Da kam ich bald gegen die Pfarrwohnung, wo ich

vor einigen Wochen kurz nach meiner Ankunft auf willenlosen Schleichwegen hingerathen.

Dießmal wagte ich nicht, hinüber zu schauen Ich fürchtete, sie zu entdecken, und wollte sie nicht sehen, wenigstens jetzt noch nicht. Als ich weiter ging, nahm ich noch einmal meine Ruhe zusammen, ermannte mich und schritt der längstgeflohenen Behausung entgegen. Eine Magd öffnete die Thür und führte mich ins Studirzimmer des Pfarrers. Das Mädchen hieß mich warten; der Herr Pfarrer sollte gleich erscheinen.

Ich schaute mich um; rings an den Wänden eine stubenhohe Bibliothek, vorn gegen die Thür das Pult, worüber an der Mauer kleine Kupferstiche hingen. Gegen die Fenster ein Schreibtisch. Hier hatte ich jenen Abend Magdalenens Gatten sitzen gesehen; hier mußte er gewöhnlich arbeiten.

Im Zimmer war sonst Alles reinlich und sauber. Man schloß unwillkürlich auf einen Ordnungsgeist, der da hausete. Der Fußboden weiß wie Schnee, nirgends ein Stäubchen, die Mobilien spiegelglatt glänzend. Die Federn am Schreibtische lagen auf einem eigens dazu eingerichteten tellerartigen Gefäße; das Dintenfaß stand auf einer Wachstuchplatte, die Papiere lagen hübsch über einander; nirgends ein Fleckchen, auch nicht

das Geringste, was das Auge hätte stören können. Ein Pedant! sagte ich zu mir, mitten im übersichtlichen Examen. Der muß sich in seiner Lebens- und Liebens-Weise an ähnlichen mathematischen Fäden bewegen, sicherlich ein Ziffermensch, ohne Poesie und Imagination. Doch er ist ein Mann des göttlichen Wortes, fügte ich gleich darauf hinzu, ein Stellvertreter Jesu Christi; darum muß er auch hier schon seyn, wie ein Auserwählter, der den Staub unten abgeschüttelt und unter den Brüdern herumgewandelt wie ein Paradiesesmensch, himmlischer Verehrung werth. Da darf, muß Poesie fehlen — in einem poetischen Kopfe ist Leidenschaft. So war ich nicht, wie die Andern; schwach und willensschwankend, handelte ich oft meiner Pflicht entgegen, und vernachlässigte das Gute. Ich war wie ein Mensch, erfunden voll Sünde und Fehler; gab mir dieß Zeugniß auch mit gutem Gewissen, und ich weiß nicht, aber es beschlich mich in jenem Augenblicke eine Art Stolz; ich blickte auf mich im Vergleich mit dem Pfarrer wie der Pharisäer auf sich und den Sünder. So sind wir voll Dünkel und Selbstliebe, suchen Andere zu verkleinern und uns, wir seyen wie wir seyen, zu entschuldigen.

Ueber diesen Gedanken war meine erste lebhafte Bewegung vorübergegangen. Meine Herzens-

wallungen hatten sich gelegt; ich schien festern Fuß gefaßt zu haben. Ich schaute nur noch mechanisch im Zimmer umher, wie ein Mensch, der schon Alles gesehen hat und dennoch etwas sucht. Da, neben dir oder über dir ist sie vielleicht, dachte ich. Hier, wo du stehst, stand sie auch schon. Hierher wird sie kommen, wann ihr Gatte mit seiner Arbeit fertig ist; hier wird sie, wenn er noch nicht geendet, sich mit einer weiblichen Arbeit still auf einen Stuhl niederlassen und warten, kein Geräusch machen, um ihn nicht in seinem Denken zu stören, und oft nach ihm hinüberschauen, bis er die Feder bei Seite legt und nun nach der Theuren herschaut. Dann wird sie aufstehen, auf den Zehen zu ihm schleichen, sich hinter seinem Stuhle auf seine Schultern bücken, ihm freundlich dankend in die Augen schauen, vielleicht auf seinem Schooße sitzen, ihm die Lippen küssen und ihm die Mühe lohnen und die ernstere Arbeit. So sah ich sie im Geiste vor mir und träumte von der Seligkeit der Geliebten; ach! da fand ich alle meine Sinne wieder. Ich saß und schrieb, dachte nach und war emsig; ich übte meine Berufspflicht unter Hagel und Wind und in den mißlichsten Umständen; zu mir kam kein weibliches Wesen, das mich zerstreut hätte nach der strengen Beschäftigung, das mir Liebesworte zugeflüstert, das mich durch das Anschauen

seines Wesens beglückt, mir immer aufs Neue seine Treue und Anhänglichkeit entgegengebracht, das mich aus der Verschwisterung mit seiner Seele zu neuer Thätigkeit angefeuert, mir ganz seine Zärtlichkeit geschenkt, ganz mit seiner Sorge behütet — es kam keines, — um mich blieb Alles öde und leer; nur die Verlassenheit in der stillen Luft, die ward manchmal hinter mir zum Gespenste und schreckte mich mit häßlichen Gesichtern. Mit mir war nur Ahnen und Wünschen und Hoffen. Ich sollte mir Alles in Allem, immer genug seyn, war mir aber selbst zu viel und zu wenig. Es fehlte mir etwas. In der vollen Einsicht dieses Mangels überkam mich eine tiefe Trauer. In solchen Augenblicken konnte mich kaum meine Pflicht aufheitern; manchmal tröstete mich eine unbestimmte Hoffnung oder sonst etwas, das ich nie bis zum Bewußtseyn ausdachte.

Der Schmerz will ausbrennen in unserer Brust, dann wird sie durch sich selbst wieder stille. — Brandmale zwar bleiben und sie sind es, die noch manchmal wehe thun; es kann oft lange die Zeit eingeätzte Feuer nicht auslöschen.

Wie vielerlei kam mir noch hier im Zimmer zu Sinne, in dem kurzen Augenblick, den ich in Erwartung des Pfarrers zubrachte! Wie Vieles, das ich nicht erzählen kann, weil es mir nur wie

eine leise Anregung durch meine Seele fuhr, wie etwas, zu dem man keinen Ausdruck hat. In der Gefühlswelt sind viele unbestimmte Formen. Es geht hier zu sehr unsere Seele allein an. Was unsterblich ist, hat etwas Ehrwürdiges und Heiliges. Das Heilige ist gottähnlich. Von diesem sollen wir uns kein Bildniß, noch einige Gestalt machen. Wir können's ja nicht. Drum sind unsre Gefühlsausdrücke und Gefühlsschilderungen kalt, farblos, und das nicht, was sie seyn sollten. Wir möchten — — doch der Pfarrer erschien.

Er war ein Mann, ungefähr fünfundvierzig Jahr alt, wie Karl ihn beschrieben, von mittlerer Größe, tüchtiger Körperfülle; hatte einen langen, dunkelbraunen Rock an, beinahe bis oben zugeknöpft; über einer weißen Halsbinde und zwischen zwei hohen, steifen Hemdkrägen ruhte der Kopf. Das Gesicht war dick, sichtlich von Blattern heimgesucht; die Augen klein und scharf; die Stirn hoch und rund; die Haare vorn dünn gesäet und nach hinten gekämmt. Der Ausdruck des etwas blassen Gesichtes war Gleichgültigkeit. Man schloß, in Folge desselben, auf keine jener Gemüthsbewegungen, deren Spuren ich in einem der Züge hätte entdecken müssen. Es kam mir vor, als ob es um den Pfarrer seyn müßte, wie um Einen, der furcht- und erwartungslos ins Leben hinein-

blickt, sich in sich selbst gesättigt fühlt und weiter wegen der Alltagsbegebenheiten sich nicht beunruhigen läßt; wie Einer, der im Schooße des Wohlseyns nichts wünscht, nichts begehrt, nichts bedarf, genügsam ist, sich gütlich thut und einer gewissen arithmetischen Pflichterfüllung zufolge gegen jeden Vorwurf sich gesichert glaubt; wie Einer, der thut, was er thun soll, zu thun hat, und nicht weniger und nicht mehr, der so im Gleise dahinschreitet und keine Linie rechts und keine Linie links vom Wege ablenket; wie ein Mann strenger Rechtlichkeit, unbescholtener Sitten, ohne augenscheinliche Schwachheit im Gefühle seines Werthes, ohne Vorwurf, ohne Affekte, ohne Leidenschaft.

Der Pfarrer nahm sein kleines Käppchen vom Kopfe. Er war freundlich, hieß mich setzen und fragte, wie es mir in der Gegend gefiele. Unser Gespräch ging auf die Naturschönheiten des Ortes über. Da gab es ein Langes und Breites, welches mit den dabei angebrachten Vergleichungen in die Länge zog. Seinen Aeußerungen nach war der Herr Pfarrer human und duldsam und — voll unerwarteter Offenheit. Es ehrte mich das Vertrauen. Ich fühlte mich näher gezogen. Es sprach mir eine längere Lebenserfahrung entgegen. Wie ich mich mehr in des Mannes Gedanken

hineindachte, löschte sich ein Bißchen mehr die Scheidelinie, die uns von einander vorher so weit getrennt hatte.

Sie sind aus R., also aus der Heimath meiner Frau, sagte der Pfarrer nach längerer Unterredung; ein Landsmann und doppelt willkommen. Was sollte ich antworten? Meine Freude über diese Aeußerung ausdrücken, ihm sagen, daß ich seine Gattin als Kind gekannt, mit ihr aufgewachsen, sie geliebt? — ich konnte, durfte es nicht. Ein jedes Wort hätte mich verrathen; überdieß zog sich jetzt schon das Blut in meinem Gesichte zusammen. Ich flüsterte daher etwas Unverständliches, verzog mein Gesicht, als wollte ich dem Pfarrer danken, und verrieth mich mit keinem Worte. — Meine Frau wird sichtbar seyn, denke ich, fuhr der Pfarrer fort. Wir haben früher schon von Ihnen gesprochen. Darf ich Sie bitten? — Er winkte; ich folgte der Einladung. Ich sollte also dennoch in ihre Nähe gebracht werden? von ihrem Gatten, dem Vorgezogenen, sogar. Ich folgte und hatte kein Blut mehr in mir; mein Herz stockte, ich wischte mir die Stirn. O, jetzt sie sehen! — nach fünf Jahren sie sehen, zum ersten Male sie wiederum sehen, seitdem ich zum letzten Male ihre Stirn geküßt! Sie sehen, sie, die Gattin ihres Mannes, ich, der ich in mir immer

noch nicht die Liebe erlöscht hatte, eine Liebe, die das Bewußtseyn ihrer Nähe heftig anfachte! — Stellen Sie sich meine Verwirrung vor, und doch war ich kein Kind! — Wir gingen die Treppe hinauf; der Pfarrer stieß eine Thür auf, schlüpfte ins Zimmer und stellte mich der Frau Pfarrerin vor.

Magdalena war mit einer Stickarbeit beschäftigt; sie ward hochroth; diese Bemerkung traf mich am ersten. Ihr Gesicht war blühend. Ich faßte mich daher augenblicklich. Sie hat keinen Schmerz gelitten, sagte ich zu mir; ihr hat der Kummer die Lebensfrische nicht aus den Adern gezogen; trat näher vor und bot meinen Willkommen fest und gemessen. Ich sprach mit ihr wie mit einer Person, die man vor Zeiten gesehen, gekannt, die sich im Leben verloren hatte, und die man zufällig aufs Neue wiederfindet; suchte die alltäglichsten Dinge hervor, Kleinigkeitskrämereien, die mir, ich weiß nicht wie, zu Sinne kamen, und von denen ich ohne Rückhalt sprechen konnte; legte auch in meine Stimme höchstmögliche Gleichgültigkeit, so jedoch, um nicht gewisse Convenienzlinien zu überschreiten.

Magdalena, die Frau Pfarrerin, sprach wenig, beinahe nichts. Ihr Gesicht ward allmählig weniger roth, immer weniger, — ich sprach

fort und fort, und als ich die Frau wiederum anblickte, war sie bleich wie eine Marmorfigur. Ihre Einsylbigkeit blieb dieselbe. Meine Unbefangenheit nahm zu. Ich befand mich bald im vollen Besitze meiner Fähigkeiten. Der Pfarrer hörte mit nichtssagender Miene, schien an ganz andere Dinge zu denken, und die Frau saß da, wie ein Schmerzensbild, um dessen Wohlseyn mir allmählig bangte. Da wurde der Pfarrer gerufen. Es war ein Besuch gekommen. Herr N. empfahl sich und ging.

Ich war mit Magdalenen allein! — Sie saß vor mir; ich war dreist und beschaute sie ohne Rückhalt; suchte in meiner Prüfung das alte Bild vor fünf Jahren mit demjenigen des Heute zu vergleichen, und fand, daß es sich auffallend verändert hatte. Das war das alte nicht: das Gesicht war dasselbe mit seinem seelenbannenden Ausdrucke, aber bleich und hager; die Augen noch blau, wie des Himmels Azur, aber erloschen; aus dem Antlitze, um den Mund herum sprach etwas, das auf langes Leiden schließen ließ. Um den Kopf hingen die seidenen blonden Haare, wie Aestchen um eine Trauerweide. Es kam mir vor, als erhöbe sich das Haupt auf einem Grabeshügel, und als wäre hier mehr des Sterbens, als des Lebens; als wäre das Leben eine Einbildung, und der

Tod die Wirklichkeit. Der Eindruck wirkte dennoch nicht peinlich. Ich hatte mich seit meinem kurzen Amtsantritte schon so sehr an Krankenlager und Sterbekörper gewöhnt, daß mir ein Neues nicht auffiel. Wir härten uns Alle gegen Schmerzen ab; tragen den Müttern ihre Kinder fort, ob auch die Mütter in Thränen zerfließen; legen den Kindern ihre Eltern unter die Erde, und rauben ihnen ihr Alles; trennen den Mann vom Weibe, verscharren dem Jüngling die Geliebte, und thun dieß mit einer Unempfindlichkeit, wie es kein Todtengräber thäte. Wir Pfarrer! — Wir gehen mitten durch den Schmerz, wie Menschen von Stahl, versuchen hie und da einige Trostesworte, vielleicht immer dieselben, unser Herz aber nimmt, um der Gewohnheit willen, wenig Theil daran. Sie mögen sich daher meine damalige Apathie erklären.

Während dieser Betrachtungen, gleich als ob ihr die Entfernung des Gatten mehr Freiheit gegeben, blickte Magdalena mich offener an und schaute in mein Angesicht, wie einem lieben Bekannten. Ihr Auge musterte mich ohne Rückhalt; es schien dem Examen kein Hinderniß mehr im Wege zu seyn. Dabei belebten sich ihre Züge; in ihr Auge floß Leben, ihre Gesichtszüge fingen zu sprechen an. Was sollte die schnelle Umwand-

lung? Wollte das Weib mir neue Demüthigungen bereiten, mich mit ihrer Gegenwart reizen, sie, die mich mit ihrer Abwesenheit blutig gequält hatte!? — Sollte ich, ein einfältiger Junge, mich willenlos ihrer Laune hingeben, ohne Vorwurf, ohne Klage, ohne Vertheidigung — nein! es regte sich etwas in mir wie Lust zur Vergeltung; ich nahm mir vor, meine Waffen mit Umsicht und Klugheit zu führen, so jedoch, daß ich immer die empfindlichste Stelle treffen mußte. Hier selbst aber fand ich Schwierigkeit. In wie fern durfte ich sie angreifen? Ihr über Treulosigkeit Vorwürfe machen, dazu hatte ich kein Recht. Ich hätte mir selbst damit eine Blöße gegeben; denn unbefriedigte Liebe kennt auch in der Pflicht keine Entschuldigung. Ihr sagen: — Frau, du hast kein Herz! — da hätte sie mir das Gegentheil durch ihre Gattinliebe beweisen können. Sie eines Betrugs anklagen: da hätte sie mir eingewendet, diese sogenannte Liebe sey eine kindische Uebereilung gewesen. Sie sehen, ich war unmächtig in meinem unfreundlichen Vorhaben. Ich nahm mir daher blos vor, kalt zu seyn, meinen Worten die angenommene Gleichgültigkeit zu bewahren, meiner Unterhaltung den Charakter völliger Interesselosigkeit zu lassen.

Es gelang. Ja, ich gab mir am Ende das Zeugniß, die Frau wie ein gewöhnliches Weib

behandelt zu haben. Ich ließ sie merken, daß ich ihr, wie etwas Werthlosem, einige Augenblicke verschwendet und daß unser Zusammenseyn eher eine Vergünstigung, der man sich umständlicher Convenienz wegen nicht entziehen kann.

Magdalena — sie sah mich an und hörte mir zu. In ihrem Gesichte lag Ergebung und Staunen. In jedem ihrer Züge zuckten hundert aufgeworfene Fragen; überall Zeichen der Verwunderung. Zuerst hielt sie sich zurück, horchte mir beklommen zu; dann aber nahm sie ihre ganze Willenskraft zusammen und empfing mich mit viel Liebenswürdigkeit. Da schien es, als wären wiederum die alten Zeiten, als sey die Frau Pfarrerin noch das Mädchen Magdalena, ich ihr Jugendgespiele, als sey die Jugend mit ihrem Himmel zurück, als wäre die Gegenwart ausgelöscht, die Wirklichkeit ein Traum. Sie sprach lebhafter und viel; sprach mit Innigkeit, mit Seele; ich merkte es am Tone ihrer Stimme, fühlte es an den Eindrücken, die in mein Herz geschahen. Der Engel in ihrer Brust erwachte aus dem Schlafe; reckte seine Flügel und schüttelte die Federn, flüsterte die einstigen Liebeslaute. Alles trat mir entgegen. Es geschahen Eindrücke, heftige Eindrücke; ich merkte es, aber ich verschloß die Pforten meines Herzens. Der Engel in ihrer Brust klopfte

an, wie auf den Deckel des Sarges, wo meine Liebe begraben. Rings umher Todtenkälte. Es sollte sie ergreifen in meiner Gegenwart, wie auf der Stätte eines Gerichteten, den man langsam gewürget. — Sie merkte auch meine Unempfänglichkeit; denn, als sie fortsprach mit ihrer beredten Zunge, mit ihren Blicken voll Liebe, mit ihrem lebendig gewordenen Wesen, und als es ihr vorkam, als hätte sie nur an eine zersprungene Glocke geschlagen, da fuhr sie zusammen vor den Mißtönen, es that ihr wehe; der Engel in ihrer Brust zog sich zurück, faltete seine Flügel, schloß die Augen, den Mund, und seine Seele kroch in die innerste Tiefe. Allmählig ward die Frau wieder zum alten Bilde. Ihr Gesicht verlor die Lebensfarbe, ward bleicher wie zuvor. Die Stirn umwölkte sich, Thränenschauer zuckten. Das Auge starb. Entmuthigung und Ermattung hatte den ganzen Körper erfaßt; so saß sie da, empfindungs- und regungslos in sichtbarer Erstarrung. Ich ließ sie schweigen einige Minuten und schwieg selber. Dann fragte ich nach ihrem Gatten, empfahl mich bei diesem, verbeugte mich vor der Dame und ging.

Als ich fort war, stürmten gar mancherlei Empfindungen und Gedanken auf mich ein. Meine Sache war über alle Erwartung gut gegangen. Ja — ich hatte sie gedemüthigt. Ich — — o,

ich Thor! — Wozu das, warum? — Was konnte ihr daran gelegen seyn? Mußte sie mich nicht als einen Sonderling verlachen? mußte sie nicht aus meinem ganzen Benehmen auf das Interesse schließen, das ich mit viel Klugheit verbergen wollte? mußte ich mich nicht verrathen und das Geheimniß ausgesprochen haben, von dem keine Seele wissen sollte? Was lag der Frau ihres Mannes an dem Benehmen eines Sonderlings? Was mochte sie denken hiebei, sie, im Vollgenusse des Glückes, im Besitzthume ihrer Wünsche und ehelichen Forderungen! — Ich Thor! spielte die seltsamste aller Rollen. Indeß sie war freundlich mit mir, freundlicher als freundlich, wie vor fünf Jahren; es sprach aus ihrem Gesichte jene wortlose Anhänglichkeit, die man fühlt und erkennt, aber nicht näher bestimmen kann. Es war dieß Alles That, keine müßige Maskerade; dagegen sprach meine Ueberzeugung.

Hätte sie wirklich noch Theilnahme für mich gehabt? — mein Gott! — jetzt noch Theilnahme, nachdem sie so lange Zeit das Eigenthum eines Anderen? —

Sie ist glücklich, sagte ich; aber es scheint ihr Etwas zu fehlen; ihre Person gleicht einer Leidensgestalt; ihr Wesen ist eine Blume, die erst zur Knospe geworden, noch nicht aufgeblüht, und als

Knospe schon welkt. Es muß in diesem Kelche ein Wurm schlafen.

Was aber ist dieser Kummer? woraus entspringt er? — Und auch du hast sie noch gequält, hast ihr noch weh gethan! ja, thatst dieß mit herzloser Kälte, — — ich war unmenschlich hart gewesen; die Reue kam über mich, die Reue mit ihrer heißesten Anklage, mit ihrer beißendsten Folter.

Wie war ich so sehr Mensch, wie erging ich mich in allen Verirrungen, und wie sollte ich doch mehr seyn in der geistlichen Würde!

Hätte ich sie lieber nicht gesehen! Ihr Bild verließ mich nicht, und bei dessen Anschauen ergriff mich jedes Mal eine tiefe Wehmuth. Wie war es bleich, schmerz- und kummervoll; wie sah sie so ganz einer Leidensjungfrau ähnlich, die der Gram geläutert! —

In der That, Magdalena mußte ernstlich krank seyn; ja ich kam sogar auf die Vermuthung, daß sie an jener Krankheit litte, von der ein Menschenkörper nimmer zu genesen im Stande ist, weil die Kunst zu ihrer Heilung noch kein Mittel gefunden.

In diesem Gedanken wurde ich kühner. Sie ist eine Braut des Todes, sagte ich; gehört den Lebendigen nimmer; über Todte aber haben wir

Alle gleiche Rechte; diese Liebe ist keine Sünde. Niemand wird mir wehren, vor einem Sarge niederzuknieen. Sehen Sie, Herr Schmidt, über diesen Ideen durchzuckte es mich mit einer Freude, die ich hätte Wahnsinn nennen mögen. Ich sah immer mehr ein, daß ich sie, alles Kampfes ungeachtet, immer noch liebte, und daß, je größer meine Anstrengung war, zu widerstehen, desto gewaltiger die Kraft, die ich nicht zu brechen vermochte.

Während der letzteren Bemerkungen, die ich in Bezug auf Magdalenen machte, schienen mir die äußeren menschlichen Formen zu zerspringen, die Ringe aufgelöst, und meine Hoffnung ein erlaubter Wille.

Wenn sie stirbt, dachte ich, gehört sie nimmer dem Manne; denn im Himmel „freiet man sich nicht, noch wird man sich freien lassen,“ gibt es gar keine Freiersgedanken; wenn sie stirbt, hab' ich wieder ein Recht auf sie; der Tod bricht die Fessel des Lebens, ist eine vielfache Freiheit, reißt den Geist aus seinem Körperthurme, gibt ihm freie Wahl und tritt seiner Entscheidung nicht entgegen.

Wenn mich Magdalena je geliebt — o, daß es wahr gewesen! — dann wird sie mich wiederum lieben und mit mir seyn, mich umschweben und zu mir kommen, und allmählig an

den Steinen des Gefängnisses rütteln, in welchem ich nach Luft und Freiheit ringe. Ich dachte mich in diesen Zustand der Erlösung, Herr Schmidt; es ergriff mich ein todesgieriger Wahnsinn, ergriffen mich Wünsche, vor denen ich selbst zusammenschrack. Doch — nahm ich mir vor — du gehst wiederum hin, von nun an jeden Morgen. Wenn ich von einer träumeschweren Nacht aufwachte, wie durchzuckte mich erhebend, erstarkend der Gedanke: du gehst wiederum ins Pfarrhaus, bist still und freundlich, sprichst mit Magdalenen wie früher, nur mit mehr Rückhalt, mit mehr Entfernung, läßt sie deine Anhänglichkeit merken, zeigst ihr, wie du Sorge um sie trägst, wie es dir angelegen, dem geheimsten ihrer Wünsche entgegenzukommen; suchst dich allmählig in jenes Verhältniß zu setzen, das in dir den Hausfreund erräth, ohne dabei anderen Gedanken Raum zu gestatten und ohne nur die leiseste Zweideutigkeit anzuregen. Mag dann die Welt mit ihrem Tadel dazwischen kommen — sie ist voll Bosheit —: du wirst dich hinter dein Gewissen flüchten, wirst durch deine Pflichterfüllung die Lästerzungen zum Schweigen bringen, wirst durch deine Aufführung selbst Denjenigen Achtung einflößen, die zur Einsicht des Gegentheiles wegen vorgefaßter Meinungen keine Anregung fühlen.

Mein Entschluß beruhigte mich; hatte doch mein Vorhaben ursprünglich auch nichts Sündhaftes. Es wird Sie daher nicht wundern, Herr Schmidt, daß ich, als mir nach vierzehn Tagen eine Einladung zum Mittagessen übersendet wurde, ohne Zaudern sie annahm und schon jetzt beschloß, das Beabsichtigte mit Klugheit auszuführen. Daß es anders gekommen — was kann ich dazu, daß des Menschen Rath so oft zu Schanden wird vor Gottes Rath, daß, so oft der Verstand spazieren geht, die Leidenschaften ihre Fahne aufgepflanzt haben. Nun — sich selbst retten, wird dann Pflicht, und diese zu erfüllen, reicht hin, den Leidenschaften gelegner Zeit auch durch den Verstand einen Streich zu spielen.

Das übersandte Briefchen war kurz abgefaßt und vom Pfarrer geschrieben; der Schritt des Mannes von guter Vorbedeutung. Es schien ihm daran gelegen, sich in ein freundschaftliches Verhältniß mit mir zu setzen; zu gleicher Zeit gab es mir einen augenscheinlichen Beweis seiner Glaubensbilligkeit. Vielleicht aber war auch Magdalena schuld an dieser Einladung. Wenigstens wird sie ihr Gatte um Rath gefragt haben; jedenfalls war sie meiner Anwesenheit nicht entgegen gewesen. Ja, vielleicht hat sie ihn sogar zum Vorhaben angeregt; hat er nur einer Bitte nach-

gegeben, der er, des kränklichen Zustandes seiner Frau wegen, nicht widerstreben mochte. Oder läge unter der ganzen Einladung eine Schlinge, in der ich mich um so harmloser mit meinen Füßen verschlingen sollte? — Herr Schmidt, auf welche tausenderlei Vermuthungen ich wieder gerieth; wie ich abermals aus der reinsten Absicht Unreines hervorsuchte, und abermals immer eher auf das Böse sann, als auf das Gute, der ich doch ein Gottesmann war in der Gemeinschaft der Heiligen, und der ich unter Beten und Wachen Stunden, lange Stunden zubrachte! Daraus mögen Sie auf das Heiße des Kampfes schließen, den ich zu kämpfen hatte, wie aus dem Folgenden auf die Unmittelbarkeit, womit Zufall oder Schicksal mir den Weg zeigte, unterliegend im Kampfe, endlich dahin zu gelangen, gelangen zu müssen, wohin ich jetzt gekommen. Es kann nicht fehlen, der Begriff der Nothwehr leiht Ihnen alsdann einen Anhalt zu einer Entschuldigung.

Die Stunden bis zum Tage der Einladung schlichen langsam herum. Ich zählte jede Minute; sollte sie ja wiederum sehen; nahm mir Vieles vor; wollte mich ganz in ihrem Anschauen verlieren, sie von Neuem in mein Herz aufnehmen, aufs Neue in ihrer Nähe glücklich seyn, athmen für sie und abermals ihr meine Huldigung auf

eine kaum bemerkbare, doch nichts desto weniger reelle Weise darbringen.

Sie sollte dieß Alles inne werden, nur nicht die Art, wie es geschehen; sollte sich wie von einem Liebesgeist umschwebt fühlen, dessen Gegenwart man ahnt, der auf uns einwirkt, der uns einwiegt, der die süßesten Empfindungen in uns anregt, aber den man nicht sieht, vergeblich sucht, nach dem man umsonst sich umschaut. Sie sollte nur vom Zauberstabe berührt werden, aber den unsichtbaren nicht gewahren, damit die Täuschung vollkommen würde.

Der Pfarrer durfte auch nichts merken; dazu war wohl Zerstreuung das beste Mittel. Erst wollte ich's darauf anlegen, des Mannes Liebesneigung zu entdecken, dann im Besitze von deren Kenntniß, ihn herumgängeln und seiner Aufmerksamkeit immer neuen Stoff bieten. Fluchen Sie der Ueberlegtheit meines Planes nicht: einmal ins Haus eingebrochen, ist der Dieb — Dieb, und es gilt ihm nun, unentdeckt zu bleiben, einerlei wie, auch wenn er nichts mit davonnehmen kann. Es sollte mir gelingen, des Unbekümmerten Interesse in vollem Maße zu fesseln; ich wollte ihm scheinbar angehören, ihm meine Aufmerksamkeit schenken, mich unter seine Meinung bequemen, nach seinen Ansichten richten — lächeln Sie nicht, Herr Schmidt,

um des Priesters willen nahm ich mir alle diese Kleinigkeiten vor und zweifelte nicht, daß die Sache gut gehe. Ich verglich mein Benehmen einer unausweichbaren Nothwendigkeit, der ich mich unterzog, ohne dadurch im Geringsten etwas von meiner Würde zu verlieren. Es geht dir nicht nahe, sagte ich, um mich zu beruhigen; deine Ueberzeugung bleibt dieselbe, dein Wille der alte, deine Handlungsweise unbeschadet; was du thust, wird eine augenblickliche Fügung seyn, die dich im Uebrigen nicht einschränkt, dir kein Gesetz auflegt. Ich spiele ein Bißchen Komödie — lieber Herr Schmidt, wir Alle spielen in und vor der Welt mit den ernstesten Sachen Komödie, und wir haben nicht einmal den Muth, uns die Heuchelei einzugestehen. Galt es doch hier auch eigentlich keinen Betrug! Spaßen darf man unbeschadet. Es handelte sich um keine Glaubens- oder Ehrensache; es war nur eine Liebesangelegenheit.

Der Tag kam, der Morgen war schon wie im Dezember. Ich ging nach dem Dörfchen und war ruhiger dießmal; hatte sie doch schon gesehen und somit die Ungewißheit eines ersten Zusammentreffens nimmer zu befürchten. Ich war selbst heiterer Stimmung. Doch war mein inneres Leben dem äußeren um mich her sehr ähnlich; es war eine Dezembersonne im Herzen, die durch

feuchte Nebel drang; hier und dort war es selbst frostig und rings umher schienen abgefallene Blätter zu liegen.

Ich kam. Magdalena empfing mich; sie blieb bleich bei meinem Erscheinen, wie sie war; ja sie dünkte mir blässer sogar als das letzte Mal bei meinem Entfernen. Ich war freundlich und nahm mir sogleich vor, die Leidende aufzuheitern; sprach von dem glücklichen Umstande, in der Nähe geschätzter Bekannten eine Anstellung erlangt zu haben, sagte ihr von meinem Vorhaben, sie, mit ihrer Erlaubniß, oft zu besuchen, um mich als ein Glied ihrer Familie anzusehen; erwähnte der Vortheile und Genüsse unserer Zusammenkünfte und ließ sie, die Frau, von mir merken, aber leise, leise, daß sie eigentlich alle diese Entschließungen in mir geweckt, daß sie es ganz vorzüglich sey, die mich zu diesem Gliede ihrer Familie machen sollte. Ich vergaß meine ganze Priesterposition.

Magdalena hörte mir mit gütiger Theilnahme zu. Sie schien meine Absichten zu billigen und sich selbst darüber zu freuen. Aber ich sah es ihr an, sie hätte noch mehr wissen mögen, hätte mir gern noch länger zugehört; denn, als ich schon eine Weile geschwiegen, hing ihr Auge noch immer an meinem Angesichte. Um unter das Stillschweigen Wechsel zu bringen, und weil die

Pfarrfrau auch gar zu wortkarg war, ging ich an den Flügel und schlug vor, ihr ein Liedchen zu singen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich sang etwas, was ich vor fünf Jahren manchmal vor Magdalenen gesungen. Absichtslos war mir die Melodie beigefallen, absichtslos trug ich sie vor, und da erklang in den Tönen meiner Stimme meine ganze Sehnsucht; es war, ich weiß nicht wie, die Stimme mit der einstigen Empfindung. Ich vergaß mich, meine Rolle; dachte nimmer an die Pfarrfrau, nimmer an ihren Gatten, nimmer an die Gegenwart, ich war Erinnerung. Als ich eben die Schlußaccorde leise wie Seufzer auf dem Clavier verhallen ließ und mein Haupt erhoben hatte, fiel es zufällig auf den vor mir hängenden Spiegel und traf Magdalenens Gestalt. Sie stand nämlich hinter mir; sie war noch Ohr, noch ganz Wehmuth, und in ihren großen blauen Augen glänzten zwei helle Thränen. Andere hatten sich schon früher über die Wangen geschlichen, denn das bewiesen die gar merklichen Spuren. Ich erwartete, daß sie mir etwas über mein Lied und die Art meines Vortrages sagen würde — sie schwieg. Da begann ich:

„Ein schönes Lied!"

„Ein Lied aus alten Tagen," erwiederte sie langsam und nachdenkend.

„Aber schön, schön!" fuhr ich fort, immer unter dem Einflusse des Gegenstandes meiner Begeisterung.

„Was schön ist, altert nicht," entgegnete Magdalena.

„Nie, nie!" rief ich.

„Denn das Schöne ist wahr — nur die Gefühle veralten" — sagte sie tiefathmend und schien mir eine Weisung geben zu wollen.

Und ich, wie von einem Vorwurfe getroffen und im Drange der Rechtfertigung, antwortete schnell: — „wenn sie nicht wahr sind!"

„Wer kann uns dafür Bürge seyn?"

„Bürge? Wer — —!" wiederholte ich.

„Kommt in der Welt nicht Alles auf Schein und Trug an?" fuhr sie fort; „ist nicht das Meiste eine Sache des Augenblicks? — Wo ist Bestand und Treue? Was ist Wahrheit? — Sie sind ein Gottesgelehrter, müssen mir daher eine Erklärung darüber geben können."

Wo wollte die Frau hin mit mir? — Denken, empfinden Sie meinen Schrecken! mir bangte; das Netz, das ich in der Hand wähnte, da lag es vor mir, mich zum fürchterlichsten Sklaven zu umgarnen. Ich mußte mich retten.

„Es ist viel Wandel unter der Sonne," begann ich priesterlichen Tones, „und alle Dinge

sind eitel. Unser Leben ist eine lange Prüfung, unser Hoffen — Entsagung, unsere Freude — Schmerz; unsere Gedanken sind unstät, unsere Empfindungen flüchtig."

„Und über Alles bläht die armen Geschöpfe noch Eitelkeit," fügte Magdalena hinzu, „damit auch das Maß der Unbill gefüllt werde."

„Eitelkeit ist die Schwester der Hoffahrt, Hoffahrt aber ist Sünde," bemerkte ich vorigen Tones.

„Wie wäre es gut, wenn man sich bezwänge," äußerte Magdalena mit einem tiefen Seufzer hierauf — „aber wir sagen da Dinge — — — Singen sie mir Ihr Lied noch einmal!"

„Wenn ich es sänge?" —

„Singen sie es mit der alten Stimme. Es hört Niemand als ich: aber so zart wie eben," bat Magdalena zitternd und trat näher.

„Ich soll das Lied noch einmal singen," fuhr ich mich selbst vergessend fort. „Wissen Sie nicht, Frau, daß es Erinnerungen weckt?"

„Erinnerungen?" horchte sie überrascht auf.

„Erinnerungen aus goldenen Tagen," fügte ich gelassener hinzu und lenkte eben, mich selbst bezähmend, wiederum ein. „Die Jünglingszeit ist im Leben ein schmuckes Kleinod."

„Ist es nicht auch eine Zeit der Thorheit?" unterbrach sie mich, aber mit einem Tone, der

auch einen Dritten den Sinn, den sie diesem Worte eben unterlegte, leicht hätte errathen lassen.

Ich verstand; um mich der Anspielung nicht zu unterwerfen, äußerte ich: „Es ist viel thöricht vor den Leuten, was man eine schöne Verirrung nennen könnte.“

„Sie sind nachsichtig. Ich fände also Vergebung,“ entgegnete Magdalena abgewendet und kaum hörbar. „Aber singen Sie das Lied!“

Ich blickte sie an, fragte mit meiner Seele; eine Thräne perlte an ihrer Wimper; meine Zunge sprach kein Wort. Ich kehrte mich langsam um und sang.

Magdalena blickte heiterer, auf ihrem Angesichte lag Vertrauen. Sie rückte neben mich. Als ich fertig war, meinte sie: „O, so gut haben Sie's noch nie gesungen. Es war die alte Empfindung.“

„Im Liede darf die Empfindung sich offenbaren, und sie muß es,“ war meine Antwort; „sonst aber darf sie die alte nicht seyn.“

„Hier habe ich ein vierhändiges Musikstück,“ fiel Magdalena ein, um augenscheinlich das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen. „Sie lesen leicht, ich weiß es.“ Mit diesen Worten setzte die Pfarrerin sich neben mich, sichtlich bebend.

Sie war an meiner Seite. Wie mir geschah, weiß ich nicht. Die Nähe, die leise Berührung — ich verfiel in ein tiefes Sinnen, woraus mich erst Magdalenens Worte: „Ich bin bereit,“ wieder weckten; noch hörte ich nicht; ich hatte es mit gar zu viel Vergangenem abzuthun.

„Aber hören Sie doch,“ wiederholte Magdalena und schlug mir, wie wenn man einen Schlummernden weckt, auf die Hand; „ich bin bereit, fangen wir an.“

Als ob mich die Nachbarschaft oder dieser Schlag erschrocken, eingeschüchtert, stand ich rasch auf, stellte meinen Stuhl auf die Seite und: „Vor langen Zeiten — hob ich ernsten Tones an — vor langen Zeiten hab' ich ein Spiel angefangen; es hatte Bedeutung, denn zum Pfande war ein Herz angelegt worden. — Sie sehen, Madame, Leben gegen Leben — da hat man mich betrogen“ — —

Ich warf bei diesen Worten, die — weiß Gott wie — mir entfuhren, einen scharfen Blick auf Magdalenen und ging ans Fenster.

Sie stand ebenfalls auf, und wahrhaftig noch festeren Tones und mit großen, weiten Zügen antwortete sie: „Herr, wer von uns beiden in dem Spiele betrogen, der sehe wohl zu. Wär'

ich die Betrügerin, hätte ich den Betrug nicht mit meinem Leben bezahlt."

Damit ging sie zur Thür hinaus. Ein Dolchstoß ins Herz wär' in dem Augenblicke eine Wohlthat gewesen. Was, welche Gefühle diese und eine so gesprochene Antwort in mir hervorgerufen, ich weiß es nicht; nur so viel weiß ich, daß Kopf und Herz einen Sturm gegen einander liefen, unter welchem die Brust zu zersprengen drohte.

Gottlob, gleich darauf kam der Pfarrer, gutmüthig, phlegmatisch, von sich selbst eingenommen und im Vorgefühle des Mittagessens, das sich durch die nicht ferne Küche im Zimmer ankündigte.

Um etwas zu reden, fing ich von Sachen an, die der Pfarrer kennen mußte. Ich erkundigte mich nach den Fabrikarbeitern, nach ihrer Lebensweise, ihrem täglichen Verdienste, ihren sonntäglichen Zerstreuungen, ihrer Religiosität, ihrem moralischen Charakter, ihrem geselligen Standpunkte, ihren Verhältnissen zu den Fabrikherren, nach ihren Krankheiten, nach Allem, was ihr zeitliches und ewiges Wohl bedingte; sprach sodann von den Fabrikanten selbst, forschte nach ihrem Vermögen, nach den Mitteln, wie dieses erlangt, den Zwecken, wozu es verbraucht, nach den Verhältnissen der Eigenthümer unter einander, nach ihrer Sinn- und Denkart, nach dem Grade ihrer Bildung,

nach ihrer Frömmigkeit; und suchte endlich auch zu erfahren, in welchen Verbindungen die Fabrikherren zu den Arbeitern ständen, welches der Ersteren Rechtlichkeit und Billigkeit, welches ihre Nachsicht und Schonung, welches ihre Meisterschaft, die Mittel zur Disciplin seyen. Ach, was fragte ich nicht Alles, um andere Gedanken zu bekommen!

Ich brachte, wie Sie sehen, manches Interesse auch ins Spiel, das zerstreuen mußte, und gab zu den mannigfachsten Gedanken und Aeußerungen Anlaß. Der Pfarrer schien über Alles längst nachgedacht zu haben; antwortete mit Einsicht und gab mir von Dingen Kenntniß, die eine lange Erfahrung voraussetzten. Ich will Sie nicht mit den Einzelnheiten dieser Dinge langweilen. Es war eben nicht, wie es seyn sollte: viel Mühseligkeit, Ungerechtigkeit, Unmenschlichkeit und Elend; Manches hätte ganz anders seyn können, wenn man nur gewollt, wenn man nur von seiner Störrigkeit abließe, um den Humanitätsideen mehr Herrschaft einzuräumen. Wovon ich mich aber hauptsächlich überzeugt, und was ich Ihnen nothwendig, zur Erklärung meiner kommenden, sehr eigenthümlichen Geschichte, bemerken muß, war, daß die meisten Uebel aus dem religiösen Indifferentismus entsprangen. Den Machthabern in der Gegend, und

diese waren eben jene Fabrikeigenthümer, lag wenig an Kirche und sonstigen religiösen Uebungen. Auch sah es in ihrem Innern nicht besser aus; die Meisten hatten einen gar geringen Glaubensschatz. Das materielle Interesse verschlang Alles, selbst den Augenblick, den man den Lebensbedürfnissen der Seele hätte aufsparen sollen. Bei den Meisten beruhte alle Seligkeit im Leben und alle Hoffnung bis zum Sterben auf bloßem Materialismus und einem umständlichen Grade sinnlicher Genüsse. Kein Gott, kein Heiland, keine Seele, keine Unsterblichkeit, keine Verantwortung. — — Schauen Sie in ein Leben, Herr Schmidt, das auf keiner anderen Stütze ruht, das von keiner anderen Idee getragen wird! — Was finden Sie? —

Durch welch ein Band sind solche Leute an die Kirche gebunden? — In der Kirche sehen sie Formsachen, im Gottesworte — Menschensatzung, in den heiligen Gebräuchen veraltete Manieren. Den Pfarrer halten sie dem Schulmeister gleich. Seine Glaubensüberzeugung nennen sie Irrthum oder absichtliche Täuschung, seinen sittlichen Einfluß ein leidiges Pädagogenamt. So setzen sie die Kirche hintan und versäumen die Versammlungen, halten selbst nichts von den Sacramenten. Was sie allenfalls noch in dieser Beziehung thun,

ist ihnen hohle Formsache, etwas, das einmal besteht, weil gewisse Formen der Ordnung und Verhältnisse wegen bestehen müssen. So geben sie dem Pfarrer die Ehre, die man einem rechtschaffenen Menschen nicht verweigern kann, oder sprechen sie hohnlächelnd von ihm, wie von einem überspannten Eiferer, von einem Wesen des Stillstandes, von einem Anachronismus in der voranschreitenden Humanitätsentfaltung. Glücklich, viel Glück, wenn die Religion nicht öffentlich gelästert wird! —

Wie der Herr, so dann auch der Knecht. Berechnen Sie den Einfluß der Obern, die als Vorbild dastehen sollen, diesen Einfluß auf die Ungebildeten im Volke. Von oben sieht dieß keine Ausübung religiöser Pflichten, hört von schreiender Gleichgültigkeit, ist Zeuge religionswidriger Handlungen, möchte die Afterrede und Afterhandlung der Großen nachmachen, und sinkt, zu schwach zum Widerstande, in tiefes Elend.

Nehmen Sie zu all' dem noch den untergeordneten Standpunkt des Pfarrers, sein Verhältniß zu den Reichen, ihre Superiorität und Machthaberei und des Pfarrers Abhängigkeit, seine Unfreiheit. Wie sah Alles traurig aus, Herr Schmidt, wie machte es peinliche Eindrücke auf mich, der ich ein moorfeuchtes Gewebe durchschaute und Sumpf und Nebel erblickte, wo ich grüne Auen und helle

Sonnenstrahlen gesucht hatte! Armes Pfarramt, wie wenig bist du, wo du so viel seyn solltest! du, die einzige elysäische Zufluchtsstätte in der unheiligen Sodoms-Erde! —

Nehmen Sie dieses nicht als Abschweifung von meiner Geschichte. Bei erwähnten Betrachtungen knüpfte sich eigentlich erst der Faden zu meinem — ich darf sagen — wunderbaren, schicksalsreichen Leben, zu den Entschlüssen der That, vor der Ihnen bangen, die Sie erschrecken wird, und zu deren Verheißung ich Sie vorbereite. — Was der Zorn nämlich — fahren Sie nicht jetzt schon zusammen; Sie werden schicklichere Ursache dazu haben! — was bisher nur der Zorn, die Rache als möglich, als heilsam, als Schuld tilgend gebrütet, dazu gesellte sich jetzt die Ueberzeugung und auch nicht blos die Ueberzeugung der Möglichkeit, sondern selbst des Nothwendigen. Aus der Schuld sah ich ahnungsvoll ein Heil, aus dem Hasse, dem Fluche einen seligen Beruf entsprossen. Wunderbarer Widerspruch, aber können wir Menschen mehr als Menschliches, müssen wir nicht — immer erst Menschen seyn, ehe wir Göttliches wollen? — Ohne Leidenschaft keine That; und ist es nicht ein Gesetz der Natur, daß auch aus der scheinbar schlechtesten Schale der beste

Kern hervorzugehen vermag? —. Fahre ich aber fort; erzähle zuvor weiter; nachher mehr davon.

Der Pfarrer hatte noch lange nicht geendet, als man das Mittagessen auftrug. Die Hausfrau erschien bald nachher. Ihre Haltung war einfach. Es war, als ob die halbe Stunde zuvor nicht gewesen, als ob mit meinem Liede die Vergangenheit sammt ihren Erinnerungen wieder gestorben.

Auch ich war in demselben Augenblicke wieder der Fremdling, bescheiden, ceremonisch. Immer im Gespräche mit dem Pfarrer, war ich doch mehr mit ihr; immer auf den Pfarrer blickend, trank ich ihr Bild; immer jenem huldigend, galt ihr meine Freundlichkeit. Die vorige Unbill hatte sich gelegt. Die letzten Worte Magdalenens waren so sonderbaren Klanges gewesen. „Wer der Betrogene von uns beiden, der sehe wohl zu. Wär' ich es, ich hätte den Betrug nicht mit meinem Leben bezahlt.“ Was konnte ich aus dem Satze Anderes herausdeuten als: ich müsse der Betrüger — sie die Betrogene seyn? — Ich also der Mörder ihrer Gesundheit, der Wurm, der die Blüthe der Blume abfraß!

Ich — ich? — wo die Möglichkeit eines solchen Verbrechens? — Wenn ich's aber gewesen, wer trüge, wer trug die Schuld? — War nicht erst mein Daseyn ein zersplittertes? war ich nicht

das willenlose Instrument eines Mannes, der mit mir handelte nach voller Willkühr? war ich nicht eigenmächtig aus dem Leben gestoßen worden, in dem ich liebte, um mich mit einem schwarzen Sarghemd zu ummänteln, wo nicht Liebe mehr seyn soll? — Und wer, das fiel mir am schwersten aufs Herz und Sinn, wer war, wer ist schuld hieran? — War ich schuldig und ein Verbrecher, oder hätte ich selbst ein Betrüger seyn können? — Doch hatte sie mir so was sagen wollen; ich verstand die Weisung; — in ihren Worten lag kein anderer Gedanke.

Meinetwegen dorrte ihr Leben aus? — — Unbegreiflich, unerhört! — Mir dieß, der ich den Glauben einer glücklichen Zukunft festhielt, bis mich im Seminar die Neuigkeit der Vermählung Magdalenens aus meinen Entwürfen herausgerissen und meine Pläne zernichtet hatte, um — sage ich es jetzt heraus — um andere, freilich für jetzt noch weniger beglückend aussehende Pläne zu erzeugen, Pläne zu Kämpfen, vielleicht den furchtbarsten, die je gekämpft worden, wenn gleich nichts Neues mehr unter der Sonne. Sie, die Unheilbringerin in mein Leben — sie — und ich unter dem schnöden Verdachte! — So durfte es nicht bleiben: es keimten Entschlüsse für nah und fern in mir, es mußte gesprochen werden, Mag-

dalena sollte und mußte Alles erfahren und einsehen, wer von uns beiden betrogen, wer die Treue bewahrt. Sie muß es wissen, dachte ich, wer am meisten geliebt, und wer am meisten gelitten; dann wird sie Mitleid fühlen, herkommen und um Verzeihung bitten. Die Geschichte meines vergangenen Lebens, wenn nur noch ein Bißchen Herz in ihrer Brust, mußte, wenn nicht rührend eingreifen, wenigstens Achtung einflößen. Man kann auch seine Feinde achten. Achtet man doch den Gegner selbst, der uns die Kugel durch die Brust jagt. Es war beschlossen, sie sollte Alles erfahren, und der Pfarrer — der — — sollte auch er etwas erfahren, oder wußte er's vielleicht schon? — Er weiß nichts, sagte ich nach einiger Ueberlegung, er weiß nichts. Seine Gattin ist vor ihm eine Andere, als vor mir; es war mir diese Bemerkung während der wenigen Monate unseres gemeinschaftlichen Zusammenseyns nicht entgangen. Vor dem Pfarrer ist sie still, in sich gekehrt und wortkarg; vor mir freundlich, theilnehmend und innig, vor mir wie die Blume im warmen Sonnenstrahle, die ihre Blätter öffnet immer mehr, bis der Pfarrer kam, wo sie dann wie vor einem rauhen Windeshauche die Blätter einzog und den Kelch ihres Herzens schloß. Der Mann wußte nichts um unsere früheren Verhältnisse, konnte nichts wissen; sein Ver-

trauen zu mir wäre sonst kein beinahe unbedingtes gewesen. An eine Falle, in die man mich, wie ich anfänglich wähnte, locken wollte, war jetzt nimmer zu denken; der Mann war rechtschaffener, als um mit Hinterlist und Fallstricken umzugehen. Magdalena hatte ihm unser Verhältniß, unsere Versprechungen verschwiegen. Sie hatte das Geheimniß für sich behalten. Warum aber ihm, vor dem sie kein Geheimniß mehr haben sollte, weil sie ihm vor Gott Treue und Anhänglichkeit gelobet —? — Ich fand Entschuldigungen für diesen Fehl, diese Verschlossenheit. Hätte nicht das weibliche Zartgefühl durch das Geständniß vergangener Dinge unfreundlich berührt werden müssen? Vielleicht aber verschwieg sie das Verhältniß auch, weil es ihr nie als etwas Ernsthaftes vorgekommen und eben darum keiner Erwähnung werth. Vielleicht auch — sehen Sie, so weit sogar dachte ich! — behielt sie das Geheimniß für sich, weil sie mit ihm ihre Liebe aufsparte, die andern Falles jedem Ausfalle preisgegeben worden wäre, und die so, im innersten Herzen verschlossen, nur ein Gegenstand seelenvoller Pflege, lebensschaffender Erinnerung seyn konnte. Es suche der Mann, wenn es darauf ankömmt, die Beweggründe einer Sache zu erforschen, die eine Frau in ihren Plänen sich ausersonnen; er wird sich an unsichtbaren

Fäden festhalten, welche tief in ihrem Leben versteckt liegen. An keinem der Fäden läßt sich das Ende finden; am Ende geräthst du auf einen verworrenen Knäuel. Ich machte meinen Muthmaßungen ein Ende, und in der zur Zeit noch wenigen Entschlossenheit meines künftigen Beginnens hielt ich's für das Beste, die Sache einstweilen auf sich beruhen zu lassen. Die Handlung sollte nichtsdestoweniger in mannigfacher Entwicklung voranschreiten. Aber kommt Zeit, kommt Rath. Zeit und Umstände ändern sich, und wir niemals beiden vorgreifen wollen.

Wir hatten gegessen. Der Nachmittag war sonnig. Man beschloß, sich in dem am Hause liegenden Garten zu ergehen. Ein Spaziergang der Art ist immer eine Auskunft, nicht in Langeweile zu versinken. Der Eigenthümer zeigt, was er besitzt, und was er nicht besitzt, macht uns mit projektirten Plänen vertraut, mit künftigen Veränderungen und sucht unsere Einsicht oder unsern Kunstsinn um Rath zu fragen. Wir werden mit dem Garten in seinem ganzen Umfange vertraut und wissen bei einer Zwiebel, was er in die Küche liefert, und was er bei dem Werth einer Erbse alljährlich aus Cassa zum Hausbedarf drauf legen muß.

Sie denken sich's, Herr Schmidt, daß auch ich

ins interessante Referiren einverwoben wurde. Der Pfarrer schien sich besonders mit den Vortheilen abgegeben zu haben, die ihm aus seinem Garten entsprossen. Er sprach mit einer gewissen hausväterlichen Behaglichkeit und schien seine Worte und seinen Garten einer pflichtwürdigen Aufmerksamkeit werth zu halten. Er führte mich zu den Weinstöcken und wußte genau zu sagen, wie viel Trauben ein jeder dieses und das vergangene Jahr gegeben; sprach von der Vortrefflichkeit des Gewächses und von der seinem Garten beinah ausschließlich zukommenden Seltenheit; zeigte mir Birn= und Aepfelbäume, pries ihre Früchte und ließ mich selbst Richter seyn, indem er sich auf das beim Nachtisch aufgetragene und gegessene Obst berief; zeigte mir andere Bäume, die abgehauen werden müßten, und jüngere, die schon kräftig dastanden, um die abgehenden zu ersetzen; führte mich zum Spargelbeete, das er eigenhändig bepflanzt, und vor das er sich mit culinärer Selbstzufriedenheit hinstellte im Gedanken der kommenden Genüsse; erzählte, wie er mit Mühe und Geldaufwand die seltenen Samen des Gewächses hatte bekommen können, und wie er sich jetzt im Besitze des köstlichen Gemüßes belohnt fühle; zeigte mir Pfirsichgeländer, die dürr geworden, und sprach von den unaufhörlichen Ausgaben, die der Garten=

unterhalt nach sich zöge; wies mir endlich auch andere Beete, noch leere sogar, nannte aber den Gegenstand ihrer künftigen Bestimmung. Ich hörte ununterbrochen dem belehrenden Gespräche zu und merkte mir manche Haushaltungsregel, die ich in Ausübung zu bringen gedachte.

Als wir darnach mit den Obst- und Gemüßearten fertig waren, und ich mich nach der Blumenwartung erkundigte, äußerte der Pfarrer: dieß geht meine Frau an; deßhalb mögen Sie, mein Lieber, sich darüber am besten Raths bei ihr erholen. Meine Frau ist ein halber Kunstgärtner, lächle nur, Lenchen! (sie lächelte nicht) und siehe! — der Pfarrer hatte über dem Gespräche seine Uhr gezogen — schon halb drei; ich habe eine Kindtaufe; Sie erlauben, nothgedrungen muß ich Sie Dreiviertelstündchen verlassen, mein Amt — Sie nehmen's nicht ungut — meine Gattin wird Ihnen Gesellschaft leisten. Ohne Abschied also. Er eilte ins Haus hinein.

Da war ich wiederum mit Magdalenen allein. Sie schien über das Entfernen ihres Gatten froh. Es lag mehr Ungebundenheit auf ihrem Antlitze. Sie kam zu mir.

„Es sind jetzt keine Blumen mehr," sagte sie, „die Jahreszeit ist weit vorangerückt. Nur noch Wintersterne und Astern. Die bleiben lange

stehen, selbst auch wenn der Schnee schon gefallen."

„Kinder des Spätjahres," fiel ich ein, um etwas zu erwiedern. „Waren nicht welche auch im Garten Ihres Vaters?"

„In meines Vaters Garten? — Ei, wissen Sie denn nimmer — fünf Tage, ehe Sie fortzogen, um zu studiren" (in diesem letzten Worte lag etwas Ironie mit leisem Vorwurfe) „da brachten Sie mir einen Strauß; denn mein Geburtstag fällt in die Winterzeit."

„Ich weiß, es war so Sitte bei uns."

„Sitte — aber bei Ihnen doch nicht bloße Gewohnheit? Oder wäre das Verhältniß aus unsern Kinderjahren wirklich nur Ceremonie gewesen?"

„Sie glauben?" entgegnete ich; „ist nicht die Sitte, mit Blumen zu beschenken, eine einfache Aeußerung unserer Gesinnung?"

„Einfach und schön!" erwiederte Magdalena; „sie blieb es auch dann, als die Blumen die Träger mancher Gedanken geworden."

„Der Mensch ist unermüdlich in seinen Erfindungen," äußerte ich gleichgültig.

„Die Blumensprache muß alt seyn," fuhr Magdalena fort, „wie die Hieroglyphenschrift; denn sie ist eine äußerst naturgemäße."

„Naturgemäß —?— ich weiß nicht; vielleicht wäre die Blumensprache mit ihren Symbolen ein Ausdruck unserer Verfeinerung.“

„Nicht naturgemäß —?—“ bemerkte Magdalena mißbilligend, und ein lichtes Roth überflog ihr Antlitz; „warum denn nicht?! — Das Veilchen nennt man bescheiden, weil es sich mit seiner zarten Bläue, mit seinem feinen Wohlgeruche anspruchslos unter die herumwuchernden Gräser versteckt. Die Lilie das Sinnbild der Unschuld — weil der Kelch rein, wie der frisch gefallene Schnee; ist nicht so eine Kindesbrust, in die noch kein Tropfen der Bosheit gefallen? — Die Maiblume, hat man gesagt, stelle das Alleinseynwollen vor — denn die kleine Blume mit ihren silbernen Glöcklein sproßt im Walde unter dichten Gebüschen, wo kein Menschenfuß hintritt. Und diese Blumensprache, zu einem Ganzen verbunden, nennen Sie nicht naturgemäß?“

„Frauen muß man Recht lassen,“ äußerte ich mit erzwungenem Lächeln.

„Was Sie mir wie eine Concession zulassen, war doch nicht immer Ihre Meinung?“

„Meine Meinung hierüber war eine schwankende von jeher. Ich hatte nie weiter darüber gedacht.“

„Nie noch? —“ fragte Magdalena und blickte mich forschend an.

„So viel ich weiß — —“

„Man vergißt auch so leicht,“ unterbrach die Frau und ging einige Schritte weiter.

„Aber darf man denn, muß man nicht vergessen?“ fragte ich halb scherzend, nicht ohne Bedeutung.

Magdalena blickte mich an, fragend und forschend.

„Soll man nicht bisweilen vergessen?“ wiederholte ich etwas ernster.

Immer schärfer ruhte ihr Auge auf meinen Lippen und mit Staunen.

„Muß man nicht, Madam?“ fragte ich am Ende laut und streckte meine Hand aus, wie um die Pfarrfrau am Arme zu ergreifen.

Sie blieb unbeweglich stehen und meinte, mir auf meine Fragen antwortend:

„Nur ein undankbares Herz vergißt.“

„Sie meinen?“ antwortete ich und hatte nichts gesagt.

„Oder nur ein Menschenherz,“ fuhr sie fort. „Habe ich Recht, Herr Abbé?“

„Sprechen Sie aus Erfahrung, Frau Pfarrerin?“

„Ich weiß nicht, wer Ihnen von uns beiden hierüber am besten Auskunft geben könnte.“

„Ich verstehe nicht —"

„Fragen Sie Ihre Vergangenheit."

„Ich begreife wirklich — —"

„Sie — Sie —! also dennoch — Sie haben keine Gedanken und erheben sich soeben über die Leichtfertigkeit des Vergessens!"

Magdalena sprach diese Worte mit einer eigenen Betonung, mit Affekt, und glaubte sich verständlich gemacht zu haben.

„Meine Gedanken sind treuer," fuhr sie dann fort, „ja, meine Gedanken sind treuer; aber, sollte auch mein inneres Leben mit der Einsicht unerklärlicher Empfindungslosigkeit mehr noch erkranken, so schützt mich das Bewußtseyn, frei gegen jeden Vorwurf zu seyn."

„Sie richten streng die Welt, — Sie, Frau Pfarrerin!" Ich betonte die beiden letzten Worte.

„Eben weil ich's bin, richte ich — der Herr verhüte, daß ich voreilig urtheilte — — es macht uns alle der Schmerz nachsichtig."

„Wir haben's mit Blumen gehabt," lenkte ich ab. „Sind Sie die Pflanzerin selbst? — ja ich weiß, es war Ihnen immer eine angenehme Sorge, im Garten beschäftigt zu seyn!" — Im Garten sahen wir uns, — dachte ich, aber sagte es nicht — im Garten des Vaters vertrauten wir uns Geheimnisse, um die wir allein wußten, im

Garten unter herzinniger Mittheilung entfaltete sich unsere Liebe, erst eine dunkle Ahnung und eben dadurch voll paradiesischen Glaubens. — „Auch war Ihr Garten schön. — — Wissen Sie noch den Aprikosenbaum hinter dem Hause? den breitastigen?“

„Ob ich's wüßte —? Holten Sie mir doch von dem Baume die ersten und reifesten Früchte! Thaten Sie dieß nicht mit Verwegenheit selbst?“

„Dafür ward mir der Lohn, Ihnen eine Freude gemacht zu haben. Ich erhielt Blumen.“

„Ach, damals waren Sie gut!“ entgegnete Magdalena und schaute träumerisch, mit einem himmlischen Schmelz im Auge, auf mich herüber.

„Es war eine schöne Zeit, — warum ist sie denn nimmer?“

„Still, still, sie ist noch; still, still, kommen Sie hieher! Da steht eine Bank, der Ort ist sonnig; kommen Sie, wir wollen uns aus den Kinderjahren erzählen. Kommen Sie. Die Vergangenheit ist ein Traum, die Wirklichkeit Täuschung, die Entfernung vom Vaterhause Einbildung. Kommen Sie! meine Vermählung ein Mährchen — und die Sonne scheint warm.“

Die Frau hatte mich am Arme ergriffen und mit sich gezogen. Ich folgte und ließ es geschehen. Wir setzten uns auf die Bank.

„Hören Sie jetzt," fuhr Magdalena fort; „wir sind allein, ganz allein. Das Haus da ist meines Vaters Haus; — der Garten ist meines Vaters Garten. Sie sind noch nicht ins Seminar gegangen — sind der Jugendgespiele — — aber hören Sie doch! sprechen Sie — — Sie sagen ja auch gar nichts!"

O, was ergriff mich! Vergangene Umstände traten mit frischen Farben vor meine Phantasie, die augenblicklichen Verhältnisse löschten aus, ich ward zauberhaft in eine neue Welt versetzt; — athmete, seufzte.

„Was soll ich sagen?" fragte ich. „Laß mir doch Zeit zu einem Gedanken. Es zucken tausend Empfindungen durch meine Seele."

„Ja! ja! Du, so ist's Recht, Johannes! Du bist es wieder, ich auch; der schwarze Rock ist Verkleidung, es ist Fastnachtszeit; du bist hieher gekommen, um dich meiner Treue zu versichern; das Gewand kann wegfallen, dann stehst du ledig und frei, und dein Glaube ist Gewißheit."

„Magdalena," lispelte ich leise, „ja, Magdalena, du bist es noch — das sind deine blauen Augen, das die Seide deines Haares, — dein Antlitz! — Ja, du bist es — ich finde meine Seligkeit wieder, fühle dein Leben, wie es mir entgegenschlägt; ja, du bist's, denn so warst du,

als ich dich das letzte Mal sah, bleich und über mein Entfernen krank."

„Das letzte Mal — du hast mich gesehen — ja, ja — du hast mich gesehen — gelt, ich litt tief — ich bin ernstlich krank gewesen; aber ich weiß, daß du mich gesehen, ich weiß Alles; siehst du, hier, siehst du" — sie zog schnell eine goldne Kapsel, an einem Kettchen hängend, aus der Brust hervor — „siehst du da die beiden Blumen? — weißt du noch, es sind die deinen, du hast sie mir geschenkt — o! ich weiß Alles, weiß Alles" — und schnell verbarg sie das goldene Schächtelchen wieder an ihrer Brust.

Magdalena hatte mir die beiden Blumen gezeigt, die ich am Vorabend meiner Abreise nach B. auf ihrem Schlafzimmer zurückgelassen.

„Die Blumen?" fragte ich, „es wären die meinen? und du wußtest — —!"

„Ich erfuhr Manches und setzte mir das Uebrige zusammen. Höre! Den Abend, als du fortreistest, ward ich krank; ich mußte das Bett hüten. Die alte Käthe, die mich und zum Theil auch dich erzog, gab mir Pflege. Trost konnte sie keinen geben. Die Stunden strichen langsam herum; meine Seele war betrübt; ich hatte Niemand sehen mögen. Da lag ich in meinem Zimmer und schloß die Augen fest und nahm alle

meine Denkkraft zusammen, um nur an dich zu denken, und stellte dich mir vor mit deiner Liebe und erfuhr immer deutlicher, als ich mich von Minute zu Minute mehr fragte, daß auch ich dich liebte, liebte wie du mich. In diesem Gedanken kam die Wirklichkeit der Trennung. Die Erinnerung daran hätte mich beinahe erdrückt; glücklicher Weise warf sie mich nur in einen periodischen Fieberzustand, aus dem ich nie ganz zu mir selbst kommen konnte. Aber ich sage dir da Dinge — — du wußtest dieß Alles, nicht wahr, du wußtest Alles? — — rücke näher, der Wind bläst kälter, und die Sonne ist mit Gewölk umzogen —! — So ging der Wehzustand fort. Ich hoffte dich noch zu sehen — hoffte es. Von meinem Hoffen wußte Niemand — auch Käthe nicht. Die Stunden zogen her und zogen fort; du kamst nicht. Der letzte Tag kam — du nicht. Es wurde Nacht — du kamst nicht. O! und jene letzte Nacht, wie quälte mich die Sehnsucht, wie war ich unstät, wie hätte ich gern mein Zimmer verlassen, um hinüber zu dir zu eilen, mich an deine Lippen zu hängen, dich fest zu halten, fest — — — um — —, in meiner Brust war ein Zerren, ein Brennen, alle meine Lebensfasern bebten. Dein Geist kam über mich, es war ein lebendiges Zwiegespräch zwischen uns, — unsere

Seelen brannten; aber sehen dich, greifen konnte ich nicht. — Mein Kampf dauerte bis nach Mitternacht; da erlag ich und fiel in einen unruhigen Schlummer. Käthe wachte bei mir und zählte die Schläge meines Herzens an den Wallungen meiner Brust; sie blieb lange und entfernte sich dann erst in ein neben anstoßendes Zimmer, wo sie auszuruhen gedachte."

„Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht; so viel nur, daß ich meine Augen offen hatte, als meine Wächterin am frühen Morgen unruhig bewegt an meinem Bette stand. Sie fragte, ob ich so eben erst aufgewacht, ob Jemand bei mir gewesen —; sie forschte und machte mir seltsame Fragen — sie schien verlegen — ich verstand nicht."

„Wer ist zum Zimmer hinausgegangen, ehe du hereingekommen? fragte ich, — war es mein Vater?"

„Nein," sagte Käthe.

„Mich däucht, es habe sich ein Mann entfernt," sprach ich weiter; „es war mein Vater!"

„Ihr Vater," sprach Käthe nach, wie um mir nicht Unrecht zu geben.

„Welche Zeit ist es?" fragte ich weiter.

„Vier Uhr," antwortete Käthe.

„Vier Uhr! — Johann, um fünf solltest du abfahren. Hast du mich damals beten hören?

Hast du gehört, wie ich dir gerufen, wie ich dich beschworen, mir treu zu bleiben, hast du nichts von Allem dem vernommen? — Bis zu deiner Abfahrt habe ich fortgebetet und deinen Geist beschworen. Da rasselte der Wagen, du fuhrst fort. Mein Herz brach, ich hörte nimmer, ich fiel bewußtlos auf mein Kissen. Eine lange Zeit beschäftigte man sich mit mir; ich fühlte die Bewegung und hörte nichts. Als ich die Augen öffnete, stand Käthe wiederum vor mir."

„Ist er fort — Käthe?" fragte ich, „ist er fort?"

„Beruhige dich, Madalena!"

„Ist er fort, Käthe — hörst du nicht?" — Käthe schaute mich an.

„Du hast ihn also dennoch gesehen, Kind?"

„Gesehen sagst du?"

„Und sagtest, es wäre dein Vater!"

„Gesehen, — gesehen — wo, wann, wie?"

„Aber, Magdalena, nicht wahr, er blieb nicht lang?"

„Was sagst du da, Käthe? — Ich sprang in meinem Bette auf. — Was sagst du —?"

„Johannes war da!" sagte die unruhige Amme.

„Da —" wiederholte ich und sann, ob ihre Aussage Wahrheit.

„Hast's denn vergessen, armes Mädchen?"

„Erzähle, deute, erkläre!" rief ich und sah sie starr an. —

„Ei, du weißt, Kind," fuhr die Alte fort; „als du um zwölf Uhr eingeschlafen, blieb ich bei dir, bis es eins schlug; du schlummertest fort; weil ich dich ruhig glaubte und mich Müdigkeit ergriffen, schlich ich mich in mein Zimmer und legte mich nieder. Ich mochte kaum einige Stunden gelegen seyn, da vernahm ich Geräusch. Ich mache mich auf, gehe aus dem Zimmer, sehe durch die Küche einen Mann, der sich schon zum Fenster hinausgeflüchtet — eile nach und erkenne im Mondschein — aber, Magdalena, du weißt's ja — hättest mir's gleich sagen sollen!"

„Fort!" rief ich erwartungsvoll und hielt den Athem zurück, „fort —"

„Ich erkenne im Mondschein, hab ich gesagt, Johannes, der sich am Rebengeländer hinab schnell über den Gartenzaun flüchtete."

„Johannes!"

„Ich eile herein voll Angst und voll Zittern, trete vor dich hin, und da erwachst du aus dem Schlafe, oder du wachtest, glaub ich, und fragst, ob dein Vater da gewesen."

„Hörst du, hörst du, das erzählte Käthe — da machte ich mich in meinem Bette bis vorn an

den Rand und rief: Käthe, ist's wahr? ist's wahrhaftig wahr, was du sagst? und fiel ihr um den Hals und fing an zu weinen, und weinte lange an ihrer Brust liegend. Als ich meine Augen wieder aufschlug, erblickte ich zwei frische Rosen. Sie waren vor Kurzem auf mein Nachttischchen gelegt worden. Das warst du gewesen — du hattest mir die Rosen gebracht — du, Johannes, — ich wußte Alles. Des andern Morgens war das Rebgeländer beschadet. Kein Mensch wußte um die Sache als Käthe und ich. Der Wärterin gebot ich Verschwiegenheit. Es war nicht schwer. Sie hatte Angst, die arme Frau. Die Rosen nahm ich, drückte sie an meine Lippen und küßte sie und sammelte in ihren Blättern all' meine Thränen, die jetzt aus meiner Seele fielen, wie in heiligen Gefäßen."

„Als ich genesen, ließ ich ins Geheim die Schachtel machen und hielt das Andenken als ein Vermächtniß deiner Liebe und deiner Treue. — Du siehst, ich hatte Alles erfahren."

„Es ist, wie du gesagt," betheuerte ich; „ich war verwegen, hatte dich noch sehen wollen, und weil mir Riegel und Thür verschlossen, schlich ich mich auf unerlaubtem Wege in dein Zimmer. Dich noch sehen, nur dieß! Dich noch sehen, dein Bild mitnehmen, Magdalena; dein Leben konnte

ich nicht mitnehmen, aber dein Bild habe ich behalten."

„So war's, so war's! ich täuschte mich nicht."

„Ich habe dich auch geliebt, o! geliebt mit der Liebe erster, heiligster Empfindung, mit der ersten Liebe ganzer Bewußtlosigkeit, mit dem willenlosen Drange, dem mein Herz folgte, weil ein anderes ihm gerufen. Meine Liebe war rein wie mein Leben; denn du, sein Schutzengel, hieltest deine Fittige über dasselbe ausgebreitet."

„Und doch bist du fortgegangen, doch fort!"

„Fortgegangen — sage fortgebracht, wie man das Opferlamm zur Schlachtbank bringt. — — Fortgegangen —? Kennst du nicht die Geschichte meiner Kindheit? — Soll ich dir's sagen, wiederum sagen, daß ich früh Vater und Mutter verloren, daß meine Eltern mir kein Vermögen hinterlassen, daß ich ins Haus meines Oheims gekommen, der vom ruchlosen Menschen, man weiß nicht wie, zum Betbruder geworden — daß dieser mich genährt, gekleidet, erzogen, daß er mich dem geistlichen Amte bestimmt, daß ich mich vergebens mit nie gefühlter Neigung empört, daß ich mich als ein mittelloses Wesen unter des Mannes Beschluß gefügt und daß ich in die Stadt und in die Anstalt hineingekommen, aus dem Leben heraus, wo man mich gestohlen, wie in eine Rippen-

und Knochenhöhle? — Weißt du von Allem dem nichts mehr? — Du weißt noch Alles! — Die Geschichte meiner Liebe und meines Schmerzes ist höher und tiefer als Himmel und Hölle. Es käme mir vor wie Spielerei, wie Verunglimpfung, wenn ich anfangen wollte, dich von meinem Seminarzustande zu unterhalten. Nur so viel: Mitten unter den aus der Menschheit herausgestoßenen Sonderlingen liebte ich immer nur dich und mit der alten Gluth, in eben dem Grade, als mein Verbot streng war. Ich liebte dich und tröstete mich mit der Hoffnung, früh oder spät aus der widerlichen Behausung hinauskommen, zu dir hineilen, dich wiedergewinnen zu können — ja — ja wiedergewinnen! — wie? das wußte ich nicht. Ich sann vergebens auf Mittel; fliehen konnte ich nicht, wir waren streng bewacht; mich des Mangels an Ruf anschuldigen, dieß hätte man mir nicht geglaubt; meine Pflicht nicht erfüllen, dieß wäre meiner Würde, meinem Charakter entgegen gewesen; irgend einen zweideutigen Streich ausführen, — da hätte man mich mit Schimpf und Schande aus dem Hause gewiesen. Ich sann des Morgens und des Abends, und hatte immer noch nicht Mittel gefunden. Doch mitten in meiner Behausung, mitten unter den erzwungenen Christusjüngern, mitten unter unsern steifen Wächtern,

den Priestern des Herrn, hatte ich dir, Magdalena, dir in meiner Brust eine Hütte gebaut. Da sammelte ich das Bild, das ich am letzten Morgen mitgenommen, stellte mich mit jedem Morgen und Abend, wenn man die Vesper sang, hin und weihete mich, betete dann innig und voll Sammlung, wie ein Christ. Magdalena, wer nicht liebt, kann nicht beten. Wer liebt — betet. Liebe ist selbst ein heißes, inbrünstiges Gebet. Darum ist Jesu Leben ein Gebet von Anfang bis zu Ende — ein Gottesgedanke, in den kein Erdenstaub gefallen. — Siehe! so lebte ich und hoffte, hoffte immer und zählte auf dich und blieb dir ergeben, erwartete gleiche Treue. So war ich glücklich mitten in meinem Unglück; fand Ruhe mitten in meinen Wirren; trank das Blut, das mir die Dornenkrone der Trennung aus der Stirn preßte. Mich däuchte, du wärest die Priesterin beim Opfer. So lebte, so liebte, so litt ich — da kam eines Tags ein Brief von meinem Oheim; darin stand, unten, nur in hingeworfener Phrase: „du seyest seit Monden vermählet.“ — Was meinst du, daß ich bei dieser Nachricht empfunden? Gib mir Worte, daß ich dir's sage, schau in meine Augen, ob sich nicht bis heute noch vom gräßlichen Weh darin aufbewahret! Ich war gerichtet, — vernichtet, nicht um eines Streiches zu sterben, aber

gerichtet, um mit jedem Tage mein Leben von mir weichen zu sehen. Die Neuigkeit rüttelte an meinen Lebensfesten. Ich wurde krank. Warum bin ich damals nicht gestorben? — In der Ewigkeit hätte ich mich mit der Einbildung eines Traumes getröstet. Weil aber der Mensch unter allen Geschöpfen am meisten erträgt, genaß ich. Ich wollte mich umwandeln nun, um mich von der Nothwendigkeit zu überzeugen, dich zu vergessen; dachte nur an meine Wissenschaft noch und an mein künftiges Amt; lebte mich in die Gottesgelahrtheit hinein und streifte das Menschliche ab, so viel Gott zuließ, daß ich es abstreife. Ich vergaß — nein! ich vergaß dich nicht; aber es war, als ob du längst schon im Himmel. Bis ich zu diesem Glauben gekommen, mußte ich manchen Kampf, heiße Kämpfe im Herzen bestehen; ich that's, es gelang. Ich galt bald als ein Muster unter meinen Commilitonen, und als ich die priesterliche Weihe empfangen, wies man auf mich als auf ein Vorbild in ähnlichen Würden. So war die Zeit herumgegangen und ich hatte die Anstellung erhalten. Erst mußte ich durch den Heimathsort, um noch einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; kam zu deinem Vater und erhielt ein Schreiben an euch. Ich sah meine Kinderwelt wieder, dich, meine Jünglingsträume; mein Herz schwoll; ein Glück, daß

ich dich damals nicht gesehen, als mich die Allgewalt der Erinnerung erfaßt! — Meine Angelegenheiten waren bald in Ordnung. Ich ging; vorher — ich that's, Magdalene — besuchte ich noch die Gräber meiner Eltern und auch sein Grab, des Mannes, der mich von dir gerissen, um in mir die Natur zu tödten, aus mir ein Opfer zu machen, das einst am Throne Gottes für ihn spräche. Auf seinem Grabe hab' ich ihm verziehen."

„Nun kam ich in diese Gegend, in deine Nähe; und jeden Tag sagte mir mein Herz: Magdalena lebt, lebt hier; du kannst sie sehen, mit ihr sprechen, aber nur sie sehen, nur sie sprechen! Da kam ich nach langem Sträuben, ja, Magdalena, Sträuben; denn mir bangte vor der Herzensstimme, weil sie voll Ueberzeugungskraft. Ich sah dich, und dieweil ich dich sah, — vielleicht früher schon — liebte ich dich wieder, liebte dich, ob mich auch die Zweifel gegen deine Anhänglichkeit bestürmten, ob ich mir das eine und das andere Mal wiederholte, daß du mir treulos geworden — liebte dich — nicht, weil ich es wollte — aber, weil ich dich liebte. — Ich Thor! — Magdalena — beklage mich —." —

„Daß ich die Treue gebrochen, hast du gesagt,

Johannes — du hast es nicht gesagt — dein Herz weiß nichts davon."

„Du warst ein Jahr beinahe schon aus der Heimath, und ich blieb ohne alle Nachricht. Ich wartete und lebte allein — aber ich lebte mit dir. Ich zog mich zurück und floh die gesellschaftlichen Vereine; hing an einer Idee nur, an einem Troste, an einer Hoffnung, an der, dich wiederum zu sehen. Ich wiederholte mir jeden Tag: Er bleibt nicht, es ist nicht möglich, daß er bleibt. So sprach ich, so tröstete ich mich mit deiner Wiederkehr, doch du kamst nicht. Da trat eines Tags mein Vater vor mich und machte mir bekannt, daß sich ein rechtlicher Mann gefunden, der mich heirathen wolle, und der mir eine empfehlungswerthe Stellung in der Welt zusichere. Ohne den Mann gesehen zu haben, lehnte ich den Antrag ab, lehnte mich gegen den väterlichen Entschluß auf und erklärte rundweg, daß ich den Angebotenen nicht zum Gatten wolle. Ach! ich unterlag aber; Johann — ich will dir nicht erzählen, was ich bis dorthin ausgestanden, wie man mich von allen Seiten gerüttelt, mir zugesetzt, wie man mir hundert Kehlen geschickt, um mich zu bereden, mir meine Versündigung am Gottesgebote „Ehre Vater und Mutter" zum täglichen Vorwurf gemacht, mir vorgestellt, daß ich durch den kindlichen

Ungehorsam mich eben so gegen Gott empöre; wie man meinen armen Willen allmählig gebrochen, und wie man mich endlich mit dem Manne zum Altare geführt, mit dem ich ehelich vor Gott verbunden werden sollte. Das war ein Segen, du Himmel, das war ein Segen —!" Hier hielt Magdalena eine Minute inne; dann sprach sie und zwar mit dem Tone der Ueberzeugung weiter: „Die Menschen haben mich verbunden, Gott nicht; die Menschen, ich nicht. Wenn aber nicht Gott, nicht ich selber mich verbunden, so bin ich's auch nicht; nicht wahr, Johannes, bin ich's auch nicht?"

„Nein, nicht — —!" bestätigte ich; aber mir graute bei der Antwort.

„Weißt du, wem ich's war, wem ich's vor Gott war — wem ich's bin —?"

„Magdalena —! Ach, du Barmherziger! — Magdalena, sey still!" —

„Dir war ich's — dir bin ich's; — jetzt weißt du alle Wahrheit."

„Magdalena, du eröffnest einen Himmel vor meinen Blicken, aber — —. Ich möchte mich hinauf zu ihm, in ihn flüchten, und doch, in mir selber ist eine Gruft, in die ich tiefer und tiefer stets stürze. Was willst du, daß ich beginne? — Die Welt hat ihre Gesetze, und die Kirche — wir haben beiden uns beide verpfändet; gehören

uns nimmer an, sind unmächtig, etwas Anderes zu thun, als was beide gebieten. Was wir thäten, es wäre Sünde, überschritten Gebote, die man nicht überschreiten darf. — O mein Gott! bis dahin mußte es kommen! Magdalena, geh', ich will nie wiederkehren — geh'! untergrabe deine Tugend; sey besser, sey edler als ich, vergib mir!"

Bei diesen Worten hatte ich unwillkürlich der Frau schneeweiße Hand ergriffen; sie bebte; ließ ihr Haupt auf meine Brust fallen und weinte. Ich streichelte die zarten Haare, küßte die bleiche Stirn. Ach! ich that nicht unrecht damals, ich hätte es vielleicht selbst vor dem Pfarrer gethan. „Nie will ich wiederkommen!" wiederholte ich; Magdalena aber schloß sich fester an mich; „du sollst mich nicht verklagen einst! wir wollen nicht schuldig seyn!"

„Johann, du thust mir wehe; halte ein mit deinen Worten, du thust mir wehe!"

Ich hielt das Weib in meinen Armen, nach fünf Jahren wieder, wie einst die Jungfrau. — Ihr Leben war mein Leben abermals, und ihr Odem der meine. Ich schwelgte, schwelgte in Seligkeit.

Eine ganze Weile ruhten wir so in einander geschlungen in sprachloser Empfindung; hatten uns nichts mehr zu sagen; denn Alles schon, vielleicht

zu viel war gesagt. Als wären wir nie getrennt gewesen, kam es mir vor; als wäre unsere Liebe die alte, die erste, heiße, flammende; als hätten wir uns erst seit gestern und nimmer sonst gesehen. — Es war so; wie hätten wir anders uns jetzt unsere Herzen geöffnet, alle Bande unbeachtet gelassen und aufgelöst, die uns beide, sie und mich, gebunden hielten! Mitunter jedoch überfiel mich eine eigene Unruhe; ich fühlte Etwas, das Gewissensbissen ähnlich sah. Ich wollte mich vom Gegentheil überreden; doch warum wünschte ich, nicht vom Pfarrer in dieser Stellung überrascht zu werden? — Ich lauschte von Zeit zu Zeit, lauschte aufmerksam; die Zeit, welche der Pfarrer für seine Abwesenheit bestimmt, war herumgegangen. Endlich vernahm ich, in diesem Lauschen, die Tritte eines Mannes, erkannte des Pfarrers langsamen Gang, und ließ Magdalenen los: „Dein Gatte!" — Sie fuhr zusammen, wischte schnell Augen und Wangen, machte ihre Kleidung zurecht und entfernte sich in einen Gang. Ich zog Papier heraus, nahm Bleistift und die Stellung eines Mannes an, der nachdenkt und mit Schreiben beschäftigt ist. Er war es; er kam.

„Bin länger geblieben, als ich wollte. Nehmen mir's doch nicht übel? — Aber — Sie schreiben — — fortgemacht! fortgemacht! Dort

unten geht meine Frau; will sie aufsuchen." Er ging; ich blickte ihm nach.

„Sie hat geweint," sprach ich besorgt zu mir selber, „und er wird es sehen."

Nach Magdalenens Aussage hatte sie mich verlassen, um ihre Thränen zu verbergen. Sie habe sich sehr unwohl gefühlt und sich ergehen müssen. Der Pfarrer schüttelte den Kopf und ließ sie.

Nun waren wir alle drei allein; das konnte nicht lange dauern. „Fertig!" sagte ich halblaut vor mich hin, als der Pfarrer in meine Nähe kam, und machte einen Strich, wohin ich nicht eine Sylbe geschrieben.

„Brav," bemerkte der Pfarrer, „gewiß ein Predigtplan! — In Gottes freier Natur kommen Einem oft die besten dergleichen Gedanken. Da geht das Herz auf, ja, geht das Herz auf! Trifft sich bei mir auch so! In diesem Garten habe ich schon manchen Sermon memorirt, den ich in der Kirche dann extemporirt. — Sehen Sie, junger Freund, die extemporirten sind die besten. Sie werden's noch einsehen lernen. Das viele Geschreibsel und Gedrechsel nutzt nichts. Wir müssen der Gemeinde das Wort geben, wie es uns augenblicklich der Geist gibt, und nicht eine Begeisterung vorbringen, die, wenn sie auch gewesen, jetzt doch erkaltet ist. Predigten solch

gemachter Art vergleiche ich aufgewärmten Gerichten. — Doch meine Frau ist unwohl; sie leidet oft an der fatalen Krankheit, und da ist nicht gut mit ihr auszuhalten. Gehen wir also ins Haus. Der Abend auch naht, und es wird frisch." —

Ich geleitete die Familie bis an die Thür. Als ich mich beschied, sagte Magdalena:

„Werden wir bald wieder die Ehre haben, Sie zu sehen?"

„Ich weiß Ihre gütige Erlaubniß zu schätzen!" antwortete ich, verbeugte mich und ging.

Meine Richtung war der geradeste Weg nach Hause. Doch ich ging, ging und wußte nicht wohin, hörte und sah Niemand um mich. Der Abend war tiefer herabgekommen. Im Leben außen war es stiller. Nur in mir fühlte ich eine stürmische Bewegung. Die feuchte Nachtluft wehte mich durchschauernd an, und erfrischte die Schläfe. Ich war daher wach, sehr wach, sann und lief meinen Gedanken nach. Unversehens war ich auf einen Seitenweg gerathen, der zu einem Berg hinauf führte, über den sich oben ein ziemlich dichter Wald ausbreitete. Mit dem größeren Dunkel nahm hier auch die Einsamkeit zu. Rings herum kein Mensch. Da kam ich auf eine baumfreie Gegend; warf mich unter eine Birke, lehnte an dem weißen Stamm, brütete eine Weile und suchte eine Idee

der vielen, die in meinem Kopfe schwammen, fester zu erfassen. Als sich die stürmischsten Wallungen gelegt, trat der Nachmittag in ruhiger Anschauung vor mich. Die Hauptumstände flogen noch einmal in heller, seliger Erinnerung vor dem innern Auge vorüber; ich konnte aus unserer Unterhaltung das Ganze zusammenziehen. Nach aller Ueberlegung, welche ich Unsinniger damals anstellte, blieb mir die einzige Gewißheit: Magdalena liebt dich und du liebst Magdalenen. Ihr habt's euch einander wieder gestanden, sie dir, du ihr! — Ich fuhr zusammen, Freude und Bangigkeit ergriff mich; Freude, wie einen Menschen, der im Leben sein Leben gefunden, das er verloren geglaubt, beweinet; Bangigkeit — drohete mir doch der Ernst der Verhältnisse, und hatte ich Geistesgegenwart genug, über die moralischen Folgen dieser Dinge nachzudenken. Wozu mußte ein solcher Zwiefall führen? — Sagen Sie es selbst vorläufig, Herr Schmidt! ich fahre fort, und haben Sie es sich gesagt, so werden Sie am Schlusse meiner Erzählung weniger zusammenschrecken, weniger mich verdammen, werden mehr Alles begreifen, da Sie Psycholog sind, Herz und Nieren begreifen, wie was wahr ist.

Sie liebt dich noch! rief ich schmerzvoll, ja ist treu dir geblieben, und du, Herz in meiner

Brust, hast alle irdische Liebe abgeschworen! — Sie liebt dich! und du, Herz — — o Gott — Gott! — warum die Prüfung? warum dieß Gefühl in meiner Brust? warum dieses allmächtige Gefühl? Es muß von dir kommen, Allweiser; denn es ist rein, heilig. Es ist keine Sinnlichkeit, nichts Thierisches darin, kein Haschen nach Genuß, nichts Unkeusches; nur Anbetung, Heiligung — und dennoch — die Kirche will es nicht. Ver — — verzeihen Sie, Herr Schmidt, wenn ich fast ausgesprochen hätte den Fluch, der mir damals schon unwillkürlich entfuhr, ohne zu wissen, woher, wohin. Gott sey mein Richter! — Ach! ist's denn wahr? muß auch die Ueberzeugung über das Heiligste, die Gottthat des Menschen im Irdischen ruhen? — Antworten Sie nicht: wies nicht Gott selbst zu seiner, zu des Himmels Erkenntniß auf die Erde hin? — Ich soll die größte aller Empfindungen in mir austilgen, soll die beseligendste Kraft in mir brechen? — Ist das, Gott! dein Wille? Ach! nur allzugewiß meinte ich damals noch: — ich muß es; — denn, wenn auch er es nicht will, so wollen es die Menschen, und die Menschen richten und urtheilen, verdammen und kümmern sich nicht um Gottes heiligsten Willen. So ich damals noch: das Erheben über die Welt geht nicht so schnell; eine Rache, wie

die meine, ein Zorn, meinem gleich, sind kein Jähzorn, wachsen langsam, und haben um so mehr Rechte, als sie die Klugheit zum Bunde ziehen.

Ich hielt inne. Es drückte mir diese Einsicht die Brust zusammen. Ich fühlte unsägliches Weh. Lange lag ich auf dem Grase, dem allmählig vom Nebel befeuchteten, und blickte in die kalte Finsterniß. Thränen, — ich hätte welche geweint, weil sie lösen die unerträglichste Fessel; aber ich fand keine.

Ohngefähr eine Stunde hatte ich so gesessen und der Frost hatte mich geschüttelt, da raffte ich mich auf. Nach anderthalb Stunden kam ich in meinem Hause an. Noch hatte ich keinen festen Entschluß gefaßt.

Bei meiner Heimkehr erfuhr ich durch Karl, daß ein Sterbender meine Hülfe begehrt, und daß man schon zweimal nach mir geschickt hatte. Es mußte hohe Zeit seyn, dem Kranken den Trost der Religion zu bringen. Ich verlor keinen Augenblick, nahm das Nöthige und eilte in die ärmliche Wohnung. Vor der Thür schon hörte ich Jammern und Klagen. Als ich eintrat, standen Weiber da und weinten, Kinder und weinten. Der Mensch war vor einer halben Stunde gestorben. Man hatte mich lange vergeblich erwartet. Unter den Vorwürfen, die mich alsobald über meine

Amtsvernachlässigung bestürmten, fing ich zu beten an. Die Seele des Todten empfahl ich Gott und unserm Fürsprecher Jesu Christo; die Wittwe suchte ich aufzurichten und den Kindern Muth zuzusprechen. Ach! es standen sechs Kleine ums Bett herum. Sie hatten Alles verloren; was sollte ich, Mensch, da trösten! Ich setzte mich zu der Familie, nahm den jüngsten, dreijährigen Knaben auf meine Kniee, drückte sein Köpfchen an meine Brust und streichelte ihn. Als mich das Kind mit seinen klaren Augen anschaute, als ob es gar nichts von dem Unglück wüßte, und als die Mutter über mein Mitgefühl mit den andern Anwesenden weicher geworden, da quollen auch Thränen aus meinen Augen. Es regte sich eine bange Wehmuth in mir. Ich war betrübt mit den Betrübten; im Grunde aber war der Umstand nur eine Veranlassung geworden, mich des eigenen Schmerzes zu entledigen, der mit dieser Familientrauer nicht im Geringsten Gemeinschaft hatte. Des andern Tags posaunte man im Städtchen die Sache wie eine preiswerthe Handlung, die mich in den Augen meiner Gläubigen nur noch mehr erhob. Ich ließ es geschehen und segnete Magdalenen. Mitten unter diesen Vorfällen reifte ein Entschluß nach dem andern, drängten der Prüfung und des Vorsatzes Blätter eines an das andere, aber verdrängte auch wie-

der eines das andere, um den Reif, den fertigen, noch lange nicht zu schließen. Hauptsächlich beschäftigte mich die Frage: „Was wirst du thun?“ Was sollte ich thun, Herr Schmidt? was hätte ein Anderer, was hätten Sie gethan? — Freilich bloße Verstandesmenschen, Dritte, Vierte muß man in ähnlichen Fällen nicht fragen. Doch was hätten Sie gethan in dem Bewußtseyn, von der ehemaligen Geliebten, von der Frau des Mannes, den ich schätzte, von dieser jetzt eben so süß noch geliebt zu werden, wie früher, als noch kein Fremder Rechte über ihr Leben, und über ihren Willen sich angemaßt? — Was hätten Sie gethan, im Bewußtseyn, diese Liebe ebenso tief und wahrhaftig zu empfinden, eben so von dem allermächtigsten der Gefühle, von der unbändigen Leidenschaft beherrscht zu seyn — was hätten Sie gethan?“

Der Priester schaute mir fest in die Augen und hielt inne. „Ja, was hätten Sie gethan?“ fragte er nach einer Weile wieder und schien eine Antwort zu erwarten, die das Gefühl in ihm entschuldigen sollte und die ich ihm doch nicht geben konnte; „Sagen Sie mir's, sagen Sie es!“

Ich wußte nichts zu antworten.

„Sie wissen's nicht?“ fuhr er fort; „aber, Herr Schmidt, setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle, nur einen Augenblick — Etwas

doch hätten Sie thun, einen Entschluß hätten Sie fassen müssen!"

„In solchen Lagen ist schwer rathen," begegnete ich.

„O ja, die Menschen sind schlimme Berather!" rief er aus; „wann die Noth groß, will Keiner helfen."

„Die Frau nimmer sehen," meinte ich endlich, „wäre doch wohl das Beste gewesen."

„Sie nimmer sehen — Herr Schmidt! Sie haben Recht. So waren auch meine Gedanken. Alles zu thun wenigstens zuvor, den Sturm zu beschwichtigen, war auch meine Absicht, mein Entschluß. Wenn wir Alles thun, um eines erkannten Rechts willen, und sind dann nicht recht, können das Recht auch dann nicht erringen, nun so ist auch die Verantwortung nicht unser, oder — was mehr ist, Herr Schmidt! — ist sicherlich unsere Erkenntniß eine falsche. Also sie nimmer sehen! Aber wie dieß angreifen, wie dieß thun? — — Man hatte mich in dem Pfarrhause wie einen Freund aufgenommen; schicklicher Weise durfte ich nicht plötzlich mich ausschließen. Was hätte anders der Pfarrer von mir gedacht? denken müssen? — Freilich, kam nicht mit jedem neuen Besuche auch Magdalena neu wieder vor mein Angesicht, vor meinen Geist? kam ich nicht immer

wieder mit ihr in Verbindung? mußte meine Liebe dann nicht gesteigert werden und heller auflodern, sie, die ich zu ersticken mir vorgenommen? Dennoch, was Sie da sagten, ich wollte es, wollte es dennoch thun. Du mußt es, mußt es! überzeugte ich mich, kein anderer Ausweg. Mein Vorhaben ward fest, fester. Ich liebte und litt, kämpfte unter Liebe und Leiden. Wenigstens will ich sie nur selten noch sehen, sagte ich, immer seltener, und am Ende gar nimmer! Ich war ein Held in meinen Entwürfen, und mitten im Elende tröstete mich die Idee ihrer Liebe. Sind wir aber nicht alle Helden dort? — Die That nur, der Sieg im Lebenskampfe macht den Helden. Wie Vielen gebührt das Wort? — Und heißt hier unterliegen, kein Held seyn, wenn dort doch der Lorbeer noch grünt? — Ward nicht mancher Held erst im Staub geboren, in den ihn des Gegners Schwerdt geworfen? — Gott richtet, gibt Kampf und Schranken, und der flicht den Lorbeer, wo er soll.

Ich blieb lange weg aus dem Pfarrhause. Meinen Pflichten aber lag ich ob mit verdoppeltem Eifer, mit verdoppelter Pünktlichkeit; suchte im vollen Wortsinne ein Christusjünger zu werden, und in der Gemeine gewann meine Menschlichkeit immer mehr Herzen. Wer mit der Sünde kämpft,

ist gegen Sünder nachsichtig, und wer unter und auf Menschen wirken, durch sie sich erheben will, muß zunächst Menschen gewinnen. — Ich hatte manche Kämpfe, war aber aus Erfahrung und Klugheit nachsichtig und brach den Stab nicht über dem Gefallenen. So ging eine geraume Zeit herum. Der Pfarrer hatte mich besucht und nur noch mehr Anlaß gegeben, ihn zu ehren. Er meinte es gut mit mir, und, unseres religiösen Glaubens unbeschadet, waren wir im friedlichsten Verkehr. Schon hatte ich zweimal aus dem Pfarrhause Einladung erhalten und immer einen Vorwand gesucht, dieselbe auf irgend eine Weise abzulehnen. Erst schützte ich Unwohlseyn vor, und dann hielten mich Berufspflichten zurück. Was mochte Magdalena dabei denken, sie, die das Geständniß meiner Liebe gehört in jenen unerklärlichen Herzensoffenbarungen im Garten, was mochte, mußte sie von mir denken, von mir, der ich auf keine Weise meinen Bekenntnissen zu entsprechen schien!? Mußte sie mich nicht gar für einen Betrüger halten, der mit ihrer Schwachheit gespielt? oder kam ich vor ihrem Herzen nicht einem Heuchler gleich, der seine Amtsvorstellung bis ins Leben mitnimmt, in jenes Leben selbst, wo jede Scheidewand sinkt, wo nur Herz am Herzen haftet und alle andere Ueberlegung auslöscht!? Ich weiß nicht, ich machte mir tausend

Vorstellungen; aber ich fühlte nach Allem, daß ich wieder zu ihr mußte. Ich berechnete meine Handlungsweise; wollte ihr nicht mehr seyn, als ein Freund; wollte keine andere Gefühle mehr in ihr erregen; es war nicht Trotz, nicht erborgte Geberde; es war eine ernste Absicht, die Handlungsweise, wie man mit Kranken umgeht.

Ich machte wiederholt meinen Besuch. Erlassen Sie mir's, die Gemüthsbewegungen zu schildern, die mich bis ans Pfarrhaus begleiteten. Ich war, aller Berechnung ungeachtet, dem Jünglinge gleich, der der liebenden Jungfrau entgegen geht. Nur vermißte ich jene erste Bewußtlosigkeit, um meine Leidenschaft in ihrer vollen Tiefe zu erschauen. Der Schiffer auf dem Wellenmeere weiß sich zu lenken im Sturme und kennt die Klippen; aber aus dem Wasser kann er sein Schiff nicht heben. Es ist ein Spielzeug des tobenden Elementes. Drum lenkt er es, daß er dem Sturme entrinne, und nicht verloren gehe. Mit diesem alten Bilde verglich ich mich, Herr Schmidt, und fand Aehnlichkeit.

Ich traf Magdalena mit ihrem Stubenmädchen. Herr N. war ausgegangen. Die Frau, bei meinem Anblick überrascht, kam mir entgegen; aber, wie von einer plötzlich anders wollenden Kraft gelenkt, hielt sie inne, nahm eine ceremonielle Miene an und hieß mich etwas vornehm Platz nehmen.

Dann, ohne sich an meine Gegenwart zu kehren, ergriff sie die eben weggelegte Arbeit und sagte, ohne mich anzusehen: „Sie kommen meinen Mann zu besuchen — — er ist ausgegangen.“

Ich brachte, ich weiß nimmer was, hervor und suchte eine Unterhaltung anzuknüpfen. Magdalena hörte zu oder nicht zu, sie schwieg. Ihre Arbeit schien sie, ich nicht im Geringsten, zu beschäftigen. Ich war keines Blickes werth. Sie schien mit mir zu schmollen und es darauf angelegt zu haben, mich ihre üble Laune fühlen zu lassen. Desto ungehinderter konnte ich sie beschauen. Ich that es nicht ohne Rührung. Als ich sie zum ersten Male nach der jahrelangen Trennung gesehen, war sie mir blaß und hager vorgekommen. Der Körper und ihre Physiognomie trugen unverkennbare Spuren innerlicher Zerrüttung. — Ich schrieb diesen Zustand damals ihrer Seelenkrankheit zu und hoffte, es müsse wieder besser kommen. Liebe weckt Todte auf. Aber, siehe, heute, als ich Magdalenen wieder sah, schien es mit dem Uebel nur noch schlimmer geworden. Sie war bleich, eine abgemagerte, zerbrechliche Gestalt. Nirgends Fülle oder Kraft, Alles matt, schlaff; unter der dünnen Haut rannen die blauen Aederchen, wo noch das Bißchen Leben quoll; aber in die Wangen gossen sie kein Feuer mehr, es schien nur

das letzte Oel einer erlöschenden Flamme. Die blauen Augen hatten etwas Gestorbenes; ein Engel schaute immer noch heraus, aber —. Die blonden Haare hingen da mit ihrer alten Pracht, doch — Magdalena war eine ätherische Gestalt, wie man sich Feen im Mährchen vorstellt, die hier unten nicht bleiben wollen, auch nur zu selten erschienen, dann nie auf lange, auf immer wieder ihren Aufflug nehmend. Sie hatte ein blaues Kleid an; um den Hals lag ein schneeweißer, gestickter Kragen, der sich vorn auf der Brust verlor; um den Hals ein goldenes Kettchen mit blauem Kreuze. Am Finger trug sie keinen Ring. So saß sie, und ich stand vor ihr und — machte Bemerkungen, die mir das Herz durchschnitten.

„Magdalena, ist Ihnen nicht wohl?" fragte ich endlich nach einer Weile.

Sie schaute auf und erwiederte: „Ganz wohl, Herr; aber — Ihre Frage ist — gütig — es muß Ihnen viel an meinem Wohlseyn gelegen seyn."

Auf diese Antwort folgte eine sekundenlange Stille. Ich unterbrach sie zuerst: „Wie doch?" Magdalena erwiederte Anfangs nichts.

„Wenn ich auch krank wäre," meinte sie dann, „was kümmerte dieß die Welt?"

„Die Welt!" fing ich an, „aber in dieser Welt — —"

„O, die Menschen!“ redete sie lebhaft, „die Menschen sind kalte, gefühllose Geschöpfe. Blutigel im feuchten Moore.“

„Gehen nicht auch Engel durch's Leben?“ entgegnete ich fragend und mit der vorigen Gelassenheit.

„Und Sie sehen erst jetzt, daß ich krank bin?“ bemerkte Magdalena mit Vorwurf und hatte meine Phrase nicht geachtet. „Woher das späte Mitleid?“

Ich war verlegen.

„Nicht wahr, dieß schwarze Kleid, welches Sie anhaben, ist eine Bretterlade, wohinter ein Herz vergraben?“

„Ich verstehe Sie kaum, Frau.“

„Ich weiß wohl“ sprach sie weiter, „Sie verstehen mich nicht; aber Sie wissen ja, Sie, daß ich in einem Städtchen erzogen, Zeit meines Lebens wenig mit der Welt in Berührung gekommen, auch nicht habe lernen können, wie man am besten erscheinet, was man nicht ist.“

„Behalten sie Ihre Einfachheit,“ sprach ich, „es ist ein köstliches Gut.“

„Für die Kinderwelt,“ sagte Magdalena, „wo Kinderherzen schlagen. Draußen aber bespöttelt man solche Neulinge, wie Unmündige, wenn man sich anders nicht über sie lustig macht.“

„Was Sie da sagen, urtheilen, ist wohl nur ein allgemeiner Satz, eine bloße Muthmaßung,“ wandte ich ein; „denn, wie es sich auch draußen im Getreibe und Gewühle verhielte, bis in Ihre Friedensbehausung können sich die bösen Geister nicht drängen.“

„Der Geist dringt überall durch, Herr Abbé. Wenns auch nur ein Geist wäre. — Was halten Sie von solch einem Wesen, das geschaffen ist zur Qual?“

„Wie meinen Sie das, Magdalena?“

„O, Sie verstehen nicht, woher das Weh kömmt, das mir auf Herz und Seele liegt — — dürfte ich doch zürnen, könnt' ich's nur! — Ich habe in meinem Herzen gegrollt und böse seyn wollen; da sind Sie erschienen, und die Empörung in mir hat Ihre Gegenwart beschwichtigt. — Johann, warum sind Sie so lange nimmer hieher gekommen? Warum nicht —? Haben Sie vergessen, abermals, was ich Ihnen im Garten gestanden? haben Sie mir die Wahrheit bekannt, oder wäre Ihr Benehmen gegen mich nichts, als eine Handlungsweise, für welche ich Ihnen zu viel Edelsinn zumuthe?“

„Was ich gethan und gesagt,“ antwortete ich hier mit Ernst, „weiß ich, Madame, und kann Beides verantworten. Sie urtheilen vorschnell und

sind nicht schonend. Wozu das aufgeregte Wesen, womit Sie mich empfangen, wozu die Unbill, mit der Sie mir seit meiner Anwesenheit begegnen — was habe ich verschuldet?"

„Sie fragen noch —? Kaum sind's fünf Wochen — wir waren im Garten; ich konnte zum ersten Mal wieder mit Ihnen sprechen; ich erzählte Ihnen die Geschichte meiner Vergangenheit, meine Leiden, meine Liebe; sprach von der unerschütterlichen Treue, mit der ich Ihr Bild behalten und mein Wort; segnete den Augenblick des Wiedersehens, trat mit meinem Kindessinn und mit Vertrauen vor Sie hin und sagte: Ich habe dir Liebe versprochen — du hattest mich gewonnen — du kamst fort, und ich blieb dein — man verhandelte mich — und ich blieb dein."

„Das hast du gesagt, Magdalena — aber du bist das Eigenthum eines Andern, du — —"

„Nein! nein! ich bin es nicht! man hat mich gestohlen. Was der Mensch besitzt, gehört nicht ihm."

„Du gehörst ihm, Magdalena, vor der Welt," bedeutete ich.

„Die Welt kann keinen Diebstahl heiligen."

„Die Welt aber hat Gesetze — fuhr ich noch ermahnender fort — die Menschen —"

„Johann, wem soll man gehorchen? Johann, du im Dienste Gottes — wem soll man gehorchen?"

Ich schwieg; was konnte, was sollte ich darauf antworten?

Magdalena hob daher weiter an: „Du sollst Gott mehr gehorchen denn den Menschen. — Im Angesichte Gottes hab' ich dir Liebe gelobet; soll ich im Angesichte der Menschen mein Gelübde brechen und vor Gott meineidig werden — soll ichs —?"

Mir zuckte der Ton ihrer Stimme durch die Glieder; es zerrte diese Erinnerung am Herzen, und doch warnte furchtbar eine andere Mahnung. Welcher Kampf!

Glücklicher Weise klingelte es in diesem Augenblick; es war der Pfarrer. Er bezeugte sein Beileid, mich nicht empfangen zu haben. Nach einer Weile lud er mich ein, ihn auf sein Zimmer zu begleiten. „Wir blieben hier, mein Lieber," äußerte Herr R., „aber der Tabak-Rauch sagt meiner Frau nicht zu. Drunten sind wir allein. Sie rauchen ja auch. Es soll blaue Wolken geben," lächelte er, „kommen Sie, im Himmel geht's Herz auf."

„Auch in einem Rauchhimmel?" fragte ich scherzend.

„Täuschen Sie sich mit mir," erwiederte er und öffnete die Thür.

Im Hinausgehen schaute ich nach Magda-

lenen. Sie blickte mich voll Bedeutung an und becomplimentirte mich fragend: „Wir werden das Vergnügen haben, den Herrn Abbé beim Thee zu behalten?" Ich machte eine unschlüssige Bewegung. „Freilich!" fiel der Pfarrer ein, und wir gingen.

Auf der Treppe nahm mich der Pfarrer zutraulich beim Arme. „Ich muß mich mit meiner Frau in Acht nehmen: seit lange ist sie unwohl; sie klagt über Brustübel; und ihr Aussehen ist wirklich sehr krankhaft."

„Es wird doch nicht Folgen haben," bemerkte ich oberflächlich.

„Folge? — Weiß nicht — Schonung thut das Meiste. Sie soll sich vor lebhaften Körper- und Gemüthsbewegungen in Acht nehmen. In ihrem Zustande ist sie außerordentlich reizbar; jedes widerwärtige Ereigniß macht nachtheilige Eindrücke. Ich habe den Arzt befragt — Ruhe und Frieden, sagt er, seyen das Beste."

Damit waren wir ins Zimmer gekommen. Herr R. holte Pfeifen und Tabak. Ueberdem kam mir blitzschnell ein Gedanke: „Nehmen Sie's nicht ungütig, Herr Pfarrer," äußerte ich; „eben fällt mir bei, daß ich einen Brief zu schreiben habe. Wenn's nicht zu viel Freiheit wäre — —"

„Hier," sagte der Gefällige, „hier ist Dinte

und Feder, dort das Pult; fortgeschrieben. Sie haben Amtsangelegenheiten, die vor Allem — —"

Ich entschuldigte mich mit der Wichtigkeit meiner Beschäftigung, nahm die Feder und schrieb:

„Magdalena!

„Sie haben mich soeben kalt empfangen, wie es nicht recht war. Sie haben mich mit Vorwürfen bestürmt, die ich, ob sie auch nicht völlig ausgesprochen, in ihrer Tiefe gefühlt. Sie haben gesehen, wie ich dessen ungeachtet, ruhig und gelassen geblieben. Ehe ich mich heute aus Ihrem Hause entferne, bin ich Ihnen nun, um unser beider Ruhe und Sicherheit willen, eine Erklärung schuldig. Sehen Sie hierin nicht Kälte oder Gleichgültigkeit; erkennen Sie vielmehr die Nothwendigkeit, die mir meine Aeußerungen abzwängt.

„Ich darf in Ihrem Kreise nicht mehr seyn, als ein Fremdling, der Ihnen leutselig entgegenkömmt, und dem Sie ein Bißchen Ihrer Freundschaft nicht versagen sollen. Die Vergangenheit mit ihren Verhältnissen seyen nur Erinnerungen, an die wir mit Herzlichkeit zurückdenken. Wir sind beide durch unauflösbare Gesetze gebunden. Hüten wir uns, die Bande gesellschaftlicher Ordnung zu zerreißen. Sie haben Ihren Gatten; lieben, achten Sie ihn, seyen Sie ihm treu als einem solchen. Sie werde ich immer unter diejenigen Personen zählen, denen

ich ein vorzügliches Plätzchen in meinem Herzen aufbehalten. Wohnen Sie daselbst, und lassen Sie mich mit Ihnen dort eintreffen. Es kann dieß mit Gewissensruhe geschehen und ohne Sünde.

„Wenn ich demnach für längere Zeit Ihr Haus meide, so beurtheilen Sie mich nicht als oberflächlichen Menschen, der seine Empfindungen erheuchelt und mit Lüge umgeht. Meine Gefühle, denen ich in Ihrer Gegenwart freien Lauf gelassen, sind alle wahr. Glauben Sie mir's. Aber ich muß der Herzensstimme Stille gebieten, Magdalena, ich weiß es. Ich habe lange gekämpft. Denken Sie nach, überlegen Sie Alles, Sie können mir nicht, ich weiß es sicher, Sie können mir nicht Unrecht geben.

„Wenn ich demnach nur noch äußerst selten bei Ihnen erscheine, so bleiben Sie mir dennoch gut; lassen Sie mir in meiner kümmerlichen Lage den Trost Ihrer Freundschaft, und vergessen Sie in mir den alten Gespielen Ihrer Jugend nicht; dieß wünscht

Ihr Freund von Herzen."

Hatte ich mit diesem Briefe, Herr Schmidt! nicht Alles gethan, den Sturm zu beschwichtigen? — War ich noch pflichtlos, vergessen? — Wenn nicht, nun so ist wohl meine letzte Behauptung recht: Gott will, was geschieht, und wollte, was

geschah; mag drum er richten, wenn wirklich die Welt mir grollte und den Sieg abränge.

Ich legte den Brief zusammen, schrieb darauf: „An Magdalenen" und muthmaßte, ihn vor meiner Entfernung noch in die rechten Hände bringen zu können. Der Pfarrer hatte unterdessen seine Pfeife angebrannt und schien die Zeitung zu lesen. Er hielt das Blatt in den Händen.

„Schon fertig?" als er sah, daß ich mich umwandte, „desto besser. Dort liegt, was Sie brauchen. — Angezündet, mein Lieber!" Der Pfarrer hielt inne. Bald darauf sagte er: „Ich habe lesen wollen, bin aber außergewöhnlich zerstreut. Meine Frau macht mir Kummer."

„Die Frau Pfarrerin —?"

„Ich weiß nicht, wo es noch mit der gebrechlichen Gesundheit hinaus will. Bedenken Sie, seit Jahr und Tag unwohl! Zusehen müssen, wie der Menschenkörper von Monat zu Monat mehr sich abhärmt."

„Ich kann Ihre Sorge begreifen," bemerkte ich mit etwas Einbildung und Bedauern. „Daß doch ein Diener des Herrn auf solche Weise beunruhigt werden muß!"

Der Pfarrer schien meinen unterdrückten Gedanken geahnt zu haben und sagte: „Dieser Unruhe sind Sie ledig."

„Und mancher andern, wozu dieß die Quelle,' setzte ich hinzu.

„Halten Sie im Ernste auf den Priestercölibat?" fragte der Pfarrer mit Humor.

„Ich meine, ich thät' es," entgegnete ich mit Beklemmung und suchte aus des Pfarrers Familien-Umständen Gründe gegen die Verehelichung der Geistlichen.

„Ist Ihre Meinung wirklich eine überdachte oder nur Sache bloßer Einbildung?"

„Ich müßte mit Inhalt und Umfang meines Standes wenig vertraut seyn, um über diesen Punkt im Geringsten Zweifel zu hegen," erwiederte ich anmaßend, doch mit pochendem Herzen. Es gingen sonderbare Dinge in dem Augenblicke in mir vor.

„Mit Ihren Ansichten unbekannt, möchte ich, daß Sie Recht hätten," fuhr der Pfarrer mit Gleichmüthigkeit fort.

„Daß ich Recht hätte? Herr Pfarrer; wer will von uns beiden den Satz vertheidigen, den Sie zu bezweifeln scheinen?" Ich zitterte ob meiner eigenen Kühnheit.

„Ich meine weder der Eine noch der Andere," fuhr der Pfarrer fort.

„So, haben Sie denn nichts in Ihrer Ehe gelernt?"

„In meiner Ehe?" fragte er schier verwundert, und schaute mich prüfend an. „Meine Frau eben hilft mir kämpfen gegen Ihre Ehelosigkeits-Ideen."

Ohne den Gedanken ganz erfaßt zu haben, bemerkte ich: „Ein Geistlicher ist nicht ein Mann des Kampfes, Herr Pfarrer, wohl aber des Friedens."

„Mit nichten; kämpfen muß der Mensch, kämpfen, damit sich seine Kraft erprobe. Der Stahl wird gerieben, damit er glänze, der Diamant geschliffen, daß er strahle; der Ringer muß ringen, damit er etwas gelte."

„Das wäre eben so viel," fiel ich ein, „als ein Wasser von Grund aus durchwühlen, um unten eine Perle zu finden. Herr Pfarrer, seyen wir aufrichtig: wir können nicht zween Herren dienen: entweder wir müssen einen hassen und den andern lieben, oder einem anhangen und den andern verachten. Wir können nicht zu gleicher Zeit eines Weibes Diener seyn und Christi." Bewundern Sie mich nicht, Herr Schmidt?! —

„Es ist also Ihr völliger Ernst, die Verehelichung der Geistlichen zu tadeln?"

„Mein Ernst, Herr Pfarrer — o, Sie wissen's nicht, ich habe mir ein Bild vom Knechte Gottes geschaffen in seiner vollkommensten Gestalt.

Jetzt hang' ich am Bilde und such' es in meinem Leben zu verwirklichen. Wir Priester sind Verwalter im Gottesreiche; ein Ring zwischen Himmel und Erde; dazu berufen, die eine mit dem andern auszusöhnen. Wir sind die Pforte, wodurch die Menschenkinder hindurchgehen, um heiliger am Ziele der Wallfahrt anzugelangen."

„Eine schöne Stellung," bemerkte der Pfarrer.

„Schön und segensreich. Heil den Auserlesenen! Nicht Alle hat der Herr gleich geliebt."

„Heil den Geliebten!" bemerkte der Pfarrer mit Ausdruck.

„Es bleibe jeder der Liebe würdig," fügte ich hinzu. „Haben wir umsonst viel gegolten, damit uns die Gnade in reichlichem Maße zu Theil geworden? Dürften wir's vergessen, daß wir eine Hütte des heiligen Geistes — Schutzgeister im Leben, den Sterblichen an die Seite gestellt, um sie hindurch zu führen, ohne ihrer Armseligkeiten theilhaftig zu werden? Erwägen Sie diese Würde, Herr Pfarrer! Um uns herum liegt die Menschheit, und auf ihr Weh und Ach, Körperweh, Geistesweh, Lebensweh — es ist eine erdrückende Last, worunter die Armen seufzen. Zu denen werden wir gesandt, Boten des Friedens, damit das Weh gehoben werde, damit der Geist und das Leben gesunde. Dem Armen geben wir, dem

Kranken stehen wir zur Seite und richten ihn auf, den Sterbenden machen wir bereit, von hier hinwegzuziehen. Näher dem Himmel, als der sündige Mensch, erflehen wir die allerbarmende Gnade. Wir sind arm, aber im Geben reich; denn wir geben, was wir haben, unser Gut, unser Blut. Wir verzichten auf die Freuden der Erde, weil wir die Freuden des Himmels höher achten. Wir bewegen uns mitten in der Mittagshitze der Leidenschaften; aber es trifft uns kein Strahl, es bleibt kein Staub an unserem Scheitel hangen. Wir sind allzeit bereit und folgen jeglichem Rufe; es gibt für uns keinen Mittag, keine Mitternacht; es ist Alles, überall, immer Tag, derjenige des Wirkens im Weinberge des Herrn."

Ich war mit meiner Tirade fertig, und Sie müssen mich bewundern, Herr Schmidt! wie ich mich selbst von dem zu überreden suchte, was mein Herz verneinte. Heißt das nicht kämpfen? — Ist das nicht Alles gethan für Recht und Pflicht? — Nun heben sie noch den Stein auf, wenn ich dennoch unterlag, um — ja — um indessen andern Orts mit rächendem Schwerdte ob dieses Falls wieder aufzustehen. Wer erträgt Schmach und zumal die Schmach pflichtigen Irrthums! Der Pfarrer hatte mir aufmerksam zugehört und sagte dann ruhig:

„Herr Abbé, thun **wir** das nicht auch, wir **protestantische** Pfarrersleute?“

„Damit der Mensch frei handle, muß er frei seyn,“ bemerkte ich.

„Sind wir nicht frei?“ sagte er.

„Des Weibes Mann ist seinem Weibe unterthan —“

„Ist ein Unterthan ein Sklave,“ sagte der Pfarrer zugebend.

„Wer einem fremden Willen huldigt,“ bekräftigte ich, „ist dieses Willens Knecht.“

Der Pfarrer sann auf einen Einwurf.

„Dem Menschen bleibt immer noch ein Bißchen Freiheit,“ bemerkte er.

„Eine gebrochene,“ fiel ich ein, „vielleicht keine. Seine Wirkungsfähigkeit liegt in Banden.“

„Darf man nicht Gott geben, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers?“ fragte R.

„Wer liebt, gibt Alles der Geliebten. — Ist's nicht so, Herr Pfarrer — — ? Darum geben **wir** unser Leben, unsere Liebe, unsere Gegenwart, Alles, Alles der Kirche.“

„Sie sind ausschließlich,“ bemerkte hiernach der Pfarrer mit nachgiebigem Tone, um einzulenken, „und verwechseln ein überlegtes Gefühl mit der Blindheit einer unbesonnenen Leidenschaft.“

„Leidenschaft?“ fragte ich. „Ist Liebe, wahre,

heiße Liebe, nicht die Leidenschaft der Leidenschaften? Ein Wesen aus Tausenden sich auserwählen, sich zu ihm hingezogen fühlen, von ihm unzertrennlich werden, in dasselbe hineinleben, sich ganz und gar mit ihm vereinen, nichts Anderes mehr kennen, nichts drunter, nichts drüber, nur wollen, denken, fühlen, wie es denkt, wie es will, wie es fühlt — Herr Pfarrer! ist Liebe keine Leidenschaft? nicht diese Selbstverleugnung die allerunbegreiflichste aller, die allerwahrhaftigste aller?"

Herr Schmidt! bewundern Sie mich, aber bedauern Sie mich auch. Ich hätte diesen Gegenstand nicht berühren, mich darauf nicht einlassen sollen; denn jetzt hallten alle Saiten meines Innern ihr reinstes Echo.

„Zugegeben, daß Sie Recht hätten; hinderte dieß unsere Wirkungsthätigkeit?" entgegnete der Protestant. „Ist nach Allem die Aufwallung in einer unbändigen Jünglingsbrust eine unabänderliche und keiner Modifikationen fähig? — Kommt nicht der Mannesernst und der Winter im Alter?"

„Die Sonne, Herr Pfarrer, bleibt immer Sonne, in der Sommersmitte und in den Dezembertagen. Der Mond hat immer die alte Klarheit; die Sterne funkeln mit demselben Lichte."

„Aber die Erde rückt von der Feueresse hinweg, zwischen den Mond und seine Lampe legt

sich die Erde, und unter die Sterne sammeln sich Nebelschichten."

„Sagen Sie das nicht, o, das nicht! Machen Sie aus einem unendlichen Gefühle keine bloße materialistische Idee, fassen Sie sie vielmehr in ihrer vollen Göttlichkeit — — —! Zersplittern Sie die Krone im Erdenleben nicht."

„Ich höre es gern, was Sie da sagen, junger Apostel — Sie haben feurige Zungen. Erlauben Sie jetzt, daß ich mich auf Ihre Angaben stütze und antworte. Habe ich Recht, so lassen Sie's geschehen. Wenn nicht, so belehren Sie mich."

„Die Gattin," begann der Pfarrer sofort in gemessenem Tone, „meinen Sie in einer Pfarrbehausung ein Glied zu viel, weil es störend in die Thätigkeit des Gatten eingreife, ihn im Einflusse auf seine Gemeinde hindere, unreine Gefühle in ihm wecke und ihn an die Erde erinnere, der er, seiner Stellung nach, nur halb angehöre. Fassen wir doch diese Behauptung etwas genauer ins Auge. Wenn es mir gelänge, Ihnen zu zeigen, daß der Pfarrer eine Gattin haben soll, weil es Gottes Wille, weil es menschliches Bedürfniß, weil es das gesellschaftliche Interesse erfordert! — In dem, was ich sage, will ich nicht als Ankläger vor Sie hintreten und die Beredsamkeit außer Acht lassen; meine Beweggründe sind rein christliche, und Sie,

Herr Abbé, ein Christ; es sind rationelle, und Sie, Herr Abbé, ein vernünftiges Wesen; es sind geschichtliche, und Sie, Herr Abbé, ein Studirter. Sie sehen in der Geschichte mehr als eine bloße Epochenfolge, Bataillencompilationen oder kirchliche Händel. Ich streite auf ebenem Boden und in hellem Tageslichte; hören Sie mir ein Bißchen zu, ich will kurz seyn.

„Der Geistliche steht unter den Menschen, seinen Brüdern, ein geläuterter Mensch. Für ihn gilt am allerersten das Gebot: „Du sollst lieben Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe.“ Diese Gottesliebe bedingt den Gottesgehorsam; wer liebt, gehorcht. Der Gehorsam äußert sich in der Erfüllung der göttlichen Gebote — Sie sind meiner Ansicht, Herr Abt?"

„Völlig — machen Sie weiter."

„Diese Gebote Gottes sind — — —"

„Gottesoffenbarungen," unterbrach ich.

„Diese Gebote oder, wenn Sie lieber wollen, Gottesoffenbarungen sind niedergelegt im Gesetzbuche der Christen, welches auch Sie nicht verwerfen, ich meine die heilige Schrift. — — Einen Augenblick, ich bin noch nicht fertig. — Da lesen wir im ersten Buch Mosis: „Wachset und mehret euch!“ -- Dreitausend Jahre nachher, als Christus

längst todt war, schrieb der Apostel Paulus an den Timotheum — —"

„Schrieb der heilige Geist durch den Apostel Paulus an den Timotheum," wandte ich mit bebender Orthodoxie berichtigend ein.

„Auch so, wenn Sie wollen. „Es soll ein Bischof unsträflich seyn, eines Weibes Mann — der seinem Hause wohl vorstehe, der gehorsame Kinder habe mit aller Ehrbarkeit." So, Herr Abt, hat es Gott gewollt, und Sie sind verständig genug, um mir nicht mit dem Einwurfe zu begegnen, das griechische Wort „Weib" bezeichne die Kirche. Der gesunde Menschenverstand empört sich gegen eine solche Vermuthung. Dem Gotteswillen, Herr Abt, sündigt alle Welt; denn jedem Wesen in derselben hatte Gott sein Gesetz in die Natur geschrieben. Siehe, da erhob sich, vom Goldesdurst und der Herrschbegierde geplagt, ein römischer Abt; dem war's auf einmal eingefallen, es sey nicht gut also, es wäre besser, wenn der Bischof nicht eines Weibes Mann; besser, daß der Mensch sich nicht vermehre; besser, daß er als ein unfruchtbarer Zweig vorhanden sey. Der alte Herrgott habe sich geirrt; es sey nun einmal an der Zeit, ihm eine Lection zu geben, die Verrechnung auszugleichen, ihn zurechtzuweisen, damit er's einsehe, er sey nur ein Lehrling und der Herr

Abt von Rom der Schulmeister im Universum. Solche Gedanken und Hoffnungen stacheln, weil die Erfüllung noch vieler anderer reicher, irdischer Wünsche daranklebt. Länger durfte der Irrthum nicht ungerügt bleiben, meinte er. Der weise Mann rief Alle, die einen Mantel trugen, wie er, auf eine Synode zusammen und erklärte feierlich: Es habe der Unfug der Priesterverehelichung lange genug gedauert; es müsse Einhalt gethan werden; der Mensch sey nur Geist, das Fleisch müsse man tödten; der Geistliche dürfe keine Leidenschaften haben, er müsse sie ausrotten im ersten Keime; die Harmonie in der Natur sey ein Spaß, sie müsse zerstört werden; die fleischliche Anregung sey Einbildung, man solle dieß doch einsehen. Der weise Mann redete so laut, bis man ihm glaubte, und dachte so leise, daß im Nichtbesitze die Bedingung des Allbesitzes vergraben sey, daß man es nicht hörte, Niemand es vermuthete. Die unter der Priestermütze ergrauten Häupter schrieen: Er hat Recht! hat Recht! — Der Cölibat kam in Aufnahme; er ward wirklicher Beschluß. Der Herr im Himmel sah zu, wie man sich ungestraft gegen ihn auflehnte, und gab sie dahin in ihrem verkehrten Sinne, zu thun, was nicht taugt. Die Aufwiegler überschritten das Naturgesetz, welches aus dem Fruchtstamme einen unfruchtbaren macht,

und den Gottesbefehl in der heiligen Schrift: „Wachset und mehret euch,“ und das menschliche Gesetz, welches die Vermehrung und Erhaltung der Menschen auf der Erde beabsichtigt. Daher ist dieser Papstbefehl eine Beschimpfung der Natur, indem er ihre Harmonie auflöst; eine Beschimpfung der Gottheit, weil das Kirchengesetz das göttliche umwirft und es durch ein anderes ersetzen will, weil es sich das Geschöpf herausgenommen, vor seinen Schöpfer hinzutreten und zu sagen: Du hast gemeint, es wäre nicht gut, daß der Mensch allein, darum wolltest du ihm eine Gehülfin schaffen — du hast dich geirrt. Wir Priester von Rom erklären es rund weg, daß es besser, daß der Mensch allein, und daß das Geschlecht, anstatt zu wachsen und sich zu vermehren, nicht wachse und sich nicht vermehre. So wurde der Priester in der menschlichen Gesellschaft, die er ins Gesammt beschimpfte, ein ausnahmliches Wesen, ein Widerspruch mit allem Bestehenden, dessen er ein Glied seyn sollte — mit sich selber — —“

So weit der Pfarrer. — Da stand oder saß ich — ich weiß es nicht mehr. Nur Eins erinnere ich noch aus dem Toben meines Innern. Ich wußte nichts zu antworten. Eins nur fühlte ich, die eigene heiße Liebe im Herzen, und damit die Ueberzeugung, daß wir Alle zur Liebe gebo-

ren; und einen Gedanken nur hatte ich: der Cölibat ist Rom, Rom der Cölibat! — Ach, Herr Schmidt! es war ein furchtbar Toben; alle meine Sinne taumelten; ein furchtbar Kämpfen! — Noch einmal — den letzten Streich, ob Rettung möglich vor dem schrecklichsten des Beginnens.

„Irren Sie sich nicht, Herr Pfarrer,“ wandte ich schon halb gelähmter Zunge ein; „was von Rom ausgegangen, ist keine Menschensatzung. Unser Oberhaupt auf Petri Stuhl ist des heiligen Geistes voll und ein Werkzeug desselben. Was daher einst der Papst beschlossen, ist Gottes-Beschluß. — Sie hatten Unrecht, die Vorsteher der Kirche als Aufwiegler oder Empörer gar vor mir zu verleumden.“

„Verleumden — junger Mann — zu was Nutze — Sie kennen mich nicht. Ich will Sie überwinden — aber bleiben Sie ruhig, überwinden mit den Waffen aus Ihrer eignen Hand.“

„Ich hätte Unrecht —?“

„Das Papstesdekret, behaupten Sie, sey die Offenbarung des heiligen Geistes durch das fleischliche Gefäß seines Knechtes — und die Bibel, nehmen Sie an, sey dieselbe Offenbarung durch den Geist. — So käme denn der Geist in Widerspruch mit sich selber — Gott mit Gott. — Nicht

wahr, Sie streiten auf einem Felde, wo Ihre Sache verloren?"

„In der Bibel heißt es auch," fügte ich hinzu, „ob es gleich heiße, wer zur Ehe den Drang fühle, daß er sich verehelicke, wer sich des ledigen Standes befleißet, thue besser."

„Glauben Sie auch noch an ein Weltende, wie der Apostel Paulus — der es vor der Thür erwartete?"

„An ein Weltende — — Herr Pfarrer, wir können hierüber nicht einig werden; aber Sie haben soeben erwähnt, der Priester sey ein Widerspruch in der menschlichen Gesellschaft — daß ich doch wüßte, wie Sie das verstehen!"

„Ein Widerspruch, sage ich, und etwas Vernunftwidriges, Widersinniges, beides in der Natur- und Sittenwelt — glauben Sie mir's."

„Die Anklage ist leicht," sagte ich bitter; doch beweisen schwer."

„Beweise! wozu noch der Beweise? — Ist nicht Widersinn überall? — In des Priesters Kleidung, denn sie ist bizarr; in seiner Haltung, denn sie ist ungewöhnlich und erzwungen; in seinem Gang, denn er ist affektirt; in seinem Blick, weil er schief ist und falsch, weil er statt des Himmels die Erde anschaut; mit einem Worte, weil sich in seinem ganzen Aeußern eine Art cynischer Men-

schenverachtung ausspricht. Im weltlichen Verkehr ist er noch auffallender. Seine Wünsche sind wie die der andern Menschen; seine Leidenschaften heftig, wie die des Volks; sehen Sie doch, deßwegen gerade muß er sich unaufhörlich selbst täuschen und die Gesellschaft mit sich, ohne sich und die Anderen überreden zu können, daß er nicht wie sie aus einem und demselben Teige geknetet."

Ob ich gleich den Sprecher mit immer mehr Apathie anschaute, fuhr er nichtsdestoweniger in seinem unerträglichen Peroriren fort.

„Sie wissen, Herr Abt! die kleine Welt, auch die große, hängt mehr am Aeußeren und will Form; deßhalb wiegt man die Religion nicht eben nach ihrem intensiven Tugendwerthe, wohl aber nach der äußeren Haltung ihrer Lobredner. Hieraus mögen Sie sich den Unterschied erklären, der zwischen Christus, den Aposteln und den Priestern seit Constantin obwaltet. Anfangs empfahlen sich die Priester durch ihre Tugenden und brauchten der theatralischen Kleidung nicht, um sich Ansehen zu geben; mit heiligen Banden waren sie an die Völkerfamilie angeknüpft; man pries sie als Väter, Ehegatten und Bürger; sie standen ihren Familien vor und hielten ihre Kinder im Gehorsam, wie es Paulus befahl, und erfüllten alle sociale Pflichten."

„Wenn sich aber ein Theil der Millionen von den Uebrigen getrennt, um der Gesammtmasse ein Vorbild zu seyn, müssen Sie nicht selbst, Sie Ankläger, den Beweggründen eines solchen sich selbst opfernden Verfahrens beipflichten? Bedingen solche Opfer nicht eine Seligkeit?"

„Eine traurige Seligkeit, ein trauriges Märtyrerthum (Sie nennen's so), was man mit dem Golde des Despotismus erkauft! Was halten Sie von denen, die ihre Kraft, statt aus dem Gottesworte, aus gefüllten Börsen schöpfen? Was halten Sie von den Goldesbestochenen, die je nach der Reihe die Vornehmen der Erde wiederum bestechen; von solchen, die als Menschen das Vorbild ihres Gleichen seyn sollten, jetzt, von unersättlicher Herrschbegierde gestachelt, anmaßlich herumposaunen, sie hätten den Menschen abgestreift? — Als schamlose Betrüger sagen sie zum Volke: Der Mensch in mir ist kein Mensch mehr. Horcht auf, ihr Kleinen! wir sind die Zungen des allmächtigen Gottes. Wir sind seine Werkzeuge; uns hat er dazu gewählt, damit wir das, was er am Anfange der Schöpfung als gut gefunden, umänderten. Wir Bischof von Rom und römischer Priesterchor haben's ihm gezeigt, daß der Befehl an unsere Vorfahren, zu wachsen und sich zu vermehren, ein Irrthum. Horcht auf, wir

sind unfehlbar; der heilige Geist spricht aus uns. Horcht auf, der Priester-Mensch will nichts von Kindern wissen, er darf nicht (es wäre Verbrechen) eine Gattin, eine gesetzliche Gattin in seine Arme drücken. Die übrigen Menschen leben in geselligem Verkehre, haben Eltern, Freunde, sind an ihre Umgebung gebunden; der Priester soll mitten in der Welt leben, als ob er nicht da lebte, er soll hierunten schon seyn wie die Engel im Himmel. So sprach jener Abt in seiner Weisheit, die größer war als die Weisheit Gottes; so suchte er die Naturgesetze zu brechen und brach sie dennoch nicht; so versündigte er sich an Gott, weil er seine Menschensatzung mehr gelten ließ, als die biblische Vorschrift, und so griff er aufrührerisch in die Entfaltung menschlicher Verhältnisse hinein."

Ich ließ, um mich zu beschwichtigen, den Mann sprechen. Suchte mir einzureden, was sind seine Worte von Gewicht? Tadler gibt es überall und überall Unzufriedene. Eins, hoffte ich auch noch, müßte er mir zugeben, einen Vorzug der Ehelosen. „Lassen wir das Gesagte auf sich beruhen, die Einwürfe führten ins Weite. Ich will augenblicklich zugeben, es sey so, wie Sie es Satz auf Satz vor mir herzudemonstriren schienen; aber sagen Sie mir, Herr Pfarrer, muß nicht eben, weil unsere sündige Natur unaufhaltsam mit dem

Engel in uns streitet, muß es nicht dem Menschen als ein Verdienst angerechnet werden, wenn er die Stimme seines Fleisches zum Schweigen bringt, die Begierde erstickt, die Leidenschaft tödtet, wenn er es dahin bringt, daß der Geist herrsche, und das Fleisch danieder liege? wiegt ein solcher Sieg — denn es ist der Sieg, errungen auf der Welt zum Eingehen in die himmlischen Wohnungen, — wiegt er nicht alle Schmähungen auf, womit Sie reichhaltig den Clerus überschütten? Die Enthaltsamkeit —"

Der Pfarrer lächelte und unterbrach mich: „Die Enthaltsamkeit — — junger Mann — ich hätte gern Ihre Einfalt geehrt. Sie sind vielleicht noch nicht vor einem unkeuschen Einfalle roth geworden und zwingen mir Ideen auf, die ich lieber für mich behielte. Lassen wir das Kapitel."

„Ich dachte es, daß Sie mir die Antwort schuldig blieben. Es wird einem schwer, die Wahrheit zu sagen, und Gerechtigkeit ist eine längst entwichene Göttin. Doch Sie sind Protestant und wissen daher nichts von den Heiligen, die der Welt abgestorben, die sich jeden Tag gekreuzigt, die der fleischlichen Lust entsagt, weil das Fleisch die Sünde gebiert, die der Welt Verderben. Sie wollen nichts von der Macht des heiligen Geistes wissen, die in den Schwachen mächtig

ist und Wunder wirket in den sterblichen Menschenkindern. Sie möchten es nicht gern zugeben, daß die Priester vor Allen die Reinen, Lichtwesen in Banden, aber geistfrei im engen Körperthurme — — Freilich, so weit geht Ihr Sinnen nicht — Herr Pfarrer, ich spreche im Allgemeinen, es sind Viele in der Materie befangen." So sprach ich, halb außer Athem, weil ich mich ob der Wendung, der glücklichen Wendung freute, sprach ich es. Aber was antwortete mir mein Gegner? —

„Ich überschütte, sagen Sie, den Clerus mit Vorwürfen, und mit Unbill, und meine Behauptung, der Priester sey mit sich, mit seinem Amte im Widerspruch, seyen die Worte eines Mannes, der eine Klasse Menschen bekämpft, weil er ihr nicht angehört, weil er sich nicht unter ihren Glauben gefangen gibt, weil er nicht mit ihnen lateinische Gebete hersagt oder jeden Morgen den gekreuzigten Christus aufzehrt — Sie irren! — Ich will Sie von nichts überreden, wovon Sie sich nicht selbst überzeugen könnten. Blicken Sie ein Bißchen um sich; schauen Sie Ihre Priesterkaste an. Fällt Ihnen der Unsinn ihres Thuns und Lassens nicht in die Augen? Sie verbieten, was erlaubt ist, und thun, was verboten. Sie überschreiten jeden Augenblick ihre luftigen Gesetze christlicher

Vollkommenheit. Sie verweigern sich ein Sacrament, welches sie Andern ertheilen; sie üben die Rechte eines solchen Sacramentes und werden nicht einmal schamroth; sie verwerfen als ungesetzliche, verbrecherische Verbindungen diejenigen, welche sie nicht eingesegnet, und gehen verbrecherische ein. Um ihre tolle Hitze, um ihre Unthaten zu verhehlen, verkehren und verhehlen sie, was die Verkehrtesten in Achtung halten. Ihre Leidenschaften, sie, statt zu leiten, ersticken wollen, widerstreben dem Zwange und wüthen um so zügelloser; sie überströmen die feindlichen Dämme und zerbrechen dieselben. Die Unglückseligen, wenn sie so weit gekommen, werden nimmer von Liebesanregungen und erlaubten Trieben beseelt, sind aber der Brutalität der ekelhaftesten Leidenschaften und Lüste preisgegeben."

Der Pfarrer war heftig geworden. Noch einmal, den letzten Schild: „Das Fleisch zeugt vom Fleische. Wie ist's anders möglich!" sagte ich.

„Lassen Sie dem Fleische seine Rechte," hob er wieder an, „und lassen Sie dieselben dem Geiste. Wir sind Fleisch und Geist und nicht Eins oder das Andere allein. Wir sind beides zur Ehre Gottes. Wenn Sie des Einen Recht unterdrücken, werden Sie an dem des Andern schuldig. Die Natur rächt sich früher oder später.

Wir haben Beispiele hiervon. Die juridischen Annalen enthalten mehr als ein famöses Historchen der angepriesenen Enthaltsamkeit — Züge, die man aus der Geschichte der Menschheit auslöschen sollte, weil es eine Schmähschrift auf vernünftige Wesen. Ich erzähle hiervon nichts. Die todten Wände um uns müßten erschrecken. Ich möchte die Luft, die wir einathmen, nicht verunreinigen. Ich halte Sie und mich und mein Zimmer mehr werth. Ich sage Ihnen auch nichts von denen, die das Natur-Gesetz in sich zerstöret und Unnatürliches gethan — ihre Zahl ist zahllos — bis sie an Leib und Seele dumm geworden und sich abrutirt hatten."

„Immer keine Beweise — Herr Pfarrer — Bezahlung mit Phrasen; was soll's mit hohler Münze — — —"

„Jene selbst," fuhr er fort, „die sich der Macht des Fleisches und ihrer Werke am meisten schämen, opfern im Versteckten diesem Fleische, mehr als das Gesundheitsgesetz es erlaubt, das Gott ihnen mitgegeben, als er sie auf die Welt gebracht. Weh über euch, ihr modernen Pharisäer, die ihr so unerbittlich die Fleischeslüste verketzert, weh über euch! Weh euch Mönchen und euch, ihr heiligen Jungfrauen, mit dem brennenden Leibe, deren ganze Tugend im Siege über das Fleisch

besteht, ihr überschreitet jeden Tag seine heiligsten Gesetze! Schauderhaft sind eure Vergehen. In euren Zellen kämpft ihr des Tags und die Nacht mit den ungestümen Forderungen eures Leibes, der doch auch von Gott kommt; das Marienbild verschlingt ihr mit gierigen Blicken und flammender Inbrunst und meinet, es sey heiliger Eifer. Christum, ihr Jungfrauen der Keuschheit, Christum von Nazareth nehmt ihr in eure Arme und drückt euch auf dem Holze die Lippen wund und verzehrt euch in den ungeregelten Gluthen, die unnatürlich befriedigt werden müssen. Weh euch, ihr seyd in Rebellion gegen euren Schöpfer und seine Schöpfung! Ihr besudelt auf gottlose Weise, was heilig seyn sollte; ihr erniedrigt euch unter das Thier auf dem Felde, und glaubt eurer Würde zuzusetzen. Ihr seyd Verbrecher vor Gott, vor dem ihr an Ansehen gewinnen möchtet; ihr seyd ein Abscheu unter den Menschen, vor denen ihr strahlen solltet wie leuchtende Gestirne durch trübe Nebellande. Weh euch! Gott hat den Geist geschaffen und das Fleisch, und Keines von Beiden verfluchet."

„Deklamation," wollte ich sagen, aber der Laut erstickte schon unter dem Sturme des Herzens.

„Wir sind Menschen, noch einmal, Herr Abt, Sie und ich, und wir bleiben's, bis uns der Herr rufet. Erfüllen wir also unsere Bestimmung;

wir können die Natur nicht umändern, wir sind ihren Gesetzen unterworfen; wir können uns nicht empören gegen dieselben, sie nicht überwältigen, wir sind ihnen an Stärke unterlegen; wir müßten mächtiger seyn als Gott, der sie uns gegeben. Wir sind Menschen, wir Alle, auch Sie unter Ihrem priesterlichen Rocke, Sie haben Fleisch und Blut und sind nicht aus Marmor gehauen; Rom mit seinem geistlichen Senate kann euch nicht zu Bildsäulen umwandeln; ihr werdet ewig im Streite seyn, die Gesetze dieser Curie übertreten, sie nicht erfüllen. Es rinnt heißes Blut in euren Adern; der Schöpfer hat es hineingegossen und mit ihm glimmende Funken, denn es soll schöpferische Kraft besitzen. Rom schaffe den Menschen um, reiß' ihm das Herz aus dem Leibe, mach' ihn Gott gleich oder erlaube wenigstens, daß er frei den Forderungen seiner Natur huldige. Der Priestercölibat ist etwas Unmenschliches und dreifach gebrandmarkt von der Religion, von der Wahrheit und von der Natur."

„Ja, wir sind Menschen, drum Ihre Worte Menschenworte; weß Glaubens werth? Anders sprechen Menschen, anders der heilige Geist — der römische Stuhl — —"

„Erinnern Sie sich denn nimmer daran, wie dieser heilige Geist aus dem Papstesstuhl in Wider-

spruch mit demjenigen aus der heiligen Schrift? Erinnern Sie sich nicht, wie es in dem ersten Brief an den Timotheum heißt, Kapitel. IV.? „In den letzten Zeiten werden Etliche vom Glauben abtreten und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel, durch die, so in Gleißnerei Lügenredner sind und Brandmale haben in ihrem Gewissen und verbieten, ehelich zu werden, zu meiden die Speise, die Gott geschaffen, zu nehmen mit Danksagung u. s. w.“ Sie sehen, Herr Abt —"

„Uebersetzung des abtrünnigen Luther — —"

„Daß diese Papstessatzung eine Teufelslehre, mein Lieber, steht in der griechischen Originalschrift und in Ihrer lateinischen Vulgata," bemerkte der Pfarrer; „Sie wissen's so gut als ich."

„Mein Gott, warum denn mit Gewalt mir den Krieg machen? Ehren Sie doch eines Jeden Glauben, Denken, Empfinden!"

„Bewirken meine Worte Unehre?" bemerkte Herr R. gelassen; „Habe ich mich zu unschicklichen Persönlichkeiten herabgelassen? War unsere Unterhaltung nicht etwas Allgemeines, wofür Sie nichts können, wogegen Sie sich nicht einmal auflehnen können? — Verstehen Sie mich doch recht, halten Sie mir meine Rede zu gut; ich hab' es nicht gewollt, Herr Abt, Sie haben mich sprechen machen."

O, ich hätte dich wohl widerlegen können, wollte ich denken, wäre ich nur deinem Ideengange gefolgt, hätte ich nur deine Gedanken gewogen, um sie nach ihrem Gehalte zu würdigen. Aber beim Himmel! ich konnte nicht, vermochte nicht mehr, den Willen zum Diener, noch weniger ihn zur That zu machen. Das Brausen der hundertfältigen Flamme, die in meinem Innersten auflodert, ließ mich zu keinem Sinnen, zu keinem klaren Empfinden mehr kommen. Ein Schiffbrüchiger stand ich da, den der Sturm auf ein scharfes Riff geworfen, und der — vor, neben und hinter sich den Tod — nur mit dem Entschlusse eifert, wo ihm am mildesten, sichersten sich in die Arme werfen. „Herr — rief ich in meiner Ohnmacht, Nichts dem Manne mehr als meine sündhafte und doch unauslöschliche Liebe zu seiner eigenen Gattin entgegenhalten können und dieß nicht zu dürfen — Herr! lassen Sie es genug seyn, genug mit dem Verrath an mir selbst, und machen Sie mich nicht auch noch zum Verräther an diesem Kleide, das ich trage, an meiner Kirche, meinem Eide, meiner Pflicht! — Elend, wo Sie mich anschauen, flehe ich Sie, lassen Sie es genug seyn damit! — Ein Opfer, kein zweites mehr! — Haben Sie Mitleid. Erbarmen!" —

Der Pfarrer stutzte, fuhr auf — reichte mir

aber die Hand dann: „Zürnen wir uns nicht! Denken Sie, ich hätte nichts gesagt, oder denken Sie davon, was Sie wollen. Böse Absichten können Sie mir in keinem Falle zumuthen. Kränken, oder was sonst, wollte ich Sie nicht. Doch wer eine Ueberzeugung, hat nicht nöthig, sie zu verhehlen, wenn Umstände ihn zum Sprechen bringen. Ich sehe wohl ein, ich bin weiter gekommen, und doch nicht so weit, als ich gewollt, denn mein Plan ist noch nicht erfüllt. Ich weiß nicht, ob Sie eingesehen, daß die Frau in einem Pfarrhause kein überflüssiger Zierrath, aber nothwendig und ein Theil des Mannes. Ich könnte Ihnen noch von dem Segenswirkungskreise der Gattin in der häuslichen Umgebung reden und die Verlassenheit und das Mangelhafte schildern, wo dem Weibe der Zutritt versagt. — Aber, weil ich weiß, daß Ihnen meine Demonstration nicht angenehm, will ich schweigen; will auch alle geschichtliche Kunden, die meine Verehelichungspläne unterstützen, außer Acht lassen. Es stiftete vielleicht doch nicht viel Gutes. Warum sollte ich Zwietracht in ein Leben bringen, das aller Ruhe bedarf und sich seines Glaubens befriedigen muß? Statt Sie anzuklagen, will ich Bedauern mit Ihnen haben. Mitleid ist ein menschliches Gefühl, das an Liebe gränzt. Halten Sie die Zwillings-

schwester dieser schönen Empfindung an der einen Hand, ich will ihre andere nehmen. Bleiben wir im löblichen Vereine."

Der Mann meinte es nicht böse; er blickte mir gutmüthig in die Augen. Es war Redlichkeit in dem Ton seiner Stimme. Ich drückte ihm unwillkürlich die dargebotene Rechte und war mehr als ausgesöhnt, obschon die Haare mir zu Berge stiegen. „Was soll ich thun?" flehete ich mit weinender Stimme, ohne eigentlich zu wissen, daß ich Etwas sagte. „Sie haben Mitleid, — o wie sehr nur bedarf ich es! — Aber gegeben mir die Hand, halten Sie sie auch, halten Sie fest, wenn ich den Sprung wage, der zum Leben wie zum Tode, zum ewigen, gleich sicher führt." N. sah mir scharf ins Auge; ich zitterte; er mußte lesen, was Furchtbares in mir vorging, welch' schreckliche Entschlüsse, und auf welchem Boden sie in meinem Innersten reiften, denn nach einer kleinen Weile fiel er bedeutsam ein:

„Zum Schluß will ich nur noch Eins sagen; es ist eine Ermahnung nur, weiter nichts. Was Paulus an seinen Timotheum wünschet, sey auch an Sie ein Herzenswunsch. „Sey ein Vorbild der Gläubigen in dem Worte, in dem Wandel, in der Liebe, in dem Geiste, in dem Glauben, in der Keuschheit."

Ich entsann mich der Bibelstelle. Sie traf mich wunderbar; sie wunderbar und zu rechter Zeit in Herz und Geist. Ohne sie, Herr Schmidt! wer weiß, was ich damals gethan, gleich? — Sicher, was nicht gut, was mich und Magdalenen nur noch unglücklicher gemacht. Leidenschaft soll ihn gebären, aber nicht ausführen jeden Entschluß. Die Gewalt der Nothwendigkeit löschte der Spruch nicht aus, aber er gesellte dazu auch die Besonnenheit, das Unmögliche wohl zu wünschen, doch nicht zu erstreben, die Pflicht des Beharrens. Ich ward wach. Der Brief in meiner Tasche, den ich eben so große Lust hatte, wieder zu vernichten, um vom Pfarrer schnurstracks zurückzufordern, was er mir geraubt, er fing an zu brennen, oder wäre es mein Gewissen gewesen, das brannte? Nein meine Pulse regten sich ungewöhnlich, ich war über mein Schreiben froh und schaute dem Augenblick entgegen, wo ich es Magdalenen unbemerkt in die Hände spielen könnte. Ich fühlte das Bedürfniß der Zeit und ein Ruf, daß, was Gott will, geschieht, der Mensch ihm nicht vorgreifen dürfe, klang mir durch die Seele, in großen Momenten das Wohl des Alls stets aus dem Grabe des Einzelnen entsproßt. Ich schwieg, nur an diesen Gedanken noch mein Vertrauen heftend.

Herr N. war längst mit Rauchen fertig; mir

war's nicht möglich geworden, meine Pfeife brennend zu erhalten. Als wir eben noch hin- und herredeten, meldete das Stubenmädchen, der Thee stehe bereit. Die Einladung kam sehr erwünscht. — Ich konnte mein Vorhaben ausführen und — mein Gottgeloben, mein Hoffen.

Magdalena empfing uns. Sie war überaus heiter und gesprächig; ich hatte sie nie noch also gesehen; in ihrem Benehmen gegen mich lag etwas Ironie; witzige Aeußerungen, aus denen man Hunderterlei hätte machen können, wechselten mit Laune und Schalkhaftigkeit. Es erschien mir die Frau unter einem neuen Lichte, so ganz aus der Gesellschaft freien, lebendigen, gewandten Tones. Ihr bleiches Gesichtchen durchströmte je zuweilen ein mattes Roth, als ob eine innere Freude sich nach außen hätte abspiegeln wollen. Dann hielt sie wiederum inne, schaute mich überrascht und verwundert an und schien sich länger in Gedanken zu verlieren. Sie mußte sich Manches fragen, über dieß und das nachsinnen, hier und dort Aufschlüße suchen. Mein Aussehen mochte ihr Stoff genug dazu bieten. Ich muß wunderlich ausgesehen haben, gar sehr der Aufheiterung bedürftig. Dennoch wußte ich nicht warum? worüber? Wenn sie darnach wieder eine schalkhafte Bemerkung gemacht, wo ich nicht verschont worden, blickte sie, um mir ja nicht wehe

zu thun, mich weich an mit jenem Blicke, wie er in eines Jünglings Brust tausend Fibern in Bewegung bringt und das Leben lange unruhig aufrührt. Woher dieses seltsame Betragen? Der Pfarrer schien nichts zu bemerken; bestrich, selig ob seines Triumphs über mich, hart durch die Nase schnaufend, seine länglich zerlegten Brodschnitten mit Butter, schüttete Thee und Milch zusammen, tauchte den fetten Imbiß ein, öffnete einen weiten Mund und brachte genußvoll mit beiden Fingern den saftigen Bissen zwischen die Zähne; zerschmazte dann die Speise und trank mit der völligsten Ruhe den zuckersüßen Inhalt seiner Schale. Ich hatte wenig Appetit; Magdalenens Benehmen hielt meine Aufmerksamkeit in Spannung. Dießmal war ich aus dem Kreise getrieben. Ich weiß nicht wie es kam, aber ich schien ganz unter ihrer Gewalt. Die Frau sprach stets doppelsinnig; ja ihre Worte hatten mannigfache Deutung. Manchmal rieth ich über eine Aeußerung hin und her, um zu erfahren, ob es Ernst oder Spaß, und erkannte, daß sie mir lächelnder Miene eine Schlappe gegeben. Dann wieder sagte sie nichts, aber auf ihrem Gesichte lag ein ganzes Buch, dessen Inhalt in meiner Seele geschrieben. Ich brauchte nicht viel zu sprechen. Die Frau führte die Unterhaltung. Sie berührte mein Amt,

meine Berufspflichten; sprach von dem kümmerlichen Zustande des Alleinlebens; erkundigte sich nach meinen Zerstreuungen, nach meinem geselligen Vergnügen; drängte sich in mein kirchliches wie häusliches Leben; in mein Seelenleben hatte sie längst schon sich hineingedrängt; hierüber brauchte sie keine Aufschlüsse. Dann kam sie, meine Entsagung zu loben, pries mich den Heiligen gleich (immer ironisch), sprach vom unendlichen Opfer meiner Selbstverleugnung, orakelte alles Lob, das im Städtchen über mich herumgetragen würde, und, immer im Ringe kreisend, fragte sie wieder, ob ich so allein nicht mit mir selbst und meiner Lage in Zwiespalt käme; ob sich nicht in meinem Herzen eine Leere fände, die der alte Karl nicht auszufüllen im Stande sey; ob mich nicht manchmal Bräutigamsgedanken beunruhigten — Sie lächeln, Herr Schmidt; aber Sie mögen mir's glauben, bis zu diesen Neckereien kam die Plauderhafte im Fluß ihrer Rede. Es war eine komisch-tragische Scene zwischen uns, das heitere Nachspiel eines ernsten Vorspiels, um die Charaktere des großen Dramas, das da noch bevorstehen sollte, zu vervollständigen, und so den Effekt nur zu verstärken. In der That, Herr Schmidt! so war es, sehe ich es auch jetzt erst ein.

Der Pfarrer schien mit der Munterkeit seiner

Gattin zufrieden und ließ es ungehindert geschehen, daß sie mich zum Besten hatte. Mich quälte mein Vorhaben und mein Brief; immer sah ich noch die Art und Weise nicht, wie er sicher in den Besitz der Frau gebracht werden könnte; aber sie sollte ihn erhalten; seit dem Theegespräche war dieß doppelt unabänderlicher Beschluß. Es sollten sie auch ihre Neckereien und Unhöflichkeiten reuen. Ich fühlte in diesem Augenblicke die Süßigkeit der kleinen Rache, die ich dem losen Weibe aufgespart, und freute mich halb (wir Menschen freuen uns manchmal wie Rasende —) über den Erfolg meines Schreibens, wie darüber, nun vielleicht nach beiden Seiten hin strafend meine Qual zu lohnen. Nach beiden Seiten — sage ich; ja, Herr Schmidt! nach der ernsten Unterhaltung mit dem Protestanten war es mir schon klarer in der Seele geworden; hell, was Ihnen noch dunkel; der Rachestahl, auch der große, der furchtbarste, der seit drei Jahrhunderten geruht, zuckte schon unwiderstehlich in der nervigen Faust.

Wir standen auf: der Pfarrer ging im Zimmer umher, wie ein Mensch, der sich ausgeredet und weiter der Gesellschaft nichts mehr schuldig zu seyn glaubt; ich war unschlüssig, was beginnen. Mein Brief! mein Brief! — Wäre ich mit Magdalenen in besserem Benehmen gestanden, ich

hätte sie um ein Lied gebeten; aber, einen Dienst fordern von der, welche eben mit mir wie mit einem Ball ihr Spiel getrieben, meinen Verdruß in mich zurückdrängen, seyn wollen, was ich nicht war, Veranlassung zu einem Complimente geben — das konnte ich nicht. Hätte sie meinen Brief gehabt, wäre ich längst zum Tempel hinaus gewesen. Der Pfarrer wollte sich auch nicht eine Minute entfernen; er spürte um uns herum wie ein lästiger Wächter, als hätte er etwas von meinem Entschlusse geahnt, und als hätte er ihn hintertreiben wollen. Hundert Muthmaßungen foltern ein unruhiges Gewissen, eine eingebildeter als die andere.

Zufällig erblickte ich auf dem Clavier ein Buch. Es war ein Album mit religiösen Gesängen und niedlichen Stahlstichen. Ich nahm das Buch, trat damit ans Fenster und blätterte. „Ist dieß nicht die büßende Magdalena?" wandte ich mich gegen die Pfarrfrau, die zu mir hertrat. „Welch ein edles Schmerzensgesicht!" Der Pfarrer blieb unbeweglich am Ofen und wärmte seine Hände. Ich drehte mich, daß ich ihm den Rücken kehrte, zog hastig den Brief aus meiner Tasche, legte ihn in das Buch, und statt der Frau Pfarrerin das Heiligenbild zu zeigen, wies ich mit dem Finger auf das Papier, wo sie ihren Namen lesen konnte.

„Das Kupfer ist reinlich gestochen," bemerkte die Frau. „Ich habe viel Würde in diesem Gesichte gefunden, viel Zerknirschung und Resignation." Mit diesen Worten schlug sie das Buch zu und nahm's mit dem Brief in ihre Hände.

Jetzt hatte sie meine Erklärung, ich durfte mich nimmer länger im Hause aufhalten; zweifelsohne mußte sie aus Neugierde mein Geschriebenes sogleich lesen, und ich hätte nicht gern Zeuge der Eindrücke seyn mögen, die er auf ihr rasches Gemüth hervorbringen sollte. Ich stand nicht länger an und beschied mich.

Beide waren freundlich, Herr R. und seine Gattin; diese doch schien mit meinem plötzlichen Abzug unzufrieden. In ihrem Benehmen lag auf einmal viel Sanftes. Ich reichte dem Pfarrer die Hand, die er mir herzlich drückte. Als ich mich bei der Gattin empfahl, sah ich eine zweite kleine Hand, die sich gegen mich herbewegte, und der ich Schicklichkeitshalber die meinige reichte. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie Magdalena, als ob sie sich mit mir hätte aussöhnen wollen, meine Rechte drückte. Ich ließ es geschehen. Meine Hand lag in der fünffingrigen Umarmung, als ob sie verdorrt gewesen. Ich erwiederte den Druck nicht, nicht mit der leisesten Bewegung. Es schien sie dieß zu wundern. Bei

Ansicht meines Briefes, dachte ich, wird ihre Verwunderung größer werden.

Ich kam nach Haus. Karl hatte mir mein Stübchen gewärmt. Er berichtete mir dieß und das. Der gute Alte hatte viel zu erzählen; er konnte nicht fertig werden, wenn es galt, Rühmens meiner zu machen. Natürlich nahm er dabei auch seinen Theil für sich. Ich ließ es gern geschehen. Für mich selber hatte das Gerede wenig Werth. Was galt mir der Dank der Armen, denen ich Holz vor ihre Hütte fahren ließ? ich bedurfte desselben nicht; der Gemeinderath hatte es mir im Ueberflusse zugesagt. Was galt mir das Geld, das ich hier und da alten Frauen spendete? ich bedurfte dessen eben so wenig, denn ich hatte Nahrung und Wein. Was war es, wenn ich etlichen Kindern ihr Lehrgeld bezahlte? ich konnte mit demselben doch keinen Wucher treiben, und meine Verwandten waren gestorben. Was war all diese scheinbare Mildthätigkeit —? Sie kostete mich kein Opfer; ich gab, was ich nicht brauchte, was in meinem Haushalte überflüssig und unnütz. Deßhalb lobte man mich. Wie leichthin doch gibt man das Lob den Menschen, und wie ist es oft ohne alle Bedeutung! War ich überdieß in meinem Amte treu, so konnte es mir eben so wenig als Tugend angerechnet werden. Ich hatte

seit meinen jüngsten Tagen — es war die Morgengabe meiner Mutter, als sie mich zur Welt brachte — ein lebhaftes Gefühl für Pflicht, das in langer Uebung sich beinahe bis zu Pedanterie umgewandelt. Meine Beschäftigungen, die Messe, die Predigt, die Ausübung der Sacramente, das Krankenbesuchen, das Trostspenden, Alles war mir schon zur Gewohnheit geworden. Diese natürliche Nothwendigkeit, die mich zu Allem drängte, und die mir keine Ruhe ließ, in deren Befriedigung ich mich allein wohl befand, hätte man in Wahrheit nicht Tugend nennen sollen. Tugendhandlungen sind nur solche, welche einen Kampf, eine Ueberwältigung unserer geistigen oder körperlichen Trägheit voraussetzen, und über die es der bessere Mensch allmählig erlangt hat. Tugend bedingt Opfer. Sie gründet sich auf Sieg oder Entsagung. Sie sehen, wenn ich nach dem Gesagten tugendhaft, so war ich's nur aus Gewohnheit ohne Anstrengung und hatte nicht im Geringsten Verdienst. Jener Brief, mein Vorsatz in Bezug auf Magdalenen, wäre eher eine Tugend gewesen, hätte sich das Gefühl der Rache, die Absicht, zehn=, hundertfach nach allen Seiten hin geduldete Qual zu vergelten, nicht als Motiv unterlegt, und hätte ich — — — nein weiter.

Konnte es mir zur Ehre angerechnet werden,

daß mir Gott ein weiches Herz gegeben, ich nicht taub gegen die Stimme des Elends war? konnte ich dafür, daß mich Gott als ein uneigennütziges Wesen auf die Welt gesetzt? konnte ich dafür, daß er meine Brust mit thätiger Menschenliebe gefüllt? — Konnte ich dafür, ich frage Sie, Herr Schmidt? — Nein, ganz und gar nichts. Ich war ein Werkzeug in der Weltökonomie des Weltregierers, stand an dem Plätzchen, daß er mir angewiesen, und übte die Pflichten, deren ich mich nicht, ohne meine Persönlichkeit aufzugeben, zu entschlagen vermochte. Dennoch erhielt ich deßwegen übertriebenes Lob, dennoch pries man mich als ein Vorbild und begegnete mir mit Hochachtung, machte ein Wesens von mir, dem der Nimbus meines Amtes noch mehr 'zusetzte, und das ich selbst nicht in seinem Gewichte kannte. Täuschung, Verblendung, ewiges Gewand der Menschheit: man vertraue darauf, und man geht sicher. Vertraue ich auch heute noch darauf, es wird, es muß gelingen. Ein Mensch stürzte die Mauern von Troja: sind die Festen fester, denen ich ewigen Haß, meinen Zorn geschworen, bis sich mein lechzender Durst gelöscht? — Erschrecken Sie nicht, bebe ich gleich selbst zusammen vor dem Gedanken.

Auch heute erzählte mir Karl. Er hatte einigen Hausarmen etwas Geld gebracht, Andern

abgetragene Kleider oder neue, die ich in gewisser Anzahl kaufte, um sie billiger zu bekommen. Er hatte Diesen und Jenen meinen Besuch versprochen. Den Vermögenden in der Gemeinde lieh ich Bücher zur Unterhaltung und Bildung. Andern stand ich mit Rath bei in der Erziehungsweise ihrer Kinder. Weil ich nicht Allen Alles seyn konnte, suchte ich Jedem Etwas zu seyn. Das brachte mir von überall Schönes. Die Vornehmen sahen mich gern um sich; ich forderte nichts und war ihrem Hause von Nutzen; war weder anmaßend noch schleichend, weder meinungsaufdringlich noch willensunterwürfig. Ich horchte und behielt für mich. Böse Zungen suchte ich zu heilen. Nie galt ich zum Träger und Ueberbringer peinlicher Privatzersplitterungen. Je seltener, desto mehr äußerte ich meine Meinung mit Bescheidenheit und rieth an, was im umständlichen Falle zu thun. Bei Tafelgelagen fand ich mich äußerst selten ein. Nach einem und während eines Mahles werden die Gäste freier: man kömmt auf dieß und das, auf diesen und jenen Einfall, auf diese und jene Aeußerung; das Gespräch kann zweideutige Wendung nehmen, die der Geistliche nicht hören soll. Aus angenommenen Einladungen entfernte ich mich zeitig und verwischte nie die Scheide-Linie, die zwischen mir und meinen Glaubensmündeln gezo-

gen war. Die Armen schienen sich nicht im Geringsten wegen meines Verkehres mit den Reichen zu betrüben. In den Armenzimmern war ich nämlich eben so zu Hause; ja hier wurde es mir erst wohl, fand ich mich in meinem eigentlichen Wirkungskreise. Das Volk hat wenig, wenn es keinen Pfarrer hat, der ihm Herz und Geist aufrührt. Es sinkt erstaunlich tief, wenn es sich selbst überlassen dasteht, weil es aus seiner Entblößung keine Kraft schöpfen kann. Ich möchte es einem Menschen vergleichen, der unter Wind und Regen in einem schlammigen Boden herumirrt und immer mehr versumpfet, wenn ihm nicht ein nüchterner Führer die Hand reicht, um ihn auf trockene Stellen und grünen Rasen zu leiten. Die Herzen dieser einfachen Leute sind am eindrucksfähigsten. Da sie schon durch die Gegenwart der Geistlichen empfänglich geworden, öffnen sie willig ihre Brust, lassen die bösen Geister fliehen und gestatten, daß die bessern Engel sich Hütten bauen.

Die Verwalter im Gottesreiche sollten sich die Armenbesuche, diesen Verkehr mit den Geistes- und Vermögensunmündigen im Volke, zur unveräußerlichsten Pflicht machen. Wie vielem Jammer und Elend würde auf diese Weise gesteuert, wie manche Sünde hintertrieben, wie manches Laster wurzeltief ausgetilgt, wie manches Verbrechen in

seiner jüngsten Idee vernichtet! — Ich saß stundenlang in den engen Behausungen und unterhielt mich mit den Leuten; stellte mich mit ihnen auf eine gleiche Stufe, vergaß meine Bücherschränke, meine Gelehrtensprache, ging in ihre Denkweise ein, redete ihre Sprache, suchte den Accent ihres Dialektes mir anzugewöhnen, wollte mich ganz und gar auswischen, um zu seyn wie sie. Da ward ich kleinen Erdensternen gleich und bewegte mich in ihren Bahnen, war nicht größer und nicht kleiner; schien aber noch mehr Luft, mehr Licht zu haben, meinen Kreis mit Ueberlegtheit zu durchkreisen.

Solcher Umgang mit dem Volke, Herr Schmidt, ist mehr werth als Kanzel und Predigt. Das Kirchengehen wird zur Sache der Gewohnheit. Man kömmt, um zu kommen, weil man als Kind gekommen, weil unser Großvater und unsere Großmutter gekommen. Die Predigten — Predigten, geschriebene Abhandlungen — auf dem Lande —!! Ich habe mich noch nie vom Nutzen dieser Sache überzeugen können. Wenn die Predigt etwas Ganzes ist und Einheit hat, so muß ein Theil den andern ergänzen, ihn erklären, ihn füllen, damit sich aus den Gliedern die abgehandelte Idee klar vor dem Zuschauer darlege. Ein Stück Predigt ist etwas Abgerissenes, nur das Fragment der Idee und unverständlich mit Ausschluß der andern. Um die

Predigt ganz zu erfassen, müßte man dem Redegang des Sprechenden von einem Ende zum andern folgen. In einer Gemeinde auf dem Lande thun dieß wenige, vielleicht keine Zuhörer. Die Aufmerksamkeit, die Geistesregsamkeit kann nicht während drei langen Viertelstunden aufrecht gehalten werden. Die intellectuelle Spannung der einfältigen Naturen erschlafft, der Geist verfällt ins Brüten oder geräth auf Abwege und hat längst den Prediger im Stiche gelassen, wenn dieser noch mit Händen und Füßen am vorgenommenen Thema herumzappelt. Am Ende heißt's: Amen! Der Zuhörer geht mit diesem Amen, sonst auch mit nichts; denn, ob ihm ein Gedanke in seine Seele gefallen, ob ein einziger guter Vorsatz in ihm rege geworden, dieß ist eine Frage, an deren Bejahung ich zweifle.

Es ist etwas überaus Schweres, unter Landleuten eine Predigt zu halten, die verstanden werden könne, und die gute Frucht bringe. Der Prediger hat sich meist zu sehr selbst im Auge und weniger die, denen er seine Gabe bringen will. Er opfert seiner Eitelkeit. Er sinnt auf Effekt, stellt Wort und Satz und glaubt durch seinen Stimmendonner oder durch seine Fäustegewalt das zu ergänzen, was die Herzen fordern, und was dem religiösen Leben unentbehrlich ist.

Viele unserer Prediger sind lärmende Deklamatoren, betäubende Schreier, kirchliche Schauspieler oder jämmerliche Geisttödter, die den besten Willen zum Hören und Lernen und Aufmerksamen in dem ersten Anrande lähmen. Ich kenne keine edlere Selbstverleugnung, als die des geistlichen Wortführers. Sein Wort sey einfach, deutlich und Allen zugänglich. Wie ich mir Predigten denke, habe ich noch keine gehört. Sie werden mir einwenden, daß Erfahrung bei dieser Sache am meisten thue; ich weiß es wohl, und Erfahrung gibt nur das Leben. Drum sind auch junge Geistliche kein Gewinn für die Gemeinde, wo sie hin berufen werden. Mit ihren Studien fertig, verlassen sie die Seminarien, bringen ihr Bißchen Bücherwissen mit, brüsten sich mit Kathederarroganz, haben keine Menschenkenntniß, keine Lebenseinsicht und wollen nun auf einmal den Knoten durchhauen, den sie langsam, bedächtig und mit Gelassenheit auflösen sollten.

In den Treibhäusern ihrer künftigen Stellung lehrt man sie freilich auch von Allem dem, was sie wissen müssen, meist nur das Ueberflüssige, Unanwendbare, was sie nie im künftigen Leben brauchen. Die praktische Seite ihrer Lehrmaterien rostet. Theorien und müßige Erklärungen verschlingen die Zeit. Man bildet weniger tüchtige

Menschen, als hartnäckige Meinungsfechter und Parteigänger. Man hat Theologen im Auge und nicht künftige Pfarrer. Man bezweckt eher den Unfrieden und den Streit, als die Ruhe und das Glück. Ich frage Sie: Was macht man auf unsern theologischen Akademien und Seminarien? Damit der Mann des Gotteswortes einen Glaubensschatz habe, gibt man ihm die Bibel. Es muß diese durchstöbert werden, in die Geheimnisse des Glaubens zu dringen, nicht weiter. Mit einfältigem Sinne nicht einmal darf der gesunde Menschengeist Etwas auffassen. Mit den Protestanten ist's nicht besser.

Diese Leute der Aufklärung und der Klügelei nehmen bei jeder einzelnen Stelle der Bibel das Scalpirmesser menschlichen Raisonnirens und zerlegen den Buchstaben, um den Geist in seinen Bestandtheilen aufzufassen oder um verborgene Aederchen zu entdecken, in der die Essentia divina verborgen liegen soll. Das Geheimniß aber entgeht dem durchdringendsten Seherauge; der Geist kömmt zu keinem Ende, und daher entsteht der Unglaube und die Glaubensvolubilität unter den abgefallenen Jüngern des gekreuzigten Christus. Das Verstandes-Examen hat zum Resultate, die Dogmen und metaphysischen Ideen, reine Glaubenssachen, wegwerfend gering zu schätzen oder

sie, aller Wege noch, als von Alters her bestehende Formen beizubehalten, um dem geistesschwachen, mit Vorurtheilen geschwängerten Volke kein Aergerniß zu geben, diesem Volke, dem man gerade nicht ungestraft seinen Glauben und seine religiösen Gebräuche rauben dürfte.

Diese Glaubensfreiheit und Glaubensverschiedenheit ist der Krebsschaden in der protestantischen Kirche, wovor Petri Stuhl bewahret worden. Die Parteien reiben sich; es muß eine allgemeine Umwälzung geben, damit sich aus dem Schutt ein neues Gebäude erhebe. Der Herr wird auch in der Zerstörung verherrlicht. Aber die Christen, die Christen, die müssen Einen dauern!

Nehmen Sie's doch, in einer und derselben Kirche manchmal drei Pfarrer, wovon jeder einer verschiedenen religiösen Meinung beipflichtet! Heute am Sonntag predigt der Eifrer, Jesus Christus sey Gott, geoffenbaret im Fleische, das incarnirte Wort, von welchem Johannes lehrt, den Paulus predigt, und nennt alle Andersgläubige Kinder des Satans und verdammt sie recht warm in seiner apostolischen Hitze. Des Sonntags darauf kömmt ein Anderer, und sagt: Jesus von Nazareth sey eines Zimmermanns Sohn, oder er habe einen römischen Soldaten zum Vater. Johannes habe alexandrinische Weisheit mit christlichen Ideen ver-

wickelt; Paulus habe eine eigene Dogmatik gebildet, an die der Religionslehrer und Weise, Jesus, gar nie gedacht; es sey Freiheit, das Geschöpf dem Schöpfer gleich zu stellen, aus dem Menschen einen Gott zu machen; er wisse zu solcher Impietät keinen Namen. Jesus Christus sey ein Mensch gewesen, wie die andern, mit Fleisch und Blut; die Jahrhunderte und religiöser Schwindel hätten aus dem Gekreuzigten gemacht, was er nie habe seyn wollen.

Am dritten Sonntage kommt wiederum Einer, nicht warm und nicht kalt, nicht für und nicht wider, ein Mittelmann, die Conservations=Partei. Dieser gleicht die Meinungen aus, hält's mit Beiden und mit Keinem, weiß nicht, was er will, sucht in der verheerten Gemeinde zurecht zu bringen, was Jene mit beispielloser Unbarmherzigkeit zu Grunde gerichtet. Dieser Mensch hält die Extreme, macht ein andächtiges Gesicht, predigt, er habe ein menschliches Herz, und die Menschen müßten sich lieben, sagt dieß und das und nichts recht klar, und, will je eine rationalistische Idee in ihm auftauchen, so wird dieselbe eben so früh von der religiösen Sentimentalität zurückgedrängt. Die Vernunft muß sich unter den Glauben gefangen geben, das heißt: der Menschengeist muß dasjenige als wahr annehmen, was ihm als wi=

dersinnig vorkömmt, was sich an allen Verstandeselementen verstößt, blos annehmen, weil es in der Bibel steht und allem Zweifel, allen Anfechtungen, aller natürlichen Empörung, allen Gesetzen zuwider dennoch wahrhaftig seyn kann. Sie sehen, ich werde beinahe selbst gottlos, indem ich Ihnen dieß erzähle; aber während dem werden die Herzen der Gemeinde unter diese Drei vertheilt oder so lange von denselben zerrissen, bis sich die Einen zu dem bekehren, die Andern zu dem, und die Dritten glaubenslos aus dem Gotteshause wegbleiben. Rechnen Sie zu diesen noch mystische Kopfhänger, christliche Succurs-Capellen, eingebildete Winkelheilige, seichte Moralredner, eingeschüchterte Scheintheologen und erwägen Sie den Wirrwarr des Glaubens und Hoffens und der Liebe unter den Meinungsschwankenden, sie, eine leitende Heerde, irrenden und verirrten Hütern preisgegeben, und suchen Sie einen Namen zur Bezeichnung des Elends und des Unheils! — Da blick' ich mit Stolz auf unsre Kirche: sie beruht auf dem Princip der Einheit. Sie wird die eine bleiben, es sey denn, daß der Antichrist die Gewalt erlange im kirchlichen Regimente, und daß eine gottlose Philosophie mit ketzerischen geschichtlichen Lügen (die Schamlosen nennen's geschichtlich-kritische Nachforschungen) den bessern und besten

Theil in Jerusalem zu Grunde richte. Wehe dann! aber ich sag' es noch einmal: Gott wird auch unter dem Ruin seiner Tempel verherrlicht.

Freilich, Dorfgemeinden werden vor solchen babylonischen Gräueln bewahrt; doch da ist anderes Ungemach — — — aber ich sagte vorher, daß die der Theologie Beflissenen — und ich spreche hier hauptsächlich von den Protestanten, diesen Stützen des Teufels, wie man sie unserer Seits wohl zu nennen pflegt — daß dieselben statt der in ihrem künftigen Berufe unentbehrlichen Dinge Anderes erlisten und erraffen, was sie bald wieder vergessen, und wovon sie selten oder nie Gebrauch machen.

Von den Predigten habe ich Ihnen wenig und genug gesagt. Sie haben es längst selber eingesehen, daß unter hundert Dorfgeistlichen kaum einer sich findet, der mit der relativen Geistesbildung, mit den etwaigen Lebensbedürfnissen seiner Glaubensmündel verhältnißmäßige Predigten schreibt. Manche sagen sogar, Jahr aus Jahr ein, am Sonntag dasselbe, haben andere Handthierungen und mercantilisches Getreibe, sind Jäger oder Fischer und stellen sich in dieser letzten Hinsicht auf die Linie der Zollbeamten und Matthäi. Kirchliches Amt ist für Manche Nebensache. Es wird einst einem Jeden Rechenschaft gefordert werden

von seinem Thun und Lassen, es sey dieß gut oder bös. Darum mag ein Jeder da zusehen.

Zu den exegetischen Bibelerklärungen des neuen Testamentes kommen theilweise die des alten. Die Studenten müssen hebräisch lernen und während drei bis fünf Jahren sich mit hebräischen Wurzeln herumbeißen. Mancher bricht sich die Zähne, ohne eine einzige weich gekaut zu haben; Andere lassen das Apothekerzeug bei Seite, um sich bei frischern Ingredienzen zu erholen. Studirt hebräisch, die ihr Lust und Freude daran habt; gebt den Andern gute Uebersetzungen in die Hände: ihr werdet so wenigstens das alte Testament in einem Lehrcyklus von einem Ende zum Andern lesen und beleuchten, ohne die Zeit mit grammatikalischen Erklärungen und der Erlernung einer Mumienschrift zu tödten. Es hat noch wenig Pfarrern ihre hebräische Sprachkenntniß was genützt. Möglicher Weise mögen sich Manche mit der Idee dieser Kenntniß geschmeichelt haben; Land- und Stadtgeistlichen ist dieß Wissen von keinem Bedürfniß, und nichts desto weniger müssen die Lehrlinge damit gepeinigt werden.

Die Kirchengeschichte, dieses weite Repertorium der Ereignisse im Christenthume seit seinem Entstehen bis heute, ist ein wesentlicher Theil, dem man in dem Studienverzeichniß eine Hauptstelle

anweisen sollte. Es ist gut, wenn der künftige Geistliche mit dem Entwickelungsgange des Gottesreiches auf Erden vertraut geworden, daß er die Phasen kenne, unter welchen es sich in der Zeit geoffenbaret; daß er die Modifikationen erfahre, welchen es die Zeitbedürfnisse unterzogen; daß er einsehe, was Menschensatzung und was Gotteswort; daß er die Abgefallenen erkenne und ihre Beweggründe zur Rebellion gegen den heiligen Stuhl; daß er ihre Glaubensartikel prüfe und die kirchlichen Synoden; daß er das Wehe fühle, das aus der Zwietracht entspringt. Die Kirchengeschichte ist ein großes Lehrbuch, woraus der junge Geistliche Schätze sammelt für seinen künftigen Beruf. Sie ist die Geschichte der Menschheit, vom religiösen Standpunkte aufgefaßt. Da handelt es sich nicht um bloße Theorien und chimärische Principien; es reiht sich ein Factum an das andere. Der Gottesdienst gibt es zu, daß sich die Massen reiben; aber er wehet durchs Ganze.

Es ist traurig, wie diese wichtige theologische Disciplin an vielen theologischen Facultäten betrieben wird. Statt den Studirenden ein tüchtiges Compendium in die Hand zu geben, um freier Stimme das Weitere zu erklären, setzt sich der Herr Professor auf den Esel des theologischen

Dünkels, compilirt, excerpirt und arrangirt ein Kirchengeschichtenbuch, das er je wöchentlich drei oder fünf Mal seinen Alumnen dictirt und explicirt. Da knacken den Armen die Finger, und Zeit, Geist und Liebe zur Sache geht verloren. Gewöhnlich können die Jungen das Geschreibsel nimmer lesen und schwächen nicht gern die Augen am Unentzifferlichen, und präpariren dann zum landesgesetzlichen Examen das Unentbehrliche, was man, akademischen Gesetzen zufolge, von ihnen erpressen darf. Segen für die Zukunft entspringt keiner aus dem wichtigsten aller Studien.

Die Einleitung in die Bücher alten und neuen Testamentes nimmt auch eine goldene Zeit hinweg. Es ist nicht durchaus unnöthig, daß der Pfarrer hievon wisse; aber nützt's ihm? was hat es je genützt zur Verbreitung des Gottesreiches? was wird es nützen? Bessert's den Geisteshirten oder die Heerde? — Wir glauben's kaum.

Die Dogmengeschichte hat man, meisten Orts, längst an den Nagel gehangen. — Dogmatik an protestantischen Seminarien ist heutigen Tages eine Komödie; da gibt es Betrüger und Betrogene. Aufrichtig meinen's Wenige. Es ist nirgends mehr Wortleere, Verstellung und Hinterhalt. Weil es für den wankenden Protestanten keine unabänderliche Glaubensnorm gibt, bilden sich die Studenten,

ein jeder seinen Himmel und seinen Herrgott, bevölkert den einen mit Engeln oder Teufeln, je nachdem er von außen beeinträchtigt wird, und macht aus dem andern etwas oder nichts, je nachdem er seinem Menschenverstand eine wuchernde oder beschränkte Richtung gegeben. Die Glaubensmeinung ist ein Kind der Zeit und des Lebens. — Laßt die Jünglinge zu Männern werden, ihr Protestanten, macht, daß sie reine Herzen behalten, und schleudert nicht den Wurm des Zweifels in ihre Brust, die offen stehet, wenn ihr von so bedeutungsvollen Interessen redet. Was der junge Geistliche bis zum Amtsantritt zu wissen braucht, schließt sich in eine Zeitweite von drei Monaten und mehr nicht eine einzige Minute.

Da ich schon vom Predigtmachen oder homiletischen Curse gesprochen, will ich nicht darauf zurückkommen. Was man meistens in einem solchen Lehrcurse spricht, ist eben auch eitel und unnütz. Man kann's nicht brauchen in der Wirklichkeit. Umstände müssen den Geistlichen leiten. Er habe einen gesunden Kopf und ein weiches Herz. Er erfasse das Leben und kenne seine Gemeine, und halte dann seine Leichen-, Hochzeits- und Festreden, wie es ihm geziemend däucht. Hier kann keine homiletische Quacksalberei was frommen. Es sind todte Buchstaben. Das lebendige Leben athmet

vor uns in beweglichen Lettern. Es schreibt am besten Gesetze und Bedingungen vor.

Die Kunst der Katechetik ist von mehr Wichtigkeit. In der Katechismuslehre wird der Same in die lockere Herzenserde gestreut, woraus Distel oder Kornähre für's künftige Leben herauswächst. Die Eindrücke, welche wir in diesem ersten Religionsunterricht erhalten, sind unauslöschbar beinahe, so selbst, daß die einst mit eingestreuten Vorurtheile auch festhalten. Es ist etwas Schönes und Heiliges um eine Kindesbrust; sie liegt vor dem Geistlichen wie eine grüne Wiese, wo tausend Blüthenknospen verschlossen sind. — Das Wort Gottes fällt auf die reiche Hoffnung und erwärmt die Keime, damit sich ein Blättchen nach dem andern entfalte. Und von den vielen blüht manches nicht, weil es verdirbt. Wie ehrenvoll ist das Amt des Pfarrers, der wie ein Gärtner in dem Gottesgarten künftiger Erden- und Himmelsseligkeit zu wirken hat! Wie kömmt es auf ihn an, daß Alles gedeihe, daß nichts in seiner Entwickelung gehindert werde! Wie soll seine Sorge emsig seyn, sein Fleiß unermüdlich, seine Wachsamkeit ohne Erschlaffen! Wie muß er nicht stets sich mit der Idee herumtragen: Diese Alle kannst du zu guten, frohen, zufriedenen, glücklichen Menschen machen; diese Alle kannst du zurüsten zu

muthigen Kämpen für die Welt, zu künftigen Erben des Himmels! Wie muß dieser Gedanke nicht thätigen Eifer einflößen, wie muß er nicht aufrecht halten den Arbeiter im Weinberge, wenn die Mittagshitze der Beschwerlichkeiten und des bösen Willens ihn niederdrückt, wie muß ihm nicht das Bewußtseyn des treu geübten Amtes ein hoher Lohn seyn! Aber wie muß auch nicht die Gottesstimme Denjenigen verklagen, der untreu im Amte! Er wird einst verworfen werden, weil seine Thaten gegen ihn zeugen und die Gerechtigkeit nicht verzeihen kann.

Viele Geistliche kennen den Einfluß der Katechese auf die Kinder; nur wissen sie nicht mit dem Vorhaben sich abzufinden. Ihr Verfahren ist unzweckmäßig, weil sie auf den Lehrbänken die richtige Anleitung nicht erhalten. Sie fahren hin und her und irren und schwirren. Sie haben die Kunst des Katechisirens nicht erlernt. Am Ende wissen sie selbst nicht, was sie wollen. Die Katechumenen werden gerüttelt und geschüttelt; es wird gesäet, gemähet und verdrehet, dieß und jenes eingetrichtert. Die Meisten bekommen Ekel am Unterrichte, bei dem sie sich mit Vorliebe einfinden sollten. Aus der unrichtigen Behandlungsart der Jugend entsteht eine beklagenswerthe Gleichgültigkeit gegen Religionssachen, die mit den Jahren

zunimmt, bis sie in Indifferentismus ausartet oder mit voller Irreligiosität endet. Es trägt mehr als ein Pfarrer die Schuld, wenn dieser oder jener Bösewicht sein Leben vor der öffentlichen Gerechtigkeit zu vertheidigen hat.

Auf den Universitäten wird die Katechetik vernachläſſigt: ein trauriger und wahrer Umstand. Es macht Einem Erbarmen, wenn man den oder jenen Schwarzrock katechisiren hört. Man muß schon ein guter Christ seyn, um sich vor dem Aerger zu bewahren, und noch ein besserer, und Gott bitten, er möge die Gemeine befreien.

Vor dem fünfundzwanzigsten Jahre sollte man keinem Predigtamts-Candidaten oder jungen Priester die Ehre des Katechisirens erlauben. Je reifer der Mensch, desto besser. Anfänglich sollte dem Kinde die eigentliche Theologie vorgestellt werden. Es muß mit dem Begriffe eines Gottes vertraut werden. Nach der Lehre von Gott kommt die vom Menschen. Der Geistliche schildere denselben als ein für sich bestehendes Wesen in seiner Abhängigkeit von Gott, in seinen Verhältnissen mit der Welt. Hieraus folgt natürlich die Pflichtenlehre mit ihren Verzweigungen. Die Christologie und die Lehre von den letzten Dingen sollte von Männern gelehrt werden, die wenigstens ihr dreißigstes Lebensjahr zurückgelegt. Es ist nichts

weniger räthlich, als den lichten Kindesgeist mit trüben dogmatischen Ideen zu schwängern. Es wanken dieselben wie eben so viel Mißgeburten im innern Leben und beugen das Haupt, statt es aufzurichten, damit es wie eine Krone an den Himmel rage.

Sie werden mir einwenden, Herr Schmidt, daß ich selbst noch keine dreißig Jahre zähle und bereits das Christenthum, in seinen Theilen, meinen Glaubensmündeln vorgelegt, daß ich mich daher an einer Sache vergehe, gegen die ich mich aufzulehnen scheine. Sie haben nicht Unrecht! Was kann aber ich dafür, daß man mich in meinem sechsundzwanzigsten Jahre in eine Gemeine gesetzt? Ist es mir anzurechnen oder der höhern Cultusleitung, die die geistlich-religiösen Interessen des Landes im Auge hält? — — Ist es meine Schuld, wenn der jetzige Stand der Dinge ein fehlerhafter, dem man längst hätte abhelfen, den man längst hätte umändern sollen? Ich bin nur ein Glied in der Maschine, und werde vom Eisenräderwerke mit herumgetrieben. Freilich, vom Pfarramte hab' ich andere Begriffe, als wie man sie gewöhnlich heget. Es ist eine etwas weitläufige Sache, einer ernsten Prüfung werth. Ich will Ihnen nur einige meiner Ideen mittheilen.

Um aus dem, womit man angehende Theologen auf Akademien beschäftigt seyn läßt, einen Schluß zu ziehen, däucht es mich, man habe den eigentlichen Beruf des künftigen Pfarrers aus dem Gesichte verloren. Ein Geistlicher, meint man, müsse ein Gelehrter seyn, und irrt sich hiermit. In seinem Amte braucht er unter tausend Fällen nicht ein einziges Mal der Gelehrsamkeit. Fingen doch die Professoren damit an, aus dem jungen Ankömmlinge auf der Universität erst einen Menschen zu machen. Freilich, da müßten Viele mit sich selbst anfangen. Es ist nicht Alles Mensch, was menschliche Form hat. Zwar kann man aus einem Andern machen, was man gerade nicht selbst ist, eben weil man weiß, was man seyn sollte, und kein Betrug sich leichter verzeiht, als der Selbstbetrug. Ist der Studirende zum Menschen geworden, so bringe man ihm bei, was im kommenden Falle nothwendig ist. Da braucht es all der theologischen Weisheit nicht, welche man während drei Jahren und länger an die Lehrlinge vergeudet; da braucht es eines Goldschatzes und nicht vielerlei buntgeprägter Münzstücke.

Der Pfarrer soll in einem Dorfe der Anfang und das Ende seyn. Es sollen in ihm, als in dem Sammlungspunkte, die irdischen und geistigen, die weltlichen und himmlischen Interessen

eintreffen, es sollen dieselben veredelt wie Lichtfunken herausstrahlen.

Unter seiner Gemeinde ist der Pfarrer Lehrer und Freund. Er lehrt die Menschen den Gotteswillen kennen. Er zeigt ihnen, wie sie hier unten glücklich werden können, was sie dort oben zu erwarten haben. Diese Lehre bedingt die ganze äußere und innere Lebensrichtung der Gläubigen. Braucht es zur Erreichung dieses Zieles vieler Gelehrsamkeit? Hat Gott nicht jedem Menschen sein Gesetz ins Herz geschrieben, und ist nicht die heilige Schrift einfach, weil sie einfachen Menschen bestimmt? einfach, daß man die Gotteslehre selbst eine Thorheit nennen konnte? War sie nicht einfach, wie für Kinder, und muß nicht der Mensch ein Kind werden, damit er sie in seiner Anspruchlosigkeit auffasse? Hierzu bedürfte es der Gelehrsamkeit und langen Studirens? — —

Mit dem Lehramte verbindet der Geistliche dasjenige des väterlichen Freundes. Der Pfarrer soll ohne Haß seyn und ohne Argwohn und ohne Feindschaft; er soll mäßig seyn und nüchtern; er soll unparteiisch seyn und gerecht, kein Ohrenbläser und nicht zweizüngig, kein Parteigänger und nur das Rechte wollen. Er soll die in seiner Gemeine obwaltenden Zwistigkeiten kennen, aber keinen Theil daran nehmen und nach Versöhnung

trachten; er soll von geheimen Umtrieben unterrichtet seyn, aber sich nicht hineinmischen. Er soll jeder Zeit frei stehen. Sein Wort und seine Handlungsweise soll auf keine Weise gefangen liegen. Er soll helfen, trösten, zurechtweisen, versöhnen, bessern, wo und wie er kann. Er soll wie ein Friedensengel durchs aufgeregte Leben hindurch gehen und den Sturm der Gemüther beschwichtigen. Er soll den Haß austilgen und die Zwietracht auflösen, den Zorn besänftigen. Er soll Einen an den Andern binden mit dem Bande der Nachsicht und der Schonung. Er soll es dahin bringen, das man vergessen lerne. Er soll den Geist der Liebe anfachen, hier haben Sie's mit einem Worte; das heilige Feuer läutert die Seele von allen Schlacken. Also wird der Pfarrer als ein guter Hirte erfunden, also als ein Vater geliebt, also als ein Freund geehrt.

Sein Einfluß dehnt sich aus auf Große und Kleine, Reiche und Arme, Alte und Junge. Es ist daher nothwendig, daß er die Bedürfnisse der Einzelnen kenne, ihre Interessen, den Stand derselben, den sie je nach ihrem Vermögen, ihren Talenten und ihrer Erziehung behaupten.

Es komme ihm nicht blos darauf an, äußere Erscheinungen als bloße Phänomene zu beurtheilen; er untersuche dieselben in ihrem Ursprunge. Er

sey ein gediegener Psycholog. Es ist besser, wenn man in die Seele hineinreichen kann, um die Giftpflanze mit der Wurzel auszureißen, als wenn man blos das Kraut abschneidet, das über den Boden herauswächst. Der genannten Ursachen wegen wäre auch Anthropologie ein dringendes Studium, mehr werth, als tiefe Einleitungs-Glossarien, die wie fruchtlose Halme ums Gotteswort herumwuchern.

Das Freundesverhältniß des Pfarrers kann sich auf die mannigfachste Weise offenbaren. Er ist ein Berather in Wort und That. Hier wiederum kommen mannigfache Interessen in Bewegung. Die Landbebauer aller Gegenden haben angestammte Vorurtheile, von denen sie sich mit Mühe oder sehr spät losmachen. Sie bauen ihre Felder und Gärten, wie man's vor Alters gethan, sie warten des Viehes, wie ihre Väter; aber sie gewähren nicht leicht einer Neuerung Eingang, ob sie gleich zwecklich, vielleicht, weil sie nicht mit dem Umfange derselben vertraut, vielleicht, weil sie an ihrem materiellen Nutzen zweifeln. Es geht immer den alten Schlendrian. Das Feld, das dreifach geben könnte, gibt die alte spärliche Erndte; die Mühe, die dreifach erleichtert werden könnte, bleibt die alte; die Zeit, die dreifach gewonnen werden könnte, geht verloren. Man will des Neuen nicht.

Es wäre daher gut, wenn der Pfarrer in Ruralwissenschaften mannigfach unterrichtet wäre, wenn er die Landökonomie in ihren Verzweigungen studirt hätte, wenn er selbst ein empfehlenswerther Agronom wäre. Die Erfahrung lehrt, wie der Ackerbau vereinfacht und der Bodenschatz vermehrt werden kann, wie der Gartenbau veredelt, wie die Viehzucht eine besondere Richtung erhalten, von der Biene bis zum Pferd, — wie Alles eigenthümliche Wartung fordert zur Erlangung der bessern Resultate. Warum sind junge Geistliche mit allen diesen Wissenschaften also unbekannt, daß sie einen Kartoffelacker mit einem Hanfstücke verwechseln, und die Ziege nicht vom Schafe unterscheiden? Warum macht man sie nicht mit den Interessen der Leute bekannt, mit denen sie früh oder spät in die genaueste Berührung kommen, denen sie in jedem Lebensumstande eine Quelle der Erfahrung und Belehrung seyn könnten? — Wer erklärt mir diesen Widerspruch?

Es gibt Dörfchen, die liegen im Lande herum einsam und zerstreut, als ob sie der Welt nicht angehörten. Ohne viele Bedürfnisse ermangeln die anspruchlosen Bewohner derselben manchmal nothwendiger Hülfe. Krankheitsfälle und sonstiges Unglück benöthigen umständlich einen Arzt; die Hülfe des Augenblicks läßt keinen Verzug zu;

der Arzt wohnt im Städtchen, auf einige Meilen Entfernung, er kann nicht jeden Tag kommen und kommt selten; er ist vielleicht im Augenblicke der Noth selbst nicht zu haben. Die Zeit verrinnt, die Gefahr nimmt zu, das Uebel wächst mit jeder Minute, kein Mensch kann rathen, helfen. Der Unglückliche stemmt sich vergebens gegen den Schmerz, fleht vergebens um Linderung; seine Krankheit, seine Wunden verschlimmern sich, brechen das Leben vielleicht, und er stirbt, wenn er nicht durch einen unwissenden Dorfbarbier verkrüppelt, weil ihm die Hülfe gefehlt, der er ängstlich und unter banger Erwartung entgegengeharrt hatte. Wie gut wäre es daher, wenn jeder Geistliche hinlängliche Medicinalkenntnisse besäße, um im vorkommenden Falle als ein Retter bei Handen zu seyn! Wie gut, wenn er zur Zeit die Anatomie studirt und die Therapeutik hätte erlernen können, wenn er mit den erforderlichen Chirurgiecalwissenschaften befreundet wäre! Wie gut, wenn er es in der Pharmaceutik so weit gebracht, um mit Gewißheit aus seiner Hausapotheke das wirkende Heilmittel zu holen, den lindernden Balsam für den leidenden Kranken! Wie wäre er, also ausgerüstet, ein Segensmann vielseitiger Wirkung! Und — von dem Allem weiß er gewöhnlich nichts, bringt nur

sein theologisches Wissen, das manchmal nicht vom Leibes- und Lebens- und Geistestode erretten kann.

Glauben Sie nicht, mein lieber Herr Schmidt, daß ich zu viel fordere, und glauben Sie auch nicht, daß ich mit meinen Forderungen dem Manne vom Fach in den Weg trete; ich habe immer die Dorfgemeine im Sinne und die Vermögenslosen. Es fällt dem Armen schwer, einen Doktor zu bezahlen, und der Doktor wird des Helfens müde, wenn er keinen pecuniären Erfolg seiner Mühe sieht. Der Pfarrer müßte natürlicher Weise die Stelle jenes nur dann vertreten, wenn es Umstände unausweichbar erforderten. Es dürfte ihm kein Erwerbszweig werden. Er fände sich unter anderen Bedingungen als der Arzt, dem das Gesundmachen und Gliedereinrichten eine Ertragsfunction seyn muß.

Die Forderungen an den Geistlichen sind keineswegs übertrieben. Man lasse den zeittödtenden, nutzlosen gelehrten Quark bei Seite und fülle die gewonnene Zeit mit solchen Studien, die doch wenigstens Zinsen tragen, und aus denen der Menschheit Nutzen zuströmt. Es ist gerade nicht unabänderlich nothwendig, daß ein junger Mann in drei Jahren den Weg im Cyklus seiner Studien zurückgelegt. Er nehme fünf hiezu, und er wird immer noch nicht zu alt seyn, wenn er in einer

Christengemeine seine Anstellung erhält, der er eine Quelle des Segens und des Glückes werden kann.

Ach! und von Allem dem weiß er nichts. Mit der Naturgeschichte selbst ist er völlig unbekannt oder kennt dieselbe nur oberflächlich. Welche Belehrungen könnte er nicht in seiner Umgebung verbreiten, wenn er aus dieser Urne, die Gott füllt, je nur Tropfen in die Herzen seiner Zuhörer träufeln ließe! — Warum wissen junge Geistliche so wenig von Physikotheologie, da doch alle Welt weiß, daß die Natur eine heilige Hieroglyphenschrift, in der sich Gott in seiner Größe und Allmacht und Weisheit geoffenbart? Warum muß er denn draußen täglich durch den Weltentempel hindurchwallen, wie ein Uneingeweihter, der im Himmel eine Wolkendecke und im Erdenschmucke eine alte Gewohnheit erblickt? Warum ist denn für ihn der Grashalm kein Loblied, das den Herrn preiset, und um den schirmende Geister ihren unsichtbaren Reigen tanzen, warum denn nicht, o Herr Schmidt! warum denn nicht? — —

Sagen Sie mir, wie ist Ihnen der Geistliche erschienen, wie ich ihn mir denke, wie ich ihn so eben geschildert habe, wie Sie ihn nach diesen summarischen Andeutungen sich vorstellen werden? — Freilich, es wäre hierüber Manches zu sagen, was ich nicht sagte. Ich warf nur Ideen hin,

unregelmäßig, wie sie mir gerade beifielen; denn ich weiß es, Sie sind nachsichtig, und meine Aeußerungen sollen nicht gedruckt werden.

Aber wo bin ich hingekommen, Herr Schmidt! Verzeihen sie dem unüberlegten Plauderer. Aber nothwendig war's doch. Jetzt kennen Sie mich, Herr Schmidt! kennen mich als Mensch und Diener der Kirche, kennen mein Herz und meinen Kopf. Sie sind ein noch junger Mann, aber einsichtsvoll und verständig: sagen Sie, bin ich bös, strafbar, unwürdig des Kleids, das ich trage? — Nein —!? — Nun so wird Gott auch das Eine verzeihen, um weß willen ich es jetzt wage, Gefahren und Strafen riesengroß zu trotzen, und vor der Welt selbst die Schuld eines Verrathes auf mich zu laden, dem Freund und Feind vielleicht kein Maaß mehr leiht; und er wird es, wird es um so gewisser, ich flehe es von ihm, als er mir die Kraft versagt, einer Nöthigung zu entrinnen, welche tief im Herzen nagt, und der nicht zu folgen noch gewisseren Tod mir bringt, weil es ein Gefühl ersterben hieße, an dem — und wär's Vergeltung, strafender Zorn blos — nach langer Prüfung fort und fort mein Leben hängt. Herr Schmidt! wer mich gestürzt, gequält so viele Jahre, mein Aug' hat sie gesehen die Blößen; wo er verwundbar, fallen muß er, dorthin,

tief ins Herz bohrt diese Hand ihm scharfen Stahl, und dann — richte der, der das Aug' mir gab, den Stahl mir lieh. Heiß wird der Kampf, doch ich kann ihm nicht mehr weichen. Es muß geschehen. Ein schnödes Herz, das ohne That verblutet! — Ich erzählte Ihnen von meinem Diener Karl, der mich bei meiner Heimkunft mit mancherlei Nachrichten empfing. Unter den Neuigkeiten war auch eine besondere, die mich mehr als je beschäftigte. Ein Fabrikarbeiter gab seinen Nachbarsleuten Aergerniß, indem er mit einer Frau lebte, mit der er sich weder civil noch kirchlich verbunden hatte. Die Sache kam mir erwünscht. Ich entließ meinen Alten und dachte über eine Rede nach, die ich am Sonntage darauf über die Heiligkeit der ehelichen Verbindung halten wollte. Es war eine Umstandssache, die nicht ohne Erfolg seyn konnte. Für Dinge, die Gott will, überzeugte mich schon diese Kleinigkeit, bringt er auch immer die beste Gelegenheit und Zeit. Also nur Geduld. Was seyn soll, wird, wenn wir es fest, mit Ausdauer verfolgen.

Der Sonntag kam; ich bestieg die Kanzel und bemerkte nicht ohne Zufriedenheit, daß auch meine Delinquenten, denen man sonst nichts Ehrenrühriges nachredete, und die fleißig den Gottesdienst besuchten, sich in der Kirche eingefunden hatten.

Nachdem ich meinen Zuhörern gezeigt, wie die Ehe von Gott eingesetzt sey zu Erhaltung der menschlichen Gesellschaft, nachdem ich das schöne Verhältniß mit seinen blühendsten Farben geschildert, kam ich auf die Nothwendigkeit, daß die ehelichen Verbindungen durch den obwaltenden Magistrat und unter kirchlicher Einsegnung geschehen müssen. Hier will ich Ihnen eine Stelle aus meiner Predigt wiederholen. Sie mögen auf das Andere schließen.

„Die eheliche Verbindung ist demnach ein nothwendiges Bündniß, welches Gott unter den Menschen knüpfet. Es ziehet die Leiber an einander und versiegelt den Bund der Herzen. Weil es dem also, gibt es Menschen, die glauben, es sey genug hiermit; man brauche, um als Mann und Frau zu leben, nicht der Genehmigung der öffentlichen Gerichtsverwaltung, man brauche des kirchlichen Segens nicht. Die Gottesfügung, welche die Menschen zusammenführt, reiche für sich schon hin und mache alles Andere zu einer übersehbaren Ueberflüssigkeit. Dieser Rechnung zufolge leben sie ohne Weiteres zusammen und üben über einander dieselben Rechte und Freiheiten, wie Jene, die hiezu durch die Stimme des Gesetzes befugt.

„Aus solchem Benehmen entspringt viel Unordnung. Die willkürliche Gesetzesüberschreitung

bringt bittere Früchte. Stellt's euch einen Augenblick vor, daß es zur Gewohnheit werde, sich willkürlich mit der oder jener Frau zu verbinden und dieselbe willkürlich wieder, blos weil man ihrer überdrüssig geworden, in die weite Welt zu schicken. Stieße diese Handlungsweise nicht die geselligen Verhältnisse um, versänke die Gesellschaft nicht allmählig in einem Schlamme häßlicher Laster? müßte nicht aller Friede, alles Glück entfliehen? verlöre das weibliche Geschlecht nicht seine Würde? wäre es nicht bis ins Unglaubliche erniedrigt, ein Gegenstand der Beschimpfung und der Gemeinheit? Wo fände man die Schamhaftigkeit, die Zucht und die Treue, diese drei schönen Blumen in dem weiblichen Gemüthe? Wo wäre Friede, Eintracht und Glück? Liebte man ein Frauenzimmer am Ende nicht einem Gefäße gleich, das man nach Laune beschmutzen oder zerbrechen dürfte? — Verfiele die Menschheit nicht in eine Art Barbarei, aus welcher die ehelichen Gesetzesbestimmungen die Menschen gerettet und fern halten? Und dann die aus solchen Verbindungen geborenen Kinder — die armen, entblößten Wesen, deren man sich gern wie einer lästigen Zugabe entledigt, die in die Welt geschleudert werden ohne Vater, ohne Mutter, ohne Namen, ohne Ehre, auf die man mit Fingern weist,

als ob ein Fluch auf ihnen läge, sie, die doch gar nichts verschuldet, die nichts dafür können, daß sie da sind, und die einzig und allein die Urheber ihres Lebens anklagen müssen, welche sie ehren und hochachten sollten!"

„Die Liebesbande, welche Vater und Mutter und Kind zusammenknüpfen sollen, waren nicht geschlungen worden, die Herzensstimme der Anhänglichkeit erstickt, und daher kam's, daß bei dem Einen und dem Andern diese Anhänglichkeit in rohe Brutalität ausartete. Auf solche Weise stellt sich der Mensch auf eine Stufe mit dem Thiere. — Der Herr bewahre euch vor einem solchen Verfalle. Füget euch, meine Lieben, in die obwaltende Ordnung; unsere Gesetze sind nicht das Ergebniß menschlicher Laune, sie beruhen auf allgemeiner Nothwendigkeit. Sie haben die Entwickelung der Menschheit auf dem am wenigsten kümmerlichen Wege zum Zwecke. Seyd der Obrigkeit unterthan; denn es ist keine Obrigkeit ohne Gott. Ihr Eheleute aber, liebt euch unter einander und vergeßt nicht, daß ihr Glieder seyd eines Körpers, dessen Haupt ist Christus."

Meine Rede hatte guten Erfolg: der Arbeiter ließ sich auf dem Rathhause und kirchlich verehelichen und erkannte seine Kinder als die seinen. So hatte ich wieder eine Freude in meinem Amte.

Die Beschäftigungen mit meinen Katechumenen ließen mir wenig Zeit, an Magdalenen zu denken und an den Erfolg meines Briefes. Schon wären vierzehn Tage herumgegangen; ich hatte seither nichts erfahren und kam auf die Vermuthung, sie müsse die Rechtlichkeit meiner Gründe eingesehen und ihrem unüberlegten Gefühle Abbruch gethan haben. Ich war mit der Wendung der Dinge zufrieden und freute mich mit meiner wiederkehrenden Geistesruhe, als ich eines Morgens unerwartet einen Brief erhielt, welchen ich gleich an der Aufschrift erkannte. Magdalena schrieb mir — ich empfing den Brief. Warum habe ich nicht Kraft gehabt, die Sendung ungelesen ins Feuer zu werfen?! Thun sollen hätt' ich's, Herr Schmidt; ich war's im Begriffe; doch als ich dem Feuer nahe kam, erzitterte meine Hand und mein Herz; es war, als ob ich durch die Handlung die Schreiberin entehrte. Das durfte ich nicht; sie war meiner Achtung werth. Hätte mich dieß Briefverbrennen nicht selber verklagt? Wir sind jedoch selten unsere Richter; Gott läßt hier am meisten die Bestechung zu. Ich entfaltete das Schreiben und las:

„Ich weiß nicht, warum ich schreibe; aber ich muß Ihnen schreiben. Seit Tagen trage ich mich mit der Idee herum: „Auf welche Weise soll es

geschehen?" Ich Sie nicht beleidigen, nicht anklagen; ich möchte schonend seyn. Ihr Benehmen hat mich nachsichtig gemacht. Ich will Mitleid haben und Ihnen jenes Weh ersparen, das Sie mich mit herzloser Strenge fühlen ließen. Erlauben Sie mir nun, daß ich frage: Warum meiden Sie unser Haus, warum meiden Sie mich? — Sie haben keine Entschuldigung. Sie wissen besser, wie Ihnen Jedermann das Verhältniß zum Herrn Pfarrer als löblich nachredet, weil es auf Duldung hinweist und auf Verträglichkeit, die sich im äußern Verkehre erprobt und nicht im Geschwätze, wie man es auf der Kanzel herumträgt. Hätte man Sie vielleicht dieses Verhältnisses zu einem protestantischen Geistlichen wegen schon getadelt, wäre Ihnen Nachtheil aus der Bekanntschaft entsprungen, oder hätte die Berührung mit einem Andersgesinnten nicht wohlthuend vielmehr auf Ihr Leben einwirken müssen, indem es den Kreis Ihres Wissens mit mancher tüchtigen Erfahrung bereicherte? Der Herr Pfarrer ist älter und kälter; er hat Manches gesehen, viel gehört — Sie sind noch jung — — aber dieß ist es nicht, ich weiß es wohl; Sie wollen, daß ich mich jetzt selbst verantworte. Hören Sie, ich will anfangen: Johann, Sie sind ein undankbarer Mensch. Was ich sage, ist keine leere Phrase.

Es ist nicht Jedem gegeben, Dieß oder Jenes zu sagen, wie es ihm seine Laune, wie es ihm seine verkehrten Vorschläge eingeben: Ich wiederhole es: Sie sind ein Undankbarer, ich will nicht sagen Herzloser. Zum Lohne für seine Treue treiben Sie mit einem armen Weibe sündige Kurzweil, zum Lohne für seine schrankenlose Anhänglichkeit suchen Sie es mit der gefühllosesten Kälte zu stacheln. Sie sind einem Knaben gleich, der eine farbige Blume mit Wohlgefallen zu beschauen scheint und ihr ein Blättchen nach dem andern aus der Krone zupft. Die Blume muß es geschehen lassen und verdirbt. Machen Sie mit Ihren Gedanken, was Sie wollen, Sie können sie keine Lügner schelten. Fragen Sie dieselben und horchen Sie zu, aber horchen Sie genau zu. Ich möchte kein einziges Wort sagen; Sie müssen Alles durch sich selbst wissen. Mein Leben steht in Ihrer Brust geschrieben. Sie haben selbst den Griffel gespitzt und eine Seite nach der anderen zusammengesetzt. Werfen Sie einen Blick darüber hin. Erst gewannen Sie mein Herz. Ich war keine Alltagscreatur und blieb Ihnen treu. Meinen Verspruch habe ich nicht auf den Lippen getragen, aber im Herzen. Dort hab' ich ihn aufbewahret; es war mein Wille mein Leben. Eins war Dieß, und Dieß Jenes. Da kam die Welt

und übte Rechte über mich und sagte zu meinem Willen: „Sey kein Leben mehr!“ Ich kämpfte, und sie banden mich. Die Thoren! Hören Sie, ich will ein Geschichtchen erzählen: Einen Knaben ärgerte einst eine Wanduhr; er sagte zu ihr: Schlage nimmer! ich will dich nicht schlagen hören — und sie schlug dennoch fort. Da ließ er dichtes Bretterwerk um sie herum machen, wie einen bleiernen Sarg. Jetzt hörte er sie nimmer; aber sie schlug dennoch. Um nimmer zu schlagen, hätte sie abgelaufen seyn, oder aufhören müssen eine Uhr zu seyn, oder der Knabe hätte besser gethan, das ganze Ding zu zerbrechen. Dann wäre es mit dem Schlagen aus gewesen.

„Sie wissen, in der fremden Behausung ist mein Leben nicht umgegossen, mein Vater meint nur, es sei ein Bißchen Elend geworden. Auch habe ich gehört, daß die Uhr jenes Knaben an einem Morgen still gestanden, und daß er sie nimmer habe können zum Schlagen bringen.

„Da lebte ich auf dem Dörfchen mit dem Leben meiner Erinnerungen und meiner Leiden, da kamen Sie. Ich erwachte wie aus einem schweren Traume. Sie waren es wirklich, Sie wie sonst, Sie der Alte. Die Bretterwand brach zusammen, das Blei des Sarges schmolz, die

Wärme zog ins Räderwerk, die Uhr fing wiederum an zu schlagen.

„Wissen Sie jetzt, wie weit ich gekommen? — Was haben Sie gethan, das Sie nicht hätten thun dürfen? Warum stoßen Sie mich zurück, was fordere ich — was wäre Ihrer Würde zuwider?

„Ich will Eins nur! Sie sehen, aus Ihrem Munde hören, daß Sie mich lieben, sonst nichts — nichts — nichts! — Und das Almosen wollen Sie mir nicht geben? Warum nicht? — Wem geschähe hiedurch Einhalt? Ihrer Wirkungsfähigkeit, Ihrem Eifer? — Was würde beeinträchtigt? Ihr Ruf, Ihre Gemeinde? — Gegen wen erhöben sich Vorwürfe? gegen Sie, gegen mich? — Aber lieben denn nicht auch die Engel sich unter einander, und was habe ich Anderes gefordert? Waren meine Wünsche je unrein? Wäre je ein unkeusches Wort aus meinem Munde gegangen? Hätte ein unerlaubter Gedanke mein Leben befleckt? — Nichts, von Allem nichts!

„O, Sie wissen es so gut als ich; aber Sie stoßen mich dennoch zurück und sagen, unser Verhältniß sey unerlaubt, und bemänteln Ihre Gleichgültigkeit und suchen Schrecken, wo keine sind, und meinen es nicht redlich, und hätten es nie, nie thun sollen.

„Sie haben erkannt, wie meine Mädchenliebe

die alte geblieben, und zum Lohne verspotten Sie mich — Johann, Sie sind ein Undankbarer! Schon ist mein Brief fertig. Ich habe Ihnen noch viel schreiben wollen. Es ist aber kein Plätzchen mehr. Zu was auch des Schreibens — besuchen Sie mich, heute, morgen, bald. Ich hatte im Sinne gehabt, Sie anzuklagen; o, ich habe nur geklagt und sonst nichts. Besuchen Sie mich, Johann, lassen Sie mich glücklich mit dem Wahn Ihrer Liebe. Sie können mit Ihrer persönlichen Anwesenheit (und dann sey des Vergangenen keine Erwähnung) Alles am besten widerlegen.

„Der Pfarrer weiß nichts von diesem Briefe und soll nichts davon wissen.

Haben Sie Mitleid mit Ihrer

Magdalena."

Das schrieb sie mir, Herr Schmidt; was sollte ich mit dem Briefe machen? gelesen war er, seine Eindrücke hatte er zurückgelassen. Warum war ich doch nicht einer Glocke gleich, an die man mit Hämmern schlagen kann, die gellende Töne gibt, Töne, nur Töne, die in der Luft verhallen, ohne eine Spur zurückzulassen, weder in der Luft, noch ein Hammermahl am klingenden Erze!

Ich konnte mich nicht gegen des Weibes Schreiben auflehnen; denn sie hatte die Wahrheit gesagt, sie hatte Recht. Ich stand da, mit meinem Briefe

in der Hand, und hatte Unrecht. Ich hatte ja nichts Anderes gewollt, als diese irdische Anbetung. Lag Sünde in diesem Dienste? Hatte diese Idee nur einmal mein Leben entstellt? Hatte sie mich nicht vielmehr zu guten Handlungen angefeuert, mir rühmliche Entschlüsse eingegeben? Und dennoch kämpfte ich und schalt mich einen Sünder oder gab es zu, daß meine unüberlegte Ueberlegung mich also schelten durfte.

Das mag Alles recht seyn, wenden Sie ein; aber Magdalena war nun einmal eines Anderen Gattin, der allein Anspruch auf ihre Liebe haben konnte. Hiezu sage ich: Wer hinderte ihn daran? — Meine Gegenwart? Aber da wäre ihm während fünfjähriger Abwesenheit seine Gattin nicht weniger abgeneigt geblieben. Liebe läßt sich nun einmal nicht befehlen. Sie kennt keine Gebote. Sie ist unwillkürlich, sie kann nicht erzwungen werden. Den Mann konnte sie nicht lieben; dafür war keine Gewalt der Erde, dazu half mein Wegbleiben aus dem Hause nichts.

Sie hatte Recht, ich sah es ein, und doch regte sich in mir eine feindliche Gewalt, doch wollte ich mich noch überreden, daß sie mich nur täusche, daß mich meine Gefühle verblendeten; denn ich hatte nichts desto weniger immer auf sie hingeblickt wie einst mit der alten Innigkeit und

erlangte es nicht, aus meinen Gefühlen eine bloße Lächerlichkeit zu machen.

Elend, meinte ihr Vater, wäre sie seit ihrer Vermählung geworden. Warum sah es der strenge Mann jetzt erst, wo es zu spät war? War er nicht selbst Schuld, daß der Stengel knickte? Heute, als ich den Brief erhielt, suchte ich mir aufs Neue ihre Gestalt vorzustellen. Ich verglich die Gegenwart mit der Vergangenheit, die Gattin mit dem achtzehnjährigen Mädchen. Ich sah sie in der Blüthen- und Knospen-Entfaltung, das junge Leben auf Stirn und Wange, den süßen fleischigten Körper, die üppige Brust, ihre vollen Arme, ihr schöpferisches Feuer im Auge; sie erschien mir in der ganzen Poesie ihrer Jugend, wie ich sie liebte mit allen Kräften meiner Natur. Und jetzt — — Alles abgefallen, Alles welk; keine Blüthen, nur dürre Blätter, hagere Wangen, im Gesichte weißgelbe Marken, wo der Lebensschmerz seine Siegel hingedrückt. Keine Täuschung, nein, so war sie, so, und so liebte ich sie heute wiederum wie einen seligen Geist, der unter Trümmern hauset. Ich mag mich nicht täuschen, aber meine Neigung hatte nie an die Wollust einer bräutlichen Umarmung gedacht, nie und heute weniger als je.

Dazu, sehen Sie, Herr Schmidt, fehlte mir

etwas in meiner Einöde, war ich mir selbst nicht genug. Ich fühlte allzu sehr meine Verlassenheit; mein Leben war nur ein halbes Leben, meine Gedanken flohen, und ich wußte nicht wohin; sie weilten in der Weite; ich kam nicht zum Bewußtseyn meiner selbst; es sagte mir Niemand, daß ich auch lebte, ich war eher einer Pflanze, als einem beweglichen, menschlichen Wesen gleich.

Oft war es mir Bedürfniß, eine Frauenstimme zu hören, sie nur zu hören. Der weibliche Stimmenton klang wie Sonntagsgeläute um mich herum und wiegte mich in wohlige Genügsamkeit. Ich hätte stundenlang zuhören können, und doch waren es manchmal die Stimmen ganz gewöhnlicher Frauen, immer zwar Frauen-Stimmen. Es that mir wohl; es brachte Ruhe in mich; mein innerlicher Zwiespalt legte sich. Ich sah in den Wesen etwas, was mir fehlte, das Gott nicht umsonst geschaffen, mit dem der Mann sich verbinden solle, das ihm eben so nothwendig, als die andern Lebens-Elemente, und ohne welches er herumwuchert, wie eine regellose Pflanze auf trockener Kirchenmauer. Ich hielt die weiblichen Besuche oft länger bei mir; ich horchte den Gesprächigen zu, sah sie schutzbedürftig und schutzfähig, schwächer als der Mann und stärker als der Mann. Dann gingen sie. Mir gebrach es

an Muth; ich sank zusammen. Ich ward traurig und in mich gekehrt. Ich sah ein, daß wir auch zur sinnlichen Freude geschaffen, weil der Schöpfer nicht umsonst die Freude ins Leben gestreut, und ich fühlte einen Widerwillen, eine Lähmung in mir, allein diese Freude zu genießen, von der Sie sich kaum einen Begriff machen.

Des Abends legte ich mich lebenssatt nieder, des Morgens stand ich lebenssatt auf. Um mich herum war Alles öde, Alles leer, Alles todt. Mein Haus war ein Gefängniß, in welchem ich mir wie ein Verurtheilter vorkam, wie ein Solcher, den man aus der menschlichen Gesellschaft herausgezogen, und der nun lange und vergeblich über sein Verbrechen und über die Ursache seiner Verhaftung nachsinnt. Ich that, um mich zu zerstreuen, Dieß und Jenes, ließ es wiederum liegen, und es gelang mir nichts, weil Niemand neben mir stand, um mich seines Beifalls würdig zu halten, um mich mit seinem Lobe aufzumuntern. Ich fragte meine starren Wände, ob sie mich nicht liebten, ob sie denn so ganz und gar unempfindlich? — Ich machte Musik und sang aus dem Herzen, sang immer weicher und weicher und rief der Geliebten, bis mich meine Thränen erstickten. In solchen Augenblicken legte ich mich auf meinen Lehnstuhl und bedeckte mein Antlitz, weinte lange

und heftig. Dieß sah Niemand, hörte Niemand, waren schirmende Momente, die nur die Gegenwart unsichtbarer Genien zu heiligen schien.

Sehen Sie, in den Zeiten des Ergriffenwerdens dachte ich selbst nicht einmal an Magdalenen. Ich dachte nichts mehr, mein Weh war stärker als meine Gedanken, es hielt alle meine Sinne gefangen. Erst nach und nach, wenn ich lange in meinen Gedanken herumgesucht, fand ich das einzige Wesen, und dann hielt ich mich bei ihm auf, umfaßte es in den Träumen meiner Phantasie und hing lange, lange in seiner Umarmung. Wenn ich wieder zu mir selber gekommen, fand ich mich getröstet. Ich war bei ihr gewesen, hatte sie sprechen hören; hatte gefühlt, wie sie meine Wehmuth getheilt, wie sie mit mir traurig gewesen. Sie können sich keinen Begriff von diesen Dingen machen, Herr Schmidt, und daher auch nicht den Zauber einer solchen Entzückung ermessen.

So war es, ich hatte es längst eingesehen. Aber ich war ein Wesen im Widerspruche mit mir selber. Mein Eigensinn, oder nennen Sie's wie Sie wollen, es hielt mich etwas Unbegreifliches gefesselt. Ich nahm mir vor, Magdalenen dennoch nicht zu besuchen, und ich ging auch nicht; rüttelte an der schwankenden Säule meines Le-

bensglücks und hatte nicht eher Ruhe, bis sie einstürzte.

Nach zehn Tagen erhielt ich ein anderes Schreiben. Ich will es Ihnen mittheilen. Sie sollen auch hievon unterrichtet seyn.

„Ich muß Ihnen noch einmal schreiben, nicht, weil ich will, weil ich muß. Ich habe eine Zeit lang dagegen gekämpft und mich gesträubt, und ich weiß selbst nicht, wie es gekommen, daß ich mich an den Tisch gesetzt. Die Feder zittert in meiner Hand, und die Ideen liegen verwirrt in meinem Kopfe; denn in meinem Kopfe ist helle Gluth. Ich sage Ihnen dieß Alles, Sie müssen Alles wissen. Den Trost, Ihnen zu schreiben, dürfen Sie mir nicht rauben; bis dahin seyen Sie nicht unmenschlich, oder ich müßte mich am Ende getäuscht haben, wenn ich in Ihnen nicht mehr als einen gewöhnlichen Menschen vermuthet hätte. Seit zehn Tagen habe ich Sie täglich erwartet von Morgens bis Abends; Sie kamen nicht. Ich zog Erkundigung ein, und erfuhr, daß Sie nicht krank seyen, denn Sie übten die Pflichten Ihres Amtes, Sie kamen dennoch nicht.

„Meinen Brief müssen Sie empfangen, meine Vorstellungen berücksichtigt, meine Gründe erwogen haben. Suchen Sie in meinem Briefe keine Worte. Man muß klar schauen, wenn man klar schreiben

soll. Ich bin mit Blindheit geschlagen und spreche alberne Dinge. Hören Sie einer Wahnsinnigen zu, es soll Sie nicht gereuen. Sie dürfen nach Gutdünken für sich behalten, was Sie wollen, und wegwerfen, was Sie wollen; Sie haben volle Freiheit. Erst mögen Sie wissen, daß ich von der Predigt über die Ehe gehört und auch von den Folgen, die Ihre Rede gehabt. Dann, daß ich die ganze Unterhaltung kenne, die Sie mit dem Herrn Pfarrer — ach, Gott! meinem Gatten! — unten im Studirzimmer pflegten, weil ich an einer Seitenthür gelauscht — nicht um der Rede willen, denn was kümmert mich diese mit ihrem oberflächlichen Werthe, wohl aber, um Sie sprechen zu hören, Sie, Herr Abt, Sie. Aus dem Einen und dem Andern ward es mir leicht, Sie näher kennen zu lernen. Wundern Sie sich nun nicht, daß ich erst heute diese Sachen berühre, von denen ich in meinem vorigen Schreiben keine Sylbe sprach; ich hätte lieber Alles vergessen wollen und entschuldigte Sie mit Ihren natur- und vernunftwidrigen Amtspflichten und Standesregeln. Ich hielt Sie eher einem Verirrten gleich, als einem Betrüger, und hatte jene Nachsicht, die man Gemüthskranken und Verzweifelnden nicht verweigern darf. Sind Sie Eines oder das Andere, oder wären Sie vielleicht Beides?

„O, ich habe es wohl verstanden, als Sie von der Heiligkeit der ehelichen Verbindungen gesprochen, weiß wohl, wen Sie im Sinne gehabt. Es galt dem einfachen Arbeiter nicht, dem keine Seele im Städtchen ein böses Wort nachredet; es galt nur der Frau des protestantischen Geistlichen, gegen die Sie auf Ihrem kanzelrednerischen Kothurne zu Felde zogen. Es ist eine gar feine Sache, in der Kirche Phrasen zu machen; ob schön, ob nicht, ob pathetisch oder lächerlich, man behält immer Recht, denn man findet im ganzen Auditorium nicht einen Einzigen, der sich's erlauben darf, vor aller Hörenden Ohren laut zu widersprechen. Der Sprecher behält Recht und glaubt, wenn er lang und heftig genug geredet, nichts Anderes als Wahrheit, bloße Wahrheit verkündet zu haben. Die Aufgeblasenen! Zur Kirchthür hinaus wäre es ihnen manchmal schwer ihre Sätze mit Gründen zu vertheidigen.

„Auch Sie, Herr Abbé, haben von den ehelichen Verbindungen gesprochen und von der sogenannten Heiligkeit dieser Verbindungen. Haben Sie auch recht überlegt, was Sie gesagt? Wissen Sie, was Sie gesagt? Fragen Sie sich ein wenig.

„Inwiefern ist ein Band ein heiliges, das nur vor, das nur durch Menschen geknüpft worden? — Was haben die Menschen Heiliges, das

diesen Bund weihete? — Ich kenne nur einen Heiligen, der heiligt, und der ist Gott. Was der weihet, das ist heilig, sonst aber durchaus Alles nichts. Was soll demnach eine Menschenheiligung nützen, die Gott nicht geheiligt, die er vielleicht nach seinem allweisen Willen verdammt? Wie kann er an dem Menschenwillen Freude haben, der seinem Willen widerstrebt, und der ihn keiner Achtung werth hält? Wer stellt den Menschen zum Menschen? ist es Gott, oder sind es Menschen? Wie, Sie wollen das geheiligt haben, was nach des Ewigen Rathschluß getrennt seyn soll? oder Sie nennen das sündig und strafbar, was dem Gotteswillen gehorchet und der Menschen Bestimmungen gering hält? Thun Sie es doch nicht, Johannes — Sie thäten Sünde!

„Was will nach Allem, seyen Sie aufrichtig, was will das blos formelle Verheirathen zweier Menschen bedeuten? — Lieben sie sich hiewegen mehr oder weniger, oder lieben sie sich hiewegen, wenn sie sich vorher nicht liebten? — Werden sie sich anhängen, wenn ihre Herzen unaufhaltsam sich entfernen; werden sie sich treu bleiben, wenn sie vor Gott keine Treue geloben? Ist nicht der ganze Actus eine bloße Formsache, wie tausend andere, ohne die geringste höhere Bedeutung? — Und nach dem die kirchliche Einsegnung —!!—

Mit einem Wesen sich verbinden, das man vielleicht kaum kennt, das man nicht leiden mag, das Verhältniß, Ueberredung, Blendwerk, elterliche Autorität aufgedrungen, das vielleicht im Leben sich schon sattsam umgethan und an Leib und Seele abgestumpft ist — solch einem Wesen vor Gott versprechen sollen, wie christliche Eheleute, nach Ziem und Schick, in Friede und Eintracht zu leben? — Geben Sie mir Worte, Herr Abt, für solch eine Handlung! Wie weit noch ist sie entfernt fast von Gotteslästerung!?

„Ach! und diese Handlung, vor wem geschieht sie meistens noch —? vor Menschen, die keiner Achtung werth, vor Kirchendienern, die im geistlichen Amte eine unrechte Stelle bekleiden.

„Dennoch haben Sie, Mann von Geist und Herz, also, von einem Sacramente der Ehe, predigen können, gegen den gesunden Menschenverstand, (ich bin dessen gewiß) gegen Ihre Ueberzeugung? — Ich begreife Sie nimmer. Nach Allem war also auch die mir von Ihnen gegebene Weisung, wie Sie sehen, eine total verfehlte, die Sie Lügen straft und mich um keine Spanne weiter bringt. Ich sage jedoch hievon nichts; das hieße Wassertropfen ins Meer tragen.

„Auch Ihrem Cölibatsgespräche habe ich zugehorcht. Ich weiß leider nur den Faden Ihrer

Discussionen nimmer; einzelne Gedanken wanken in meiner Erinnerung.

„Nicht wahr, es ist nur eine Grille, daß Sie eine Sache vertheidigten, gegen die sich Ihr ganzes Leben aufwirft — ich spreche unverhohlen — gegen die sich Ihre Handlungsweise aller Richtungen empöret? Ich lasse alle menschlichgesellige Rücksichten außer Acht; möchte nur, daß Sie es offen geständen, wie dieß Kirchengebot des aufgedrungenen Cölibats etwas Naturwidriges ist, das die hehrsten Gesetze verhöhnt, indem es unsern Gott einem Gemeisterten gleich stellt, die Priester herabwürdigt vor den Leuten, die nicht mit Blindheit geschlagen, indem es in ihnen entweder unreine Verbrecher oder tückische Pharisäer vermuthen läßt. Wer von diesen Allen kann einst gerettet werden? Ein Kirchenvater großen Ansehens sagt irgendwo (Sie sehen, ich habe mich durch die theologische Gelehrsamkeit des Herrn Pfarrers anstecken lassen), indem er von den Priestern seiner und aller Zeiten spricht: „Ich glaube nicht, daß ein Einziger dieser Aller dereinst könne gerettet werden.“

„Armer! Auch Sie hat man unter das gräßliche Joch gezwungen, auch Sie mit Ihrem Herzen voll Liebe, Sie, der Sie ein edler und frommer Mensch waren, Sie, einst reines Herzens und redlicher Gesinnung, Sie, dessen Brust offen

stand, wie die Blume am Frühlingsmorgen, um den Thau des Himmels zu trinken, auch in Sie hinein hat man das Gift geträufelt, hat Sie entartet durch ein scheusliches Gesetz und zum Heuchler und Lügner gemacht. Gibt es etwas Peinlicheres, als jeden Tag Gott, sich selbst und die Menschen hintergehen zu müssen? — O, wie bedaure, glauben Sie mir, wie bedaure ich Sie und fühle ich tiefes Mitleid.

„Ich weiß nur allzu gut, daß Sie von dem, was Sie vertheidigen — und ich rede hier von Ehe und Cölibat — nichts glauben. Ich weiß, daß Sie lediglich aus dem Drange Ihres Amtes sprechen, weil dieses es so und nicht anders gebietet; ich würdige Ihre Aussage nach der eisernen Nothwendigkeit Ihrer Stellung. Es mag dieß öffentlich geschehen und muß es vielleicht; denn es ist Ihnen nicht gegeben, die Papstesverordnung mit eiserner Faust zu erfassen und ins Feuer zu schleudern. Sagen Sie mir aber, warum auch gegen mich Verstellung? — Warum auch gegen mich das erlogene Wesen? warum auch gegen mich den erzwungenen Rückhalt? Waren Sie nicht mein Freund vor Ihrem Einzuge ins Seminar? Sind Sie es nicht auch lange noch, lange geblieben, als die lästigen Mauern seit Jahren Sie gefangen hielten? Sind Sie es nicht wiederum geworden

nach der Befreiung, als wir uns sahen und in Liebe aufflammten? Sie logen damals nicht, nein, Sie heuchelten nicht; ich hatte Ihre innerste Herzensempfindung auf Ihrem Angesichte gelesen, hatte die Sympathie gefühlt, hatte auch nicht einen einzigen Zweifel gegen die frisch gefundene Liebe. Sie waren edler als die Anderen Ihres Standes; erniedrigten sich nicht, das Edelste, was Gott dem Menschen ins Herz gegeben, im Herzen zu ersticken; mochten einer sogenannten Verbindung wegen Scrupel haben, aber meine Aussage mußte Sie beschwichtigen. Was denn auch will ich? Sie wissen's, was ich will, nur die Gewißheit Ihrer Liebe, nur es hören, daß ich einem Wesen, Ihnen etwas werth bin, nur eine Seelenverbindung, durch welche das Leben nicht verunreinigt werden kann, nur den Glauben an eine fremde Theilnahme, nur den Genuß, die Wollust, Sie zu sehen, Sie zu hören. Ich möchte mich einzig und allein aus dem Nektar eines solchen Beisammenseyns berauschen, um aus der Entzückung erstarkt in die Wirklichkeit zu treten. Nur das will ich ja, nur das und mehr nicht. Dieß dürfen Sie mir nicht versagen; Sie machten mich sonst namenlos elend, und schon jetzt bin ich nur wenig mehr. Mein Körper welkt mit jedem Tage; meine Lebensflamme, das Gefühl, das Bewußtseyn Ihrer Liebe,

ist dem Verlöschen nahe: Seyen Sie, ach nur ein einziges Mal in Ihrem Leben ein göttlicher Priester und lassen Sie die heilige Flamme nicht ausgehen!

„Ich kann nimmer schreiben, bin matt und abgespannt; weiß nicht einmal mehr, was ich geschrieben, und will's auch nimmer durchlesen. Lesen Sie, Sie sollen, Sie müssen es; ich habe gesprochen, wie es mir beigefallen. Werden Sie nicht böse; Sie dürfen mir nicht zürnen! Sie müssen mir verzeihen, selbst wenn ich Sie beleidigt. Kann der Mensch dafür, wenn er dem Drange seiner Ueberzeugung gewichen und die Wahrheit gesagt? — Sie haben noch andere Beweggründe zur Schonung: „Mit jungen Weibern, heißt es in der heiligen Schrift, soll der Bischof seyn, wie ein Bruder mit Schwestern in Keuschheit.“ Als Bruder können Sie keinen Groll bewahren. Ich mußte sprechen; weß das Herz voll, deß geht der Mund über.

„Sie wissen, was ich fordere; Sie wissen, was Sie aus mir machen können. Stehen Sie nicht länger an, Sie könnten mich bis zum Sterben betrüben. Ich werde Sie wie die alte Freundin empfangen.

Ihre Magdalena.“

„Sie wurden da gar empfindlich angegangen,“ sagte ich zum Abt, der eben den Brief stillschweigend zusammenfaltete.

„Empfindlich —? Mehr, Herr Schmidt; die Frau behandelte mich schonungslos; und doch —! — Kennen Sie die Gewalt des Worts, das die reinste Saite unserer Seele trifft und mit ihr im Einklang wiederhallt? — Flugs ist der klügelnde Verstand, das Gesetz, die todte Pflicht bereit, ersterbende Dämpfer darauf zu setzen, aber dennoch — — dennoch —!“ —

„Haben Sie ihr geantwortet?“ fiel ich fragend ein, „es wäre der Mühe werth gewesen.“

Nein, betheuerte Norge; ich hätte weitläufig werden müssen, und das konnt' ich nicht. Zudem war ich bange, der Pfarrer möchte den Dingen auf die Spur kommen, und von der Vermuthung wäre man augenblicklich zu Untersuchungen gekommen, und durfte ich denen durch Nichtantworten zu entgehen hoffen? — Was hätte es zudem genützt, wenn ich zu Magdalenen gesagt: Meine Liebe, die Menschen leben nicht vogelfrei, sondern in geselliger Verbindung; eine Gesellschaft muß ihre Gesetze haben; in einer Gesellschaft soll Ordnung obwalten. Unordnung reißt nieder und zerstört. Es darf sich kein Einzelner auflehnen; es müssen sich Alle in den allgemeinen Gehorsam

fügen. Was hätte es genützt, wenn ich gesagt: Magdalena, du nimmst die Menschen nicht, wie sie sind, du nimmst sie, wie sie seyn sollten; du schaffst dir eine eigene Welt; eigene Verhältnisse; wiegst dich in Einbildungen; lebst nicht in der reellen Welt, hast oder willst dir ein Daseyn verschaffen, das mit dem äußern in keinem Verhältniß steht. Dein Sinnen und Denken ist anders; du lebst zum Theil noch in den Glaubenswochen deines Kinderwahnes, in welche sich etwas persönliches Leiden geschlichen; aber zwischen dir und außen liegt eine mauerfeste Wand, über die du niemals dich hinausgeschwungen. Wenn ich auch also zu ihr gesprochen, warum hätte sie mir glauben müssen? Gibt es nicht Ideen, von denen man sich nicht losmachen kann, weil sie sich lebensfest in unser Leben verzweigt, als ob sie des Lebens Herz bildeten? Man müßte anders aus dem Leben heraustreten.

Ich schrieb ihr nicht, — — doch folgte ich ihrer Einladung; ließ noch einige Tage herumgehen und ging dann. O du mein Gott! ich werde sie meiner Lebtage vor mir sehen.

Sie war allein; die Hausthür, die gewöhnlich geschlossen, hatte ich offen gefunden. Ich ging ohne Geräusch die Stiege hinauf und klopfte ans Zimmer. Ein leises „Herein" ließ mich Mag-

dalenens Stimme erkennen. Als sie mich gewahr wurde, flog sie vom Sitze auf; ein Schrei des Ueberraschens, gleich wie des Erschreckens entfuhr ihr; sie eilte auf mich zu, warf sich in meine Arme und fing heftig an zu weinen. Ich hielt sie lange sprachlos und setzte mich endlich mit ihr auf den Sopha. Ich war selber unwillkürlich weich geworden; die Wehmuth hatte ihre Schleier über mich ausgebreitet. War es doch schon lange her, daß ihre Brust sich wieder an der meinen hob. Ihr mattes Leben strömte über in meine Adern, aber immer war es ein Liebesleben voll himmlischen Fühlens. Wir saßen eine Weile; ich hielt ihre Hand in der meinen und drückte sie voll Innigkeit. Da schaute sie mich halbschüchtern mit ihren matten blauen Augen an und fragte: „Sind Sie noch böse mit mir?“ —

„Ich drückte ihre Hand fester, bog ihren Kopf gegen meine Lippen und küßte ihre Stirn.“

„Nein, Sie sind nicht böse, zürnen mir nicht!“ sprach sie wiederum; „ich hab's wohl gedacht, daß Sie mir nicht zürnen könnten, sonst hätt' ich auch keinen so häßlichen Brief geschrieben.“

„Sollen wir zürnen in der Spanne Zeit, die uns das irdische Leben gemessen?“ fragte ich; „ist es recht, daß wir Eines dem Andern einen einzigen Augenblick vergällen? Liegt nicht sonst

schon des Wehes genug auf uns, müßten wir gar selbst noch, wie thörichte Kinder, das Uebel vermehren!"

„Thöricht, Johann, ich weiß es wohl, es war thöricht; aber du hast mich auch nicht hören wollen, du hast mich kalt dahin gestoßen; ich fühlte mich so sehr verlassen." — Sie küßte mich und zog sich dann langsam zurück. „Sieh, ich bin schon elend, sieh ein Windeshauch bläst mich um: laß, daß ich an dir mich wieder erhebe; das Epheu hält länger am festen Stamme; es würde sonst mit Füßen zertreten — — ich weiß, ich weiß, du hast nichts dagegen, daß es an dem Stamm verdorre." Sie hielt mich fester in ihren Armen. „Ach! jetzt hab' ich dich wieder, Johann! mein Johannes! — Rede doch, ich will die Musik deiner Stimme hören; die Töne aus deinem Munde sind süß wie Harfenklang; rede, rede, wiege mich in weiche Träume; es hört uns Niemand; der Pfarrer ist über Feld; mein Mädchen arbeitet im Garten; wir sind ganz allein." Sie rückte näher, sie streichelte mich bald zärtlich, bald mit liebender Heftigkeit, bedeckte mich mit Küssen — ich ließ Alles geschehen.

„Sage mir," begann sie nach einiger Erholung, „ist nicht die Seligkeit eines solchen Augenblickes zwei Sterben werth? — Sey, wie du

warst — ich bin dir nicht fremd, du aber bist immer noch kalt."

Ich ließ mein Haupt sinken, und fiel in ein tiefes Sinnen.

Magdalena war immer um mich geschäftig. Sie sprach viel, machte Dieß und Jenes mit mir; setzte sich auf meinen Schooß; mit dem rechten Arm umfaßte sie meinen Nacken und drückte ihren Kopf fest an meine Wangen. „Ich muß mich wärmen," sagte sie, „du hast Leben, mich friert."

Als sie eine Weile gesessen und nur mit den Geistern meines Bluts im Verkehr gewesen, ergriff sie, immer unter voriger Stellung, meinen linken Arm und zog ihn um ihre Hüfte. „Du sollst mich festhalten — gib Acht — sie kommen und wollen mich rauben, — du wirst es nicht zulassen; drücke mich in deinen Armen todt — ich fühlte das Sterben nicht."

Sehen Sie, Herr Schmidt, wie da die Frühlingssonne meiner jungen Liebe wieder in mich drang, schwoll mein Herz; es öffnete sich der Himmel mit seinen Engeln; ich sah den Thron Gottes in seiner Herrlichkeit; hüben und drüben funkelten Cherubim, ringsum war Alles über und über mit Gold; die himmlischen Heerschaaren sangen; die Welt war vor mir versunken; es war ringsum ein feierliches Getön. Es dauerte diese

Verzückung lange. Erdenzungen sprachen nimmer. Unsere Geister lobeten Gott und sangen und jubelten ihm in ihren Herzen. Es war ein großer, heiliger Feiertag. Magdalena wandelte neben mir; sie hatte ein weißes, ätherisches Kleid an und weiße Flügel; ihre Flügel glänzten wie Silber und waren weiß wie die Schwelle des Himmels. In ihren Händen trug sie: in der einen eine duftende Lilie, in der anderen ein Reislein aus einer Krone von Dornen; es war von gediegenem Golde; je zuweilen blickte sie jene an, da strahlte höher ihr strahlendes Antlitz; je zuweilen dieses, da fielen Thränen aus ihren Augen, lauter wie Wasser des Jordans. Eine Sonne zog vor ihr her und goß Licht in ihr sprühendes Angesicht, daß sich die Strahlen in einem bunten Farbenkranze brachen; ein Engel schwebte um ihr Haupt und faßte die geweinten Thränen in einer ehernen Schale — bis sie in blauem Gewölke wie ein Opferrauch in den Lüften verschwammen. So schritt sie durch die funkelnden Räume wie eine Auserwählte vor Vielen, und bei jedem ihrer Schritte erscholl die Erde des Himmels mit singenden Accorden. Ich ging ihr zur Seite. Mein Staubgewand hatte ich abgestreift, wie der Schmetterling die Hülle, die ihn gefangen. In meiner Seele war tiefer, allmächtiger Friede. Es kam mir vor, als ob

ich lange verirrt gewesen, als ob ich eine Zeitlang geweint; die Flammende neben mir hielt mich an den Händen und schritt mit mir durch die Hallen; ich war geschmückt mit einem neuen Kleide; das schwarze Priestergewand hatte ich abgelegt, vorn an der Pforte schon; da war es in Staub zerfallen. Mit in den Himmel hätt' ich es nicht nehmen dürfen. Ueber meinen Schultern lag ein rosiger Schleier, und da standen viele bekannte Namen. Ich erinnerte mich, den einen oder den andern schon gehört zu haben im Lande des Wandels, als ich noch das Hirtenamt im kirchlichen Segenskreise verwaltete. Die Namen wurden je alle lebendig und huben an und trugen mich über die Erde; dann scholl aus allen Enden ein tausendfaches Halleluja. Fort ging's bis voran zu dem Throne der Herrlichkeit. Hier sah ich nichts mehr. Es war nicht Finsterniß, nicht Blendung, meine Augen schwammen in Licht; aber im Licht ward das Licht immer reiner, bis in die unendliche Weite. Aus der Weite heraus drang je zuweilen eine hehre Stimme; da neigten die Himmel sich und die Sterne und die Sonne — aber die Namen an meinen Kleidern fingen an laut zu jubeln und zeugten für mich, und ich ging ins Elysium, und meine Werke folgten mir nach. — Der Engel an meiner Seite, der Magdalena

nimmer mehr hieß, theilte die Räume mit seiner Schwerdtlilie und kam hindurch und zu mir; jetzt war sie nimmer, und ich nimmer, jetzt waren wir Beide Eins — — — Ich erwachte — — Magdalena glitt neben mich auf das Sopha, wie ein Kind, das an dem Mutterbusen eingeschlummert, nachdem es sich mit dem süßen Nektar der Brust gesättigt. Ich griff und fühlte um mich; stand auf, betastete mich, betastete die Entschlummerte; wir waren's noch, waren es doch nimmer; es war ein unaussprechlicher Segen über mich gekommen. Magdalena lag leise athmend, wie ein kranker Genius, der des Erdenlebens müde. Ich beschaute sie ungestört, und da wurde mein Herz immer weiter, die Liebe in mir mächtiger, und die Wirklichkeit immer nichtiger. Ich hätte Ewigkeiten sie beschauen können. Wie angebannt war ich, hatte alle Menschenordnung vergessen. Als sie sich wieder erhob, sagte ich sanft: „Magdalena, bist du mit mir gewesen? Ich hatte einen langen, langen Weg; war in unbekannte Lande gekommen; habe dich gesehen in deiner Verklärung und mich und dich. O, du Wesen voll Liebe — du zartes, süßes Wesen — du bist mehr werth, als das Opfer, das ich dir bringe; sollst jetzt mein Gedanke bleiben, ein Lichtgestirn in dem nebligen Dunstlande, bis der Morgen an=

bricht mit seinem Frühroth. Zwischen dich und mich soll sich keiner mehr legen — nichts, nichts, kein feindlicher Gedanke, kein feindlicher Widersacher; ich will mit dir seyn im Geiste und im Geiste dich zum Eigenthum haben; will alles Widerstreben besiegen, will mir's jeden Tag wiederholen, daß ich mit dir, nicht allein mehr bin. Du bist ein Evangelium für mich in meiner Pilgerwallfahrt; mit dir achte ich des Schweißes nicht, der mein Gesicht durchgräbt, und des Staubes nicht, der meinen Scheitel zerfrißt. Du sollst ein Theil meines Gebetes seyn, ich will dich auf meinen Lippen und in meinem Herzen tragen, will dich in meine Arme nehmen und mit dir vor den Altar treten, will dich wie Marien verehren und mich in dir wie in der Gottesmutter heiligen für die Zeit und für die Ewigkeit." — Ich hatte ausgeredet und schwieg — Magdalena schaute mich ergriffen an und lispelte: „Amen — Johannes, du hast meinen Glauben."

Was wir uns weiter noch gesagt, weiß ich nicht. Die Nacht war schon weit heraufgekommen, als ich mich zum Fortgehen anschickte. Kam es mir doch vor, als ob ich mich von meiner Seele trennen sollte, um sie nicht wieder zu finden — wer möchte seine Seele verlieren!! —

Es war eine schöne Februarnacht; der Mond

stand heiter und klar; die Luft war kalt und rein. Ich irrte eine Weile umher und trug meine süße Wonne im Herzen.

Meinen alten Karl fand ich in seiner warmen Stube eingeschlafen; als er aufgewacht, erfuhr ich, daß des andern Tags ein sechzehnjähriges Mädchen, das zweite Kind einer armen Taglöhnerin, begraben werden sollte. Ich vernahm die Nachricht ohne Ueberraschung; wußte, daß die kleine Elisabeth nicht länger am Leben erhalten werden konnte. Sie unterlag einem Brustübel.

Ich sann sogleich über eine einfache Rede nach, die ich im Trauerhause zu sprechen gedachte, um das gebrochene Herz der Mutter aufzurichten.

Karl war zu Bett gegangen.

Wie leicht kamen mir die Gedanken! In meiner Brust fühlte ich keine Beklemmung mehr; die ehernen Bande, die vor Tagen noch mein Herz umringt hatten, lagen zerbrochen. Es schlug langsam und ruhig; es war wohl und glücklich; nichts schien ihm zu fehlen, es schien in sich gesättigt und genas nach brennendem Durste.

Als ich mit meiner Rede fertig, kam ich auf meinen Nachmittag zurück. Ich konnte mir Manches nicht mehr klar vorstellen, weil damals die Gedanken im Ueberschwenglichen meiner Gefühle versunken waren. Aber die Hauptumstände kamen

alle. Magdalena war mein — so war sie niemals noch mein gewesen. Wir gehörten uns, Eines dem Anderen; war ich nicht mit ihr träumend bis in die Gefilde des Himmels entwichen? hielt ich sie nicht noch an ihren Händen fest, als sie kein irdisches Staubgeschöpf, als sie im neuen Kleide des unsterblichen Leibes durch die Reihen der Unsterblichen dahin schritt? War dieß nicht eine fromme Vision, wie sie nur einem Gottesgeliebten konnte zu Theil werden? Wäre über Alles auch nur ein Staubathem geflogen? wäre der Spiegel unserer beiden Seelen nur von einem einzigen sündigen Hauche angelaufen? — Ich machte mir keine Vorwürfe.

Freilich der Pfarrer wußte hievon nichts: er brauchte hiervon auch nichts zu wissen; es war nicht nöthig, es hätte nichts des Bessern bezwecken können. Jeder ist glücklich in seinem Wahne, auf seine eigene Art. Warum hätte der gute Mann in seiner Ruhe sollen gestört werden? Daß ihn seine Frau nicht liebte, war ihm längst nicht unbekannt, auf diese Entdeckung brauchte er nicht durch einen Fremden gelenkt zu werden; daß sie aber einen Anderen liebte, der nicht er war, dieses Wissens konnte er füglich überhoben bleiben. Es schien mir Pflicht, mein Verhältniß vor ihm zu verhehlen; denn in jedem Bezuge konnte es ihm

keine Freude machen. Warum den ehrlichen Mann mit einer unzeitigen Erklärung trüben? Warum den Zweifel in seine Brust bringen und die Zwietracht, wo es so still und trocken und phlegmatisch lag? warum am häuslichen Glücke rütteln, an das er glaubte? Ist nicht Jeder seines Glaubens selig? — hätte ihn nach Allem Magdalena mehr geliebt, mich weniger —? wäre nicht das Band, das Beide an einander knüpfte, noch lockerer, das Verhältniß der Verehelichten unausstehlich geworden? hätte ich mir nicht wie ein erbärmlicher Hinterbringer vorkommen müssen, dem eine Frau reines Herzens, tiefen Gefühls, festen Willens ihre Achtung, ihr Alles geschenkt, weil sie ihn vor Hunderten auserwählt, und weil sie es keinem Anderen schenken mochte? hätte ich mich nicht vor mir selber schämen müssen, nachdem ich in solch einem Verfahren nur Niederträchtigkeit gefunden und nicht eine einzige jener eingebildeten Pflichten, auf welche die sogenannten Moralitätsklügler in ihrem imaginären Gesetzbuch hinweisen? Nein — nein! es sollte von Allem nichts gesagt, nichts verrathen werden — Magdalena hatte mir, keinem Schurken vertraut. Des Pfarrers Seelenfrieden war mir theuer und werth; er durfte nicht, wenigstens nicht durch mich, getrübt werden.

Mit diesen Gedanken legte ich mich zu Bette.

Des andern Tages, als auf dem Kirchthurme das kleine Todtenglöcklein der Armen ein erstes Zeichen geläutet hatte, zog ich mein priesterliches Gewand an und begab mich mit dem Sacristan und den Chorknaben in das Sterbehaus. Der Sarg stand in einer Scheuer. Da ich unerwartet früh gekommen, fand ich ihn noch nicht verschlossen. Die sechzehnjährige Elisabeth lag in dem engen Bretterbettchen und hielt vorn auf der Brust ihre Hände gefaltet; um ihren Kopf war ein Kranz weißer Rosen; rings im Sarge herum lagen hier und dort andere dieser Blumen. Das Kopfkissen bestand aus Holzspahn; da ruhte sie leicht und hatte keine Träume mehr.

Man wollte bei meiner Ankunft den Sargdeckel aufnageln, um die Todtengestalt vor mir zu verbergen; ich ließ es nicht zu. Die Mutter hatte bei meinem Erscheinen zu weinen angefangen; die lebende Schwester weinte auch heftig. Ringsum standen einige Verwandte in ärmlicher Kleidung, Weiber und Männer, und ganz nahe am Sarge die Gespielen der Entschlafenen. Die Mädchen waren tief betrübt.

Als ich so die Leute um mich versammelt sah und den Schmerz der trostlosen Mutter, ging ich zu ihr hin und nahm sie sanft bei der Hand. Da fing sie noch heftiger an zu weinen. Wenn

ich weinen sehe, werde ich selber unwiderstehlich ergriffen. Nach einigen Augenblicken Sammlung sagte ich zu der Betrübten: „Schwester im Herrn, du hast deine Tochter verloren, sie liegt hier im engen Sarge und schlummert den kalten Schlaf des Todes, sie wird hier unten im Erdenleben nicht mehr erwachen; sie ist von dir fortgegangen, und hat dich beinahe allein zurückgelassen. Darum weinst du, ich weiß es — aber weine nur, du hast ein gutes Kind verloren. Elisabeth war fromm und unschuldig. Ich hatte zwar keinen längeren Umgang mit ihr; aber gute Menschen erkennt man bald, es braucht hiezu nicht der täglichen Begegnung. Sie liebte dich herzlich; sie hing an dir, weil sie schon längst keinen Vater mehr hatte, und wollte, wenn's möglich, einigermaßen jenen Verlust ersetzen. Sie war still und bescheiden, sie war gehorsam; stand dir behülflich zur Seite und hätte gewünscht, daß deine alternden Arme bald etwas mehr ausruhten von der drückenden Tagesarbeit. Ihr Leben war ohne Tadel, ihr Wandel ohne Flecken; sie floh die rauschenden Zerstreuungen der Jugend und wußte es, daß der Welt Freude im Uebermaße einen giftigen Stachel trägt. Und wer weiß das Maß zu halten in der raschen Jugend, wenn die Sinnenlust anfängt ihre Genüsse zu ahnen! Elisabeth

kam fleißig in die Kirche und liebte ihren Heiland, unsern Herrgott — — ja, sie war ein frommes, gutes Kind; die hat dir Gott genommen und das arme Mutterherz gebrochen, dich der Stütze beraubt —! Du wirst ihr vergeblich rufen, sie kömmt nicht mehr; aber, wenn du ihr rufest, so hört sie dich im Himmel droben, gewiß, gewiß, und dann wird sie heiliger niederknieen und ihren und deinen Vater im Himmel bitten, daß er dich nicht verlasse, daß er dich beschirme und bewahre." Mit diesen Worten ließ ich die Mutter.

„Schlummere wohl, Elisabeth," wandte ich mich dann gegen die Todte, „du bist vieles Wehes enthoben; bist von hinnen gegangen, weil dir schon längst vor den Nebelschauern des Schmerzes und der Wehmuth bangte; du hast die Lippen noch nicht an den bittern Kelch gesetzt, denn aus der Weite schon schmecktest du den dünnen Duft der Wermuth — warst zu zart und weich, hättest dich nicht in die wirre Welt geschickt, wärest aus Weh gestorben: darum bist du auch fortgegangen und hast uns Alle zurückgelassen. Du bist gegangen, denn dein Vater hat dir gerufen — Jetzt ist dir wohl."

„Ihr Jungfrauen und Gespielen der Entschlafenen," sprach ich zu den umstehenden jungen Töchtern, „sagt auch ihr Elisabethen euer Lebewohl;

ihr werdet sie lange in euren freundlichen Kreisen vermissen, es wird euch lange eine Lücke in eurer Brust nicht ausgefüllt werden. Seyd auch ihr gut, wie sie es war, und bleibet gut. Bis jetzt habt ihr noch nicht viel Weh gefühlt; aber es wird kommen — und es kömmt wie ein Dieb in der Nacht, wie der Wolf unter die Heerde: seyd darum wacker und wachsam — wachet und betet — es ist ein Leichtes, sich zu verirren; wer einmal vom rechten Pfade abgewichen, dem wird es schwer, den Weg wieder nach dem Himmel zu finden. Sehet da zu, daß ihr unsere Entschlafene immer antrefft auf allen euren Pfaden."

Nachdem ich die übrige Tochter des Taglöhners noch liebreich aufgemuntert und sie von Herzen angeregt, die hingeschiedene Schwester zu ersetzen, gab ich Allen den Segen. Dann wurde der Sarg zugenagelt, die Messe gesungen, und wir begruben die Leiche.

Als sie in die Gruft sank, und die Schollen hinab rollten, so hohl und schwer, auf den Sarg der züchtigen Jungfrau, um sie zu bedecken, damit nicht noch die Liebe sich hineindrängte, da dachte ich an Magdalenen, und ihr bleiches Kummergesicht stand wie ein gestorbenes vor meiner Einbildung.

Während dem schwanden die Tage schnell.

Mein Amt war mir eine Freudigkeit: ich erfüllte meine Pflichten mit doppeltem Eifer; liebte die Menschen inniger, und war mehr nachsichtig, übersah und verzieh williger die Fehler. Mein Haus war kein Todtenraum mehr, wo ein lebendiger Mensch begraben lag, ein Mensch, der nicht lebte, der nur mit jedem Tage mehr starb, der mit jedem neuen Morgen zu einem neuen Tode aufwachte. In meinem Hause wohnte unsichtbar ein weibliches Wesen mit mir, das um mich war, das mich begriff, das meine Freude theilte, meinen Schmerz verstand. Es kam mir liebend entgegen; ich hatte eine Idee, auf der ich mit Wohlgefallen ausruhte, die Wunder in mir hätte wirken können. Meine Täuschung war vollkommen. Magdalenen sah ich immer und immer um mich; ich sprach oft stundenlang mit ihr; sie wiederholte mir, wie sie mich liebte, und wenn sie auch nichts sagte, zeugten ihre Züge von endloser Innigkeit. O! Gott hat nicht umsonst seinen Geschöpfen den heiligen Trieb der Liebe in die Brust gegeben. Er hat es weise und gütig gewollt. Und ihr erlaubt euch, diesen Trieb auszutilgen, daß doch auch der Liebelose am Ende aus voller Brust hasse! Wer nicht lieben darf wie Menschen, wird in seiner Menschlichkeit gestört; die weichern Gefühle gehen verloren. Das arme Geschöpf wird

eine Maschine, wenn nicht ein trockener Leib, kalt wie die Eine, ausgetrocknet wie der Andere, ein bejammernswerthes Ding, das sich selbst verfluchet, während es Gott gesegnet hatte.

Mein Haus war ein wahrer Friedenstempel, in den Magdalena gezogen, und wo ich sie festhielt, weil nur durch sie Alles da so war, wie es war; wo ich mich dann ausrüstete auch für die Stürme nach außen, oder wo ich hinflüchtete, wenn mich die tobenden Wellen der Ereignisse hin und her trieben.

Ich schaute mit mehr Freundlichkeit um mich, und den Leuten ins Gesicht; hatte offnere Augen, ein offneres Herz; kam nicht mehr wie ein Sonderling mir vor, der sich vor Andern und vor sich selbst schämen muß; erlaubte mir, was sie sich erlaubten, und was erlaubt war; verschloß mich nicht mehr in mich selber, um mich jeden Tag zu kreuzigen, da Gott nicht will, daß der Mensch, sein Ebenbild, gekreuzigt werde, weil er ein gütiger Vater ist. Ich war eine neue Creatur und fühlte mich geadelt in meiner Liebe.

Das dauerte indeß nur eine kurze Zeit, Herr Schmidt; ach! die Zeit war so schön! daß alles Glück, alle Seligkeit in diesem Leben so schnell entflieht! — Nichts als Kampf, Verzweiflung, Ringen um Sieg oder Tod! — Zu Magda-

lenen aufs Dörfchen ging ich je zuweilen, und der Pfarrer blieb in der Meinung, daß die Besuche ihm galten. Er irrte sich; war ein trockener, wortkarger Mann, glücklich wie jeder Pedant. Seine Predigten soll er ohne alle Lebendigkeit hergelesen haben, weil er ganz und gar auf das Gotteswort traute und albern genug war zu meinen, es müsse dasselbe an und für sich schon Eindruck genug machen, bedürfe der rednerischen Wendungen und künstlerischen Declamationen nicht. Drum kamen ihm aber auch wenig Leute in die Kirche, weil die Leute warme Reden aus warmem Herzen verlangten. Was konnte Herr N. dafür, daß er also geschaffen! — Es war nicht leicht, einen regen Verkehr mit ihm zu pflegen. Nichts desto weniger sah man ihn allenthalben geachtet. Man pries ihn als einen rechtlichen Mann, der seine Amtspflichten mit der größten Pünktlichkeit ausübe.

Er ließ mich oft mit seiner Frau allein und blieb in seinem Studirzimmer; ich sage oft, es mag indeß etwa nur dreimal geschehen seyn. Das waren dann jene Augenblicke elysischen Entzückens, wie es solche nur im Umgang der Geliebten gibt, und die sich mit keinem Golde aufwiegen lassen. In vier Wochen machte ich drei Besuche. Das letzte Mal kam mir der Pfarrer gleichgültiger vor

wie gewöhnlich. Ich schöpfte Argwohn und dachte: „Klugheit mag nicht schaden;“ du kehrst wenigstens vor vierzehn Tagen nimmer zurück. Magdalena soll schon die Ursache deines Ausbleibens erfahren.

Im Städtchen schien man auch nicht besonders auf meine Besuche Acht zu haben. Es war die Zeit winterlicher Belustigungen; Bälle, Abendgesellschaften, Liebhabertheater, kleine Concerte wechselten häufig und beschäftigten die Großen wie Kleinen. Da achtet man nicht, oder doch weniger auf das, was die Oberen, seyen geistliche oder weltliche, thun oder lassen. Seit einigen Tagen namentlich gab man sich besonders mit einem Maskenball ab, wo die sogenannten Honoratioren und Vornehmen erscheinen sollten. Die Oeffentlichkeit des Balles stellte den Schaulustigen kein Hinderniß in den Weg. Ich ließ die Sache gehen, hörte zwar viel von den künftigen Festlichkeiten und von all den Erwartungen, welche die bunte Maskenwelt rege machte; doch — dachte ich — die Menschen haben manchmal wunderliche Vergnügungen, — drum sind's Menschen. Ich war also, rücksichtlich meiner städtischen Umgebung, in voller Sicherheit. Man schien mit mir zufrieden. Ich erwies mich mild gegen die Einen, nachsichtig

gegen die Andern, schonend mit Allen und war daher Allen werth.

An einem Feiertage dann, des Abends später und länger als gewöhnlich noch, saß ich im hinteren Beichtstuhle unserer Kirche. Die Beichtenden hatten sich beinahe alle entfernt. Nur noch eine Dame befand sich im Chor, tief in einen Mantel gehüllt und mit verschleiertem Hute. Sie blickte oft nach dem Beichtstuhle und schien die sich zuletzt Nahende seyn zu wollen; denn sie ließ es immer zu, daß andere Weiber und Jungfrauen vor ihr zur Buße herannaheten. Ich kannte die Dame nicht und vermuthete in ihr eine Fremde. Es geschah je zuweilen, daß von Nachbarsdörfern Kirchenbesucher bei uns eintrafen. Ich blieb daher und wartete. Als endlich alle Anwesende sich aus der Kirche entfernt hatten, blickte die Unbekannte noch ein Mal um sich, wie um sich zu überzeugen, ob sie auch allein sey, und kam dann langsamen Schrittes in den Beichtstuhl. Sie knieete nieder, schlug ihren Schleier zurück und sagte leise: „ich will auch beichten.“

Gott! es war Magdalena! — — — Ich erschrak und blieb vor Ueberraschung sprachlos — bis hieher hatte sich die Verwegene gewagt! —

„Zürne mir nicht, Johannes,“ sagte sie, „und sey ohne Sorgen — — —“

„Wenn man erführe, daß du hier,“ verwies ich sie bebend — „wenn die Leute — — — Magdalena! Magdalena! — was hast du gethan — — —?“

„Es kann keine Seele erfahren,“ erwiederte sie ohne alles Bangen. „Unter dieser Kleidung bin ich unkenntlich. Der Mantel, den ich über mich geworfen, ist alt, ich hab' ihn seit Jahren und hier noch nie getragen — meinen Hut hab' ich geändert. Es kann mich Niemand erkennen. Und sieh! ich mußte kommen. Wir Frauen sind keine unüberlegte Wesen, wie du meinst; wir erwägen vorerst die Umstände — durch uns selbst werden wir selten gefangen. Die Männer legen Stricke — sie sind die Unklugen. Daher sehe du zu — — —“

„Aber warum gerade kamst du hierher? Du bist Protestantin und erkennst die Heiligkeit der Beichte nicht an; missest ihr keinen Glauben bei, es kann dich kein gottversöhnliches Bedürfniß angetrieben haben.“

„Ich brauche des Priesters nicht,“ wendete Magdalena sanft ein, „um meine Vergehen vor Gott zu bekennen; brauche nicht der Fürsprecher im Menschenfleische: ich habe einen Andern, der heißt Jesus Christus; zu dem wende ich mich in der Bedrängniß, und der hat mir

gesagt, daß ich im Himmel einen Vater habe, zu dem ich alle Zeit nahen dürfe, zu dem ich alle Zeit meine Hände erheben, vor dem ich jeder Zeit mein Herz ausschütten darf. Meinst du denn, Johannes! würdigster Abbé, das reuige Kind bedürfe des Zweiten, um ans Vaterherz zurückzukehren, wenn es ihm heiß anlieget, Verzeihung zu erhalten und alte Liebe? — Das wäre ein schönes Kind mit erloschenem Vertrauen! Glaube, Johann, ich bin keine verstockte Sünderin; aber, wenn ich mich prüfe und meine Vergehen erkannt, so möchte ich sie vor Gott bekennen, vor ihm allein, ihm Alles sagen, ihn um Alles bitten, weil er allein Alles geben, Alles verzeihen kann. Ich könnte keinem Menschen gestehen, was ich vergangen; müßte bei jedem Geständnisse erröthen; die Scham, die Verwirrung raubte mir die Gedanken; meine Erniedrigung wäre zu groß — ja! ja! ich nenn' es so, vor Gott allein heißt es Demuth — ich wäre nur ein halber Bekenner, hätte nur halbe Reue, wäre nur um die Hälfte gebessert. So sey ruhig denn; nicht um des Beichtens willen bin ich zu dir gekommen. Aber — gib mir doch auch deine Hand zum Gruße — —"

Ich ließ das hölzerne Gitterfensterchen hinunter und reichte Magdalenen meine Hand. Sie war warm, ich fühlte ihr Leben.

„Ich hab' dich schon lange nicht gesehen," redete ich sie an, und vergaß meine Stellung.

„Wohl schon lange," war die seufzende Antwort.

„Aber die häufigen Besuche in eurem Hause," fuhr ich fort; „du weißt — —"

„Ich weiß," unterbrach sie mich; „du hast nicht Unrecht, man muß der Welt kein Aergerniß geben, denn sie hat ihre besonderen Gesetze. Unsere gesellschaftlichen Verhältnisse und Rücksichten haben Alles verdreht; es ist nichts natürlich, nichts mehr an seinem Platze. Wir sind elende Sklaven der Convenienz; haben die Freiheit verloren. Du hast klug gehandelt. Um der Klugheit willen bin auch ich hierher gekommen."

„Um der Klugheit willen — Magdalena, daß uns diese Klugheit nicht zur Reue werde!"

„Ich hätte es nicht gern einem Briefe anvertraut, was ich dir zu sagen gedenke; ein Brief ist eine lebende Zunge, die nur im Feuer stirbt. Das gesprochene Wort verfliegt in den Lüften."

„Deine Worte nicht, Magdalena; die sammle ich alle in meiner Brust," betheuerte ich unvorsichtig genug.

„Nicht wahr," brach die Sprechende auf einmal ab und kam auf andere Gedanken, „ich sehe

nimmer so krank —?"— Sie hielt inne und erwartete eine Antwort.

Im Chore, wo der Beichtstuhl stand, war es allmählich dunkler geworden. Ich hatte nicht deutlich sehen können. Magdalena kam mir blaß vor und leidend.

„Aus deinen Fingerspitzen," sagte ich, „sprüht warmes Leben" (ich hielt immer ihre Hand) — „du bist gewiß wohl —"

„Ganz, ganz!" sagte sie, „ich werde jetzt wiederum gesund werden — fühle mich seit Tagen besser, es ist mir leichter um die Brust, ich athme freier; es scheint mir eine neue Kraft durch die Glieder gegossen: denn du liebst mich, Johann, — du wirst mich immer lieben."

Ich antwortete nicht und bog mich indeß hinüber, um ihren Mund zu küssen; wir hingen länger denn eine Minute im wohligen Ergusse an einander.

„Laß uns nun noch einmal seyn wie die Jungfrau, wie der Jüngling," fuhr sie dann geschwätzig fort; „laß uns das Leben erhaschen und die Freude in ihm, denn Eins enteilet mit dem Andern und kömmt selten wieder. Ich möchte mich mit dir nur ein einziges Mal in den Empfindungen seligster Wollust wiegen und das Leben kosten und trinken, trinken in vollen Zügen. Denn es ist

auch die Ueppigkeit nicht umsonst im Leben. Es soll nichts unter der Sonne verbrannt werden. Es soll Alles seine Bestimmung erfüllen. Wir sind in der Welt auch berufen zur weltlichen Freude."

„Ich verstehe dich nicht, Magdalena."

„Ich muß dich vorbereiten," bemerkte sie lächelnd; „denn du willst oft mehr seyn, als du bist, hast mich zur Sprecherin gemacht — — — In fünf Tagen ist in eurem Städtchen ein Maskenball — —"

Ich horchte hoch auf.

„Da werden die Säle glänzen und die schönen Gewänder; auch die Damen alle — und aus W. soll ein vortreffliches Orchester kommen. Johann, hast du schon lange nimmer getanzt?"

Ich wußte immer noch nicht, warum des Gespräches, mir ahnete kaum. „Das letzte Mal, bei deinem Namensfeste," sagte ich.

„Und seither nimmer?" fragte sie —

„Nimmer!"

„Armer Jüngling!" — rief sie barmherzig.

„Mit wem hätte ich tanzen sollen," fragte ich, „kam ich nicht ins Seminar?"

„Seit jener Zeit haben wir zum letzten Mal getanzt," zählte Magdalena langsam. —

„Du aber bei deiner Hochzeit — —"

„Bei meiner Hochzeit —?— Barmherziger!

Da war es still wie bei einem Leichenbegängnisse. Hatten die Menschen nicht im Sinne, meine Liebe zu begraben —?— Es war von Tanz nicht die Rede, nicht von Freude. Der Aufgedrungene machte sich über sein Opfer her; in den Becher seiner Lüste fielen blutige Thränen." —

Magdalena hielt inne; ein innerer Schmerz schien sie zu foltern. Sie kämpfte unter den Eindrücken der Erinnerung.

„Du hast gewiß Viel leiden müssen, Magdalena —?"

„Leiden — o, faß' es, faß' es und gib mir ein Gewicht, um die Qualen zu wägen."

Ich blickte sie an voll Mitleid und Rührung.

„Aber jetzt, Johann, wollen wir zusammen ein Fest feiern, ein Fest unserer geistigen Vermählung. Sey du mein Zeuge, ich der Deine."

„Ein Fest?"

„Es sind viele Gäste geladen, aber es kennt uns keiner; es sind viele lustige Musikanten, die spielen prächtige Tänze; es glänzen tausend Kerzen, denn es ist eine Herzenshochzeit — hörst du's, Junge —? Es wird gegessen, getrunken; aber wir enthalten uns des Mahles, berauschen uns im Weine unserer Liebe, schöpfen Genüsse aus uns selber: es soll ein Parasitenleben seyn — gehst du mit mir auf den Ball —?!"

Ich hatte mir seit Augenblicken den Vorschlag vermuthet. Er war mir daher weniger überraschend.

„Ich weiß, daß deine Rede nur Scherz," äußerte ich daher schnell gefaßt; „denn du hast selbst an die Unmöglichkeit gedacht, die sich deinem Vorhaben entgegenstellt."

„Unmöglichkeit? Was ist unmöglich dem, der will?" — antwortete Magdalena rasch — — „Gibt's nicht Umstände, wo wir selbst unsere Götter sind? Quält dich schon die Feigheit deines Entschlusses? Ist deine Liebe nur ein Kunststück in Worten? Bist du ein Schwätzer? — Unmöglichkeit?! — Menschenkind! Wer wird, wer kann dir's verbieten, eine Maske vor dein Gesicht zu heften, eine Verkleidung um deinen Leib zu hängen? Wer wird und kann dir's verbieten, wenn du Nachts aus deinem Hause gehst, um mich an der Hinterthür unserer Wohnung abzuholen, zu jener Zeit, wo bei uns Alles schläft, auch der Pfarrer in seinem Schlafzimmer? — Wer wird und kann dir's verbieten, mich dann wiederum hierher zurück zu führen, ehe der Morgen anbricht — —"

„Wenn man uns erkennte?" wandte ich ängstlich ein. —

„Uns erkennen? wie? macht die Verkleidung nicht Beide unkenntlich — —“

„Unsere Stimme? —“

„Wir reden keine Sylbe auf dem Ball oder nur, wenn wir sicher wissen, daß wir allein —“

„Magdalena, du vergissest meine Stellung, mein Amt —“

„Was geht dieß deine Stellung, dein Amt an?“ sagte die Frau; „wenn du mit mir gehest, bist du ein Mensch wie ein anderer und hörst auf, Priester zu seyn. — Der Geliebte geht mit seiner Freundin, auf den Ball nimmst du die Alltagsvermummung nicht mit; man würde dich auslachen vor dem ganzen lustigen Chor.“

„Ich handle gegen Ver- und Gebote —“

„Darf der Sklave nicht einen Augenblick frei seyn, wenn es der Gebieter nicht weiß? Sind wir nicht zur Freiheit geboren? — Du legst die Ketten ab und ergehst dich, dehnst deine Glieder und kehrst eigenmächtig wieder unter's Joch zurück, schnürst dir aufs Neue die Brust; bist du dann weniger der alte Sklave —?“

„Wie soll ich dir antworten auf deine verführerischen Bilder, Magdalena — — wo wäre die Freude unter der beständigen Angst, dennoch erkannt zu werden?“

„Es ist eine größere Freude, die Menschen

zu hintergehen, die dich betrogen. Es liegt eine geheime Wollust im Diebstahl verbotener Frucht. Du narrst die ganze Versammlung und deine Tyrannen, betrügst deine Betrüger, bestiehlst deine Diebe — o, ist da nicht der Freude genug!? —"

„Wenn man uns aber verfolgte, Morgens bei unserer Entfernung vom Ball — —?"

„Es werden keine Bekannte unter Bekannten seyn. Es kennt Keiner den Andern. Wir entfernen uns ohne Aufsehen und verlieren die Spur dem Nachfolger im schleunigen Entrinnen — —"

„Und die Kleider?

„Dafür lass' ich dich sorgen; für die meinigen will ich es selber thun. Der Ball ist nächsten Dienstag. Von heute, Freitags, bis dorthin sind vier Tage, Zeit genug, um auf Mittel zu sinnen. Abends um halb eilf Uhr erwarte ich dich an der Hinterthür. Du pochst nicht, machst keinen Laut. Ich werde am Fenster seyn."

„O Magdalena! die Nächte sind kalt und feucht; deine Gesundheit ist schwächlich — ich müßte mich ewig anklagen."

„Wer darf dich verklagen, wenn ich dein Richter bin? Habe ich nicht Macht, dich loszusprechen, wenn dich eine Welt vor mir verklagte — thörichter Junge, wir sind uns Beiden ein

Tribunal. — Es soll sich Keiner dem Andern etwas schuldig bleiben."

Es war also ausgemacht; ich mußte kommen, ich versprach es, ach! und hätte noch mehr, ja Magdalenen Alles versprochen.

„Ich habe es wohl gewußt, daß du gut wärest," sagte sie hierauf mit schmeichelndem Tone und streichelte meine Wangen und zog meine Hand an ihr Herz. Wir küßten uns oft. Aber die Nacht war heraufgekommen. Es war beinahe ganz finster geworden. Ich kann Ihnen das Weitere nicht erzählen; die Geheimnisse der Beichte sind heilig; vielleicht habe ich schon zu viel gesagt.

Magdalena ging endlich, rein, wie sie gekommen, nur liebender Seligkeit voll. Nach einer Weile ging auch ich. Draußen an der Pforte mahnte ich den Sacristan, der hier wohnte, er solle jetzt die Thür schließen, die Beichte habe ihr Ende.

Ich durfte keinen Augenblick verlieren; doch wie es anstellen. Zeit meines Lebens hatte ich mich nicht mit Schneiderarbeit abgegeben, und durch einen Andern war es nicht möglich, mein Costume machen zu lassen. Es fiel mir etwas bey. Ich klingelte dem alten Karl, der mir aus der Verlegenheit helfen mochte und sollte.

Der Diener kam bescheiden ins Zimmer, nahm

seine weißwollene Mütze ehrerbietig in die Hand, und, an der Thür stehen bleibend, harrte er meiner Befehle.

Ich saß am Tische, immer noch mit meinen Plänen beschäftigt, und hatte kaum das Kommen des Dieners bemerkt. Karl blieb an seinem Platze mit jenem unterwürfigen Gehorsam, der sich hätte wort= und karglos versteinern lassen. Endlich sammelte ich mich und sagte (es erscheine Ihnen nicht einfältig, Herr Schmidt): „Karl, du bist Soldat gewesen?"

„Unter den Jägern," erwiederte dieser.

„Warst du lange Soldat?" fuhr ich fort.

„Anderthalb Jahre," antwortete Karl und suchte durch eine gravitätische Stellung seine militärischen Erinnerungen zu beurkunden.

„Welchen Grad hast du gehabt?" forschte ich weiter und kam immer noch nicht auf mein Thema.

„Ich bin zu keinem Grade gekommen," erwiederte Karl; „es war nicht meine Schuld, wohl die meines Handwerkes."

„Deines Soldatenhandwerkes?"

„Mit nichten, Dero Ehrwürden; ich bin, oder war, wie Ihnen vielleicht nicht unbekannt, Schneider von Profession und prakticirte im Regimente und dachte, es wäre immer besser, seinem Berufe treu zu bleiben und arbeitend die Dienstzeit her=

umzubringen, als unter dem Soldatensacke Alles zu vergessen. Uebrigens war ich im Schreiben und Lesen nicht gar bewandert."

„Es ist aber wohl eine geraume Zeit, daß du das Kleidermachen bei Seite gelassen?" unterbrach ich den Alten.

„Sie wissen," antwortete Karl und seufzte, „Sie wissen, Ihro Ehrwürden; man wird älter, und die Zeit jünger: wie aber die Zeit jünger wird, bekommt Alles eine andere Gestalt; die Menschen sind die vorigen nimmer, die Kleider sind's nimmer, da kommt's Einem vor, als ob man gar nicht in die Welt paßte."

„Wie meinst du das?" fragte ich und schien nicht zu verstehen.

„Ehemals," sagte Karl, und erinnerte sich an die alte Zeit, „zierte der Mann den Rock; heut ist's umgekehrt, der Rock muß den Mann zieren. Das ist der Welt Lauf. Damit man vor den Leuten Aufsehen errege, hat man alberne Dinge erfunden, wozu ich nicht passe und nicht tauge. Da war's ein Anderes unter dem Soldatenleben," bemerkte Karl und unterdrückte einen Seufzer.

„Hör," sagte ich, um ihn aufzumuntern, „du sollst mein Leibschneider werden!"

„Ich, Ihro Ehrwürden?" erschrak der Diener.

„Du sollst, und das kannst du, einen Priesterrock umändern.“

„Werde ich aber —“ stotterte der redintegrirte Schneider — „werde — ich fürchte —“.

„Geh' hinauf, droben rechts auf dem Stuhle liegt das Kleid, hol's herab!“

Der Diener war eben so sehr über die Ehre verblüfft, die ihm widerfahren sollte, als über mein unerwartetes Begehren. Meine Unruhe verlor sich allmählig, mein Vorhaben gelang. Als er mit der Kleidung hereintrat, breitete ich dieselbe auf einen Tisch und ließ sie den Diener nach allen Seiten hin beschauen.

„Kann man noch einen Rock aus dem Zeuge machen?“ fragte ich und hielt einen Lappen des vorgelegten Tuches in der Hand.

Aber es wäre Schade, meinte Karl; etwas Besseres kenne er nicht; übrigens schiene die Kleidung noch neu.

Ich holte ein Blatt Papier und legte es auf den Tisch.

„Weißt du, Karl, was das vorstellt?“

„Wohl einen Eremiten,“ antwortete dieser, „ich habe deren auf Tafeln der Heiligen gesehen.“

„Bist du im Stande, mir einen solchen Rock zu machen?“ fragte ich und ermuthigte den Zaghaften mit einem Blicke.

„Ich meine, vielleicht — —!“ sagte Karl.

„So höre jetzt: Wenn du längs dem Bache hinaufgehest, der drüben an der Mühle fließt, kommst du, vierzig Schritte unter den Schleußen, an einen Ort, wo das Kieselbett mit Muscheln und Schneckenwerk aller Art bedeckt liegt. Suche daselbst saubere Gehäuse und kleine weiße Kieselchen und nimm das Alles in den Sack, und wenn sich Jemand im Vorbeigehen bei dir aufhält und nach dem Gebrauche dieser Dinge fragt, so sagst du gerade, du kennteſt ihn nicht.“

„Und damit hätte ich die Wahrheit gesagt,“ bemerkte Karl.

„Oder es sey für kleine Kinder ein Spielwerk — du verstehst.“

„Aber — —“

„Karl, ich habe meine gewissen Absichten, die ich dir nicht erklären, und die du nicht verstehen kannst. Thue immer, was ich dir sage; bring mir die Sache zurecht! Hier! (ich öffnete eine Schachtel, wo fremde Muscheln lagen), hier ist der übrige Bedarf. Aus dem Rock, den du vor dir liegen siehst, machst du ein Pilgerkleid, wie ich's aufs Papier gezeichnet habe. Ich will hoffen, daß du bewährt erfunden werdest.“

Der Diener stand vor dem Tische und beschaute den schwarzen Rock, der zerschnitten werden

sollte, und beschaute die Meermuscheln und beschaute den auf das Papier gemalten Pilger und machte große Augen und hatte nicht den Muth, nach dem Zwecke der zu beginnenden Arbeit zu fragen. Aber, wie er eine tiefe Ehrfurcht vor mir zu haben schien und oft mein stilles, zurückgezogenes Leben mit andächtiger Scheu beobachtete, konnte er nichts Anderes glauben, als es sey mir eine Himmelsmahnung geworden, der zufolge ich schon hier unten unter die Zahl der Ausgewählten aufgenommen. Er sah in dem Kleide, daß er einer unaussprechbaren Vergünstigung zufolge bearbeiten durfte, künftigen Schmuck des Gottesmannes, und jetzt, in diesem Augenblicke des Ergriffenwerdens und des Erzitterns, und einer unerklärlichen Furcht zufolge, wie sie über den Menschen kömmt, wenn er sich dem Heiligen näher fühlt, sank Karl auf seine Kniee und fing an ein Ave Maria zu beten.

Ich blickte ihn an und erschrak; es fuhr mir unwillkürlich durch den Kopf: will er Teufel beschwören? wäre es eine Mahnung von oben? Unschlüssig, was im Augenblicke zu thun, griff ich nach dem Arme des Betenden, um ihn aufzurichten; dieser aber küßte die Spitzen meiner Zehen und streckte mir die Hände entgegen, wie einem

Heilande, der Erbarmen mit einem sündhaften Menschen haben soll.

„Ich bin es nicht würdig,“ schluchzte er, als er endlich den Gebrauch der Sprache wieder gefunden; „ich bin der Ehre nicht werth, ich bin nur ein unnützer Knecht.“

Obgleich ich anfänglich den Diener nicht verstand, und die demüthige Aeußerung nicht begriff, wurde ich ruhiger, und, um doch etwas auf das Stammeln des Tieferschütterten zu antworten, nahm ich eine ernstere Mine an und sagte feierlich: — „Bruder, stehe auf, wir sind allzumal Sünder!“

Karl erhob sich, und faltete seine Hände, und an der Bewegung seiner Lippen bemerkte man, daß er immer innerlich noch Gebete hersagte; ich achtete dessen kaum und sagte: „Haben wir Pferdehaare im Hause?“

Karl hielt, wie vom Schlage gerührt, mit dem Rosenkranz inne und sperrte das Maul auf — er antwortete nichts.

„Haben wir Pferdehaare im Hause?“ wiederholte ich. Der Diener sperrte sein Maul noch mehr auf, und schien sprechen zu wollen. Da war ihm seine ganze Sprachfähigkeit im Halse zusammengefroren.

„Haben wir Pferdehaare?“ fragte ich noch ein

Mal etwas rascher und schüttelte den Diener am Arme aus seiner Betäubung.

„Ich weiß es nicht, Euer Ehrwürden,“ stammelte er endlich, und blickte mich mit furcht-untermischtem Staunen an.

„So sieh nach und sage mir Antwort, ich muß es wissen.“

Aber der Diener erwiederte, nachdem er sich gehörig gesammelt: „Wir haben kein Pferd und keine Pferdehaare.“

„So sieh im Dorfe,“ sagte ich gelinder; „bringe mir Haare aus dem Schweife eines Schimmels, lang und schön!“

„Wollen Dero Ehrwürden Fischangeln machen?“ fragte der Alte mit tölpischer Treuherzigkeit und wagte es kaum mehr in die Höhe zu blicken. Ich unterdrückte ein Lächeln, nahm das Papier in die Hand, worauf das Pilgerbild gezeichnet war, hob es dem Diener vor die Augen und wies mit dem Zeigefinger auf das Kinn der Malerei; es war von einem dichten Barte umschattet.

Karl blickte auf das Bild; dann schaute er mit starren Augen mir ins Gesicht, wie um nach der Möglichkeit eines ähnlichen Gegenstandes an meinem Kinn zu forschen.

„Wenn man mich nach dem Gebrauch der Pferdehaare fragt?“ murmelte er sodann.

„Sagst du,“ entgegnete ich, „der Herr habe es dir geboten.“

„O, ich bin nur ein unnützer Knecht,“ sagte wiederum halblaut der Alte und ward aufs Neue von einem innerlichen Schauer ergriffen. „Haben Sie Mitleid mit mir, damit ich in Gnaden bewahret werde!“

„Was du thun sollst, das thue bald!“ sagte ich weisend. „Von Allem dem aber, was du hier gesehen und gehöret, nirgends eine Sylbe — verstehst du? Wir sind noch weit vom Himmelreich.“ Der Alte kreuzte sich und ging.

So war denn die Sache eingerichtet. Mein Diener war gutmüthig, einfältig und verschwiegen. Was hätte er nach Allem ausschwatzen sollen? Den Rock? — den hätte man zu Tausenderlei gebrauchen können. Immerhin war ich mit dem Alten zufrieden.

Und glauben Sie jetzt, Herr Schmidt, daß ich mir, nach Allem, über mein Ballgehen mit Magdalenen noch Einwürfe gemacht hätte? — Ich dachte kaum darüber nach; freute mich zum voraus über das Glück, mit ihr zusammen zu seyn, sie in meinen Armen zu haben, sie an mein Herz drücken zu dürfen. Ueber diesem Denken vergaß ich alles Andere.

Karl arbeitete gleich folgenden Tags an meiner Zurüstung.

Im Städtchen sprach man viel von den Ballvorbereitungen; nach dem Hörensagen gab es ein prachtvolles Fest. Ich war gespannt, und die Zeit flog herum.

Der Dienstag erschien. Es war ein unfreundliches, regniges Wetter. Die Luft winterlich kalt. Bei dieser Witterung sollte sich die kränkliche Magdalena hinauswagen! und ich mußte zu ihr, denn ich hatte es versprochen. Ich hätte Gold um einen Wagen gegeben, den halben Gehalt meiner Besoldung; aber ich konnte nicht dazu kommen. Was geht schneller als ein böses Gerücht über Ortsgeistliche? auf wen sind wachsamer die Augen gerichtet? —

Das Regenwetter dauerte bis in die Nacht. Ich hatte mich in mein Zimmer zurückgezogen, und Karl ging zu Bette. Als ich mich nun allein befand, legte ich den Eremitenschmuck um meinen Leib. Das Kleid war meinem Diener gelungen. Um mein Kinn befestigte ich den weißgrauen Bart, that meine Perücke auf den Kopf, setzte den breiten Hut auf, beschaute mich im Spiegel und war mir selber unkenntlich.

Die Uhr zeigte auf halb zehn. Um Magdalenen abzuholen, mußte ich eine halbe Stunde

Wegs ins Gebirg hinein. Ich machte mich daher reisefertig, schlich auf den Zehen zum Zimmer hinaus, schloß die Thür mit möglichster Stille, kam durch den Hof und hinaus auf die Straße. Karl schlief fort. Die erste Durchflucht war gelungen. Lieber Herr Schmidt, ich hatte mich vor meinem Diener gefürchtet! —

Ich begab mich auf einen Seitenpfad, der weit umführte, denn ich hätte um keinen Preis einem Straßenwandrer begegnen mögen.

Lange vor der angegebenen Stunde kam ich an den mir von Magdalena bezeichneten Ort. Ich harrte; es blieb Alles still. Neben mir rauschte das Wasser und plätscherte ans Ufer. Obgleich der Regen nachgelassen hatte, blieb der Himmel schwarz. Es war eine finstere Nacht. Nehmen sie hiezu die Februarskälte; mich fing an zu frieren. Wäre ich doch damals erfroren! — Endlich ward es oben im Zimmer hell. Magdalena erschien am Fenster. Ich machte eine Bewegung; sie hatte mich erkannt. In drei Minuten ging das hintere Pförtchen auf, ich hielt die lieblichste der Nonnen in meinen Armen.

Magdalena hatte ein braunes weites Kleid an; ihre blonden Haare lagen unter einem weißleinenen Kopfputze, in der Hand hielt sie eine schwarze Maske.

„Still," sagte sie, „still! daß wir fortkommen. Oben schläft Alles — laß uns jetzt wachen, die Hochzeit beginnt, es ist zum Schlafengehen noch lange Zeit. Aber du bist schon wie ein Greis," rief sie aus, mich unter dem Mondstrahle beschauend, der eben aus Wolkenschichten herausfiel. „Komm, komm, in die Gebirge. Wir wollen uns Hütten bauen und ewig oben bleiben und uns ernähren von den Beeren des Waldes."

„Ich möchte noch höher fliehen als auf die Berge," betheuerte ich.

„Kann man denn höher?" fragte Magdalena, die mich nicht begriffen.

„Ueber die Wolken, Kind —"

„Ueber die Wolken — — —?"

„Bis in die unendliche Weite — —"

„O ja, bis dorthin!" rief sie, „bis dorthin, wo die Menschen uns nimmer erreichen. Aber hörst du von ferne die Kutschen rasseln? — es geht zum Feste."

„Also abgeredet," sagte ich, „wir tanzen Beide zusammen —"

„Mit wem sonst — —" sagte Magdalena gleichgültig.

„Wir stehen Keinem Rede —"

„Wer dürfte uns zur Rede stellen?" fragte sie.

„Auf einem Maskenball ist Vieles erlaubt,"

erwiederte ich. „Manche Convenienzregel bleibt unbeachtet. Es steht Jedem frei, vor dich hinzutreten, um dich zum Gegenstande seines Auskundschaftens zu machen."

„Ich werde nicht antworten."

„Keine Sylbe; Stillschweigen ist nothwendig, wie der Tod."

Wir waren unter diesen und ähnlichen Gesprächen ins Städtchen und zum Rathhaus gekommen, wo der Ballsaal glänzte. Es scholl laute Musik herab.

Unten standen viele Müßige, die die herannahenden Gäste begafften.

„Sieh da, ein Klosterbruder," sagte Einer.

„O, und eine Schwester —" rief ein Anderer.

„Wenn dieß unser Herr Pfarrer wüßte," äußerte ein Dritter.

„Das sind helle Augen mit dem weißen Barte," bemerkte wiederum Einer.

„Wer sind die Beiden?" — wisperten einige Weiber.

„Nicht viel Rechts," fiel eine alte Frau ein; „sie kommen zu Fuße."

„Aber ihre Kleider sind stattlich," bewunderte ein neu sich Hervordrängender.

„Morgen wird man dieß Alles wissen," hörte ich noch Einen sagen.

Mir pochte das Herz unter meinem Gewande, als ich so die Leute um mich sprechen hörte und die Stufen hinaufstieg. Wir hatten jedoch noch keine Eintrittsbillete; ich trat vor die Kasse und forderte solche mit verstellter Stimme.

Ach! wie war's da überall so hell, als wir hinaufgekommen. Die vermummten Figuren wandelten hin und her. Bunte Gestalten! Ritter und Schäfer, Costüme aus allen Ländern, aus den verschiedensten Zeitaltern. Das Klosterleben war in uns Beiden allein repräsentirt. Unsere Kleidung machte Aufsehen, mehr jedoch unser wortkarges, hehres Wesen. Magdalena hing mir am Arm. Sie blickte hier- und dorthin; sie schien keine Angst zu haben. Ich wagt' es kaum aufzuschauen. Ich fürchtete mit jedem Augenblick entdeckt zu werden, ich mißtraute meiner Verkleidung und schöpfte Argwohn selbst aus meinem Gange. Es kam mir seltsam vor; das laute Gewimmel bei unserm Eintreten in den Saal war wie auf einmal ruhig geworden. Die Paare theilten sich vor uns, man wich aus dem Wege und stellte sich auf die Seite, man ließ uns ungehindert von einem Ende bis an das andere schreiten; man machte nicht einmal eine hörbare Bemerkung.

Da begann der Tanz; aber Niemand stellte

sich in Reih' und Glied: man blickte auf uns herüber, und wir Beide schauten uns selber um und suchten die tanzenden Paare. Es zeigten sich keine. Das Auf- und Abgehen dauerte fort. Hier und dort steckte man die Köpfe zusammen und flüsterte sich in die Ohren und schaute dann wieder nach uns her. Einzelne kamen sodann nah an uns vorbei und fixirten Magdalenen oder mich und suchten die Geheimnißvollen zu erkennen. Man schien jedoch auf keine Entdeckung zu kommen. Magdalena drückte mir den Arm und freute sich über den kleinen Sieg.

Aber immer noch fanden sich neue Fremdlinge ein; es füllten sich selbst die Nebenzimmer, das Gewirr wurde allgemeiner. Ein Tanz folgte auf den andern. Es war immer mehr und mehr Freiheit.

Sieh, da kam flugs ein junger Spanier zu uns.

„Da bist du ja endlich, heilige Odilie!" sagte er, „wie lange mag's seyn, daß wir uns nimmer gesehen in Alhambra — —?"

Magdalena blieb stumm.

„Weißt du, hinter den Säulen? Das waren schöne Feiertage."

Magdalena blieb stumm.

„Wenn's aber dein Vater wüßte — — ich seh' wohl, du hast spitze Aeuglein — Sag, kennst du mich noch?"

Magdalena sprach kein Wort.

„Wart nur Stumme, wir sehen uns wieder!“ rief der Neckende und ging.

„Brav, brav!“ lispelte ich; „so fortgemacht.“

Wir setzten unsern Spaziergang fort. „Aha, Heloise mit ihrem Abeillard!“ raunte ein neapolitanischer Fischer, der eine elsäßische Bäuerin am Arme geleitete.

„Ein Abeillard mit grauem Barte,“ lächelte ein feines Frauenstimmchen.

„Er ist alt geworden seitdem,“ bemerkte Jener; „nicht wahr; Herr Bruder?“

Ich blieb eine Antwort schuldig.

„Gesteht's doch, ihr seyd zwei wunderliche Leute,“ fuhr der Sprecher fort, „ein komischer Widerspruch mit der römischen Klerisei — — Herr Bruder, nehmt mir meine Käthe vom Arm, ich möchte mit der Kleinen da tanzen.“

Magdalena hing sich fester an mich und machte ein verneinendes Zeichen.

„Das will nicht, puh, puh — — —“

„Das will nicht, ha, ha, ha,“ lachte die kleine Dame etwas gellend, und Beide gingen.

Kaum war eine kurze Zeit herum, und wir wurden aufs Neue angeredet. Es war ein Banditenpaar aus Sicilien.

„Herr Pater,“ sagte ein braungefärbtes Ge=

sicht, „darf man Euch beichten —?— darf man Euch beichten — — Hm? — Ich möchte Absolution haben, damit ich doch auch zu Petrus in den Himmel komme.“

Ich wollte gehen; die Aeußerung ärgerte mich.“

„He da! ein Bißchen stille, ein Bißchen Antwort; sagt wenigstens ein memento mori; ich weiß wohl, ihr Braunröcke habt alle kurzen Glauben; die Fleischtöpfe thun euch wohl: aber hier ist's besser, wo die Welt sich bewegt, und die Weiber sind auch nicht geschaffen, damit man sie wie Blumen beschaue. Absolution heraus, Absolution! — Der Papst braucht nichts davon zu erfahren; sprecht immer, ich will nichts verrathen — ihr seyd doch ewig in der Hölle verbrannt.“

Ich wandte mich stracks um und kehrte dem Frechen meinen Rücken. Es schallte mir ein Gelächter nach.

Gerade hatte wieder ein lustiger Walzer begonnen. „Tanzen wir —“ flüsterte Magdalena mir zu; wir tanzten. Sie schloß sich an mich; wir waren ein Wesen, und wir tanzten. Es ist eine Wollust, sich mit seiner Geliebten unter der liebeseufzenden Walzermusik herumzuwiegen. Es lösen sich alle Poren an unserm Leibe, es dehnen sich alle Fibern, es raucht überall Leben.

Wir hielten kaum inne bis ans Ende.

„O, wie ist's warm!“ sagte Magdalena, „wie qualmt die Hitze — ich athme kaum; komm, laß uns niedersitzen, mir schwindelt.“ Wir suchten ein Plätzchen, und ruheten aus.

„Wie war dir's?“ fragte sie und blickte mich an.

„Wie am Tage deines Namensfestes,“ erwiederte ich, „und besser noch.“

„Besser noch, ja viel besser,“ begann sie, „denn jetzt fühl' ich erst, daß ich bin — — damals war ich glücklich meiner unbewußt.“

„Es ist dieser Abend theuer erkauft worden,“ sprach ich; „er soll die Geltung werth seyn.“

„Dießmal bin ich frei,“ antwortete Magdalena, „und frei mit dir — Aber Wassertropfen rieseln über deine Stirn.“

„Ich muß mich heute noch in Schweißesfluthen baden, damit ich in der Taufe, durch dich getauft, ein neuer Mensch werde.“

„Du Loser!“ lächelte die Frau.

„Es ist Wahrheit — — sieh — —!“ Eine Galopade begann.

„Komm, komm, hörst du, — es treibt mich wie mit Ruthen — wie der Tod zum Leben, wie das Leben zum Tod — komm, es ist der Tanz der Tänze; das Menschliche tobt in seiner vollen

kräftigen Natur. Es muß der Körper gelähmt werden, damit der Geist wiederum mächtig werde.“

Wir begannen den rasenden Tanz. Es ging schneller und schneller, die Paare durchkreuzten sich, drehten sich, jagten an einander vorbei, überflogen eines das andere um die Wette, schnauften, keuchten; „fort, fort, fort!“ rief Magdalena, „und halt mich fest im Arme;“ die Musik schmetterte lustig drein; es rollte die rauchende Menge; der Takt verdoppelte sich; hier und dort hielten Einzelne inne. Magdalena war mit mir zur lebenden Maschine geworden; wir drehten und drehten und drehten uns; das Zimmer ging herum, die Lichter kreisten, die Leuchter erloschen, der Raum wurde schwarz, die Figuren zerstoben — um — — um — um — — der Tanz hatte ein Ende.

Magdalena sank erschlafft in meine Arme. „Führ — — mich — — in — — ein — — Nebenzimmer,“ sagte sie mit gebrochener Stimme, „es will mir übel werden.“ Unter dem Getümmel nahm ich sie mit mir und kam ins Sichere. Ich legte sie auf ein Ruhebett nieder; sie ließ ihr Haupt sinken. Ihre Maske bedeckte ein bleiches Gesicht. Aber sie athmete. Ich wagte es kaum, mit ihr etwas vorzunehmen; denn es gingen Leute hin und her, man mochte mit jedem Augenblick

herein kommen. Man hätte auf Hülfe gedrungen, wir wären verrathen gewesen. Ich setzte mich daher neben sie nieder, legte ihr Haupt an mich und hielt die Ohnmächtige in meinen Armen. Wenn sie gestorben wäre damals, hätte ich mich zum Fenster hinausgestürzt. Ich saß lange so in banger Erwartung; die Besucher kamen und gingen, sie mochten uns in verliebtem Zwiegespräche vermuthet haben. Es ging Alles erwünscht. Ich fühlte den Puls Magdalenens, ich suchte ihr Herz — der Puls pochte, und ihr Herz schlug, und immer ruhiger, und ihr Athem kam geregelter, und endlich hatte sie den Gebrauch ihrer Sinne wieder.

„Johann, bist du da?" sagte sie, — — „bist du da —?— o, ich bin krank — Johann! ich kann nimmer weiter; mein Leib ist gebrochen; es zuckt mir durch alle Glieder." Ihr Haupt sank wiederum schlaff an meine Brust.

„Es ist tief am Morgen," sagte ich; „laß uns noch ausruhen: die Kräfte werden allmählig wiederkehren."

„Die Kräfte scheinen mich immer mehr zu verlassen," antwortete Magdalena.

„Und horch, wie es draußen stürmt; wir sind Beide schweißesnaß: die rauhe Nachtluft wäre uns lebensgefährlich."

„Ich werde kaum gehen können," sagte sie wiederum, „es ist mir so weh, so weh — — —"

Ich drückte sie schonend mit meinen Händen, ich streichelte ihre naßgewordenen Haare, und sie schloß ihr Auge; es hätte der Maske nicht bedurft, um die fremde Gattin unkenntlich zu machen.

Wir saßen wohl lange, die Ballgäste ließen uns ungestört; unsere Entfernung hatte kein Aufsehen gemacht. Aber es war mir dennoch unwohl in der kümmerlichen Lage. Magdalena konnte sich noch nicht aufrecht halten, sie war allzu schwach, es wäre Zeit zum Gehen gewesen.

„Wir müssen fort, Magdalena," erinnerte ich; „es wird früh; gerade läßt auch der Regen nach."

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" äußerte die Kranke klagend.

„Versuch' es, nur bis die Stiege hinab. Vor dem Hause bringe ich dich schon weiter." Ich stand auf, gab Magdalenen ein seidenes Schnupftuch, daß sie um ihr Gesicht hüllte, schützte sie gegen die kalte Berührung und hielt sie fest.

Die Anstrengung gelang; wir gingen und kamen ohne Unfall die Stiege hinunter. Vor der Rathhausthür waren die Neugierigen verschwunden; hier und da standen nur einige Wägen, auf deren Sitzen die Kutscher eingeschlafen.

„Als wir ungefähr hundert Schritte gemacht hatten, seufzte die Geliebte: „Ich kann nimmer!“ und sank. Ich hielt sie kräftig, nahm sie wie ein schlafendes Kind in meine Arme und eilte schnellen Schrittes durch die leeren Gassen. Alles still, Alles öde; nur die Laternen flimmerten, und der Dachtrauf platschte auf das Pflaster. Ich nahm den kürzesten Weg, um ins Dörfchen zu kommen, und hier gelangte ich bald an die Hinterthür des Pfarrhauses. In der kalten Luft war Magdalena unterdessen besser geworden. Sie gab mir den Schlüssel; ich öffnete, und wir gingen hinein.

Sie horchte eine Weile auf, ob auch Niemand geweckt worden. Es schlief Alles fort.

„Du mußt mein Ballkleid mit dir nehmen, denn ich werde nicht Zeit haben, es gehörig zu verbergen; und gefunden dürfte das verrätherische nicht werden.“

„Aber, Herzkind, hier in dieser feuchten dumpfen Bodenkammer —“

„Ich bin schnell ausgezogen — der Nonnenrock hängt ganz oben über meinen Kleidern. Hier nimm die Mütze —“

Sie heftete den Rock auf, löste die Schleifen, der braune Mantel war in meinen Händen.

Als Magdalena so mit dem Auskleiden be-

schäftigt war, drang die Kälte mehr in sie; Schauer fuhren durch ihre Glieder, sie fror am ganzen Leibe.

„Magdalena!" rief ich bittend, „eile, eile, mir ist entsetzlich bange."

„Ich will gehen," sagte sie und konnte vor Zittern kaum sprechen. „Die Brust thu tmir weh, mein Herz ist losgerissen — Oh!! nimm die Kleider, bewahre sie gut und gib, daß ich dich bald wieder sehe."

Ich suchte im Finstern ihr Haupt, es war naß und kalt; ich küßte ihre Lippen — o Gott! sie waren eisig, wie die Lippen einer Todten. „Magdalena, Liebste! hüll dich in ein warmes Lager, daß es besser werde."

„Mich friert nur nach außen," versicherte sie — „innen in meiner Brust sind glühende Kohlen, es muß Alles ausgebrannt seyn — — aber ich will mich legen."

„Morgen wirfst du zwei Zeilen auf die Post. Ich möchte erfahren, ob Alles gut gegangen, ob du wieder ganz wohl."

„Morgen," sagte Magdalena, „ja vielleicht morgen —"

Ich schloß sie noch einmal in meine Arme und ging. Hinter mir war alsbald die Thür verriegelt.

Eine Stunde nachher kam ich mit ihren Ball-

kleidern in meiner Pfarrbehausung an. Karl hörte mich nicht, ich verbarg unsere Kleider und ging zu Bette.

Mit Ungeduld und Angst harrte ich des andern Tages einiger Zeilen von der Geliebten. Es kam nichts. Ich harrte einen zweiten und einen dritten; es kam nichts: meine Ungeduld, meine Angst waren unbeschreiblich. Es kam der vierte Tag — wiederum nichts. O, Herr Schmidt, erlassen Sie mir's, Ihnen von den Qualen dieser Tage zu erzählen. Am fünften endlich erhielt ich Nachricht, aber nicht durch Magdalenen. Es war ein Gerede, wie man's von Munde zu Munde trug. Die Pfarrfrau, sagte man, sey gefährlich krank, man zweifle an ihrem Aufkommen. Es sey beinahe alle Hoffnung aufgegeben. Gott im Himmel! — Wenn sie stürbe! — o ich — ich! die Ursache ihres Todes — — Ich ging mit ihr zum Balle, ich kannte ihren kränklichen Zustand, ich wüthete mit ihr im Tanze, zerbrach vollends das schwankende Rohr; trug sie durch die kalte Regennacht; litt es, daß sie sich im feuchten Gewölbe auskleidete, um vollends elend zu werden — ich — o, ich war schrecklich gefoltert!

Ich nahm mir vor, augenblicklich ins Pfarrhaus zu laufen. Magdalena sollte mir verzeihen. Ich wollte es selbst aus ihrem Munde

hören — ihre Stimme, ihre Stimme — sie sollte den Angeklagten richten. Es war ein Zerren in mir und ein Brennen, und doch kam ich zu keinen Entschluß — ich ging — immer nicht. Der Tag ging herum, und die Nacht fand mich noch mit meinen wahnsinnigen Entwürfen. Ich schlief nicht eine Secunde; meine Unruhe marterte mich unaufhörlich — sie hätte meine Brust fast zersprengt.

Du mußt gehen, sagte ich endlich zu mir selber; verfehlst dich wiederum — der Pfarrer wird nichts von eurem Ballbesuche wissen und, wenn er's weiß — nun dann komme, was da wolle — mein Leben war wenig mehr werth — du frägst nach Magdalenens Befinden; es wird dir vielleicht als einem Hausfreunde Eintritt gestattet. Die Geliebte fühlt sich durch deine Gegenwart beruhigt. Es kann dieß keinem Menschen Argwohn geben.

Kaum war der Morgen heraufgekommen, als ich mich ankleidete. Es zog mich mit unsichtbaren Armen nach dem Pfarrhause, und es zog mir das Herz aus der Brust.

Ich ging; unterwegs war meine Angst größer; es klemmte mich; es hielt etwas meinen Odem gefangen; es lag Blei in meinen hohlen Knochen.

Ich kam ans Pfarrhaus und schellte; man öffnete. Das Mädchen hatte rothe Augen.

„Wie geht's?“ fragte ich; das Mädchen fing an zu weinen. Ich ging die Stiege hinauf und traf den Pfarrer, der mir entgegen kam. Der Mann war niedergeschlagen. Ich bot ihm meine Hand, und er blieb stumm vor mir stehen.

„Die Frau Pfarrerin“? — fragte ich

„Ist todt, seit zwei Stunden — —“

„Todt —“ rief ich dumpf — „todt?“ — —

Das Wort hatte mich wie ein giftiger Pfeil getroffen. Ich war erschüttert — — suchte einen Stuhl, worauf ich mich niederließ.

„Wollen Sie die Gestorbene sehen?“ fragte der Pfarrer.

„Jetzt nicht,“ antwortete ich, „jetzt nicht —“

Da kam Besuch — der Pfarrer ließ mich. — Ich lag wohl eine Stunde in dumpfer Erstarrung — gefühllos wie eine Leiche, unempfindlich wie ein Stein. Als Niemand mehr kam (es befanden sich die Leute im Sterbezimmer), kehrte ich nach Hause zurück. Was ich den übrigen Tag noch gethan, weiß ich nimmer; ich hörte und sah nicht. Karl wies jeden Besuch ab.

Den Tag darauf ward Magdalena begraben.

„Sie sahen sie nimmer?“ fragte ich.

„Ich sah sie nimmer. Herr Schmidt, wie hätte ich sie sehen können, sie sehen vor anderer Leute Augen — wie sie sehen, sie todt, und ich

wäre nicht selber vergangen aus Schmerz? — Wie hätte ich sie sehen können?! — Seitdem bin ich jede Nacht bei ihr; — wenn die Leute schlafen, gehe ich zu ihrem Grabe. Dann zieht's mich hinab, ruft's auch hinaus — ich werde bald nur ein Schatten noch seyn — meine Seele ist entronnen; nur mein Geist" — —

Hier schaute Norge hoch auf, sein Auge glänzte, glühte, und sichtlich erstarben ihm im Feuer der Empfindung die Worte, die auf seiner Zunge schwebten.

Es war also Magdalenens Grab gewesen, wo er gestern bei einbrechender Dunkelheit gebetet hatte.

Ich wußte nun auch, woher der Nonnenrock, der mich anfangs beim Eintritt ins Zimmer wunderlich überraschte.

„Ja, jetzt wäre meine Geschichte so ziemlich zu Ende," fuhr Norge dann noch einmal mit unterdrücktem, wie unter einer Last von Qualen hervorringendem Tone fort. „Ich weiß, Herr Schmidt, Sie versagen mir Ihr Mitleid nicht."

Ich drückte dem Unglücklichen die Hand und hatte damit Alles gesagt.

„Aber siehe", hub er hiernach und nach einer längeren Weile tiefen Schweigens endlich mit einer wahrhaft Schrecken erregenden Begeisterung, mit einem Blicke wieder an, dessen Gluth eben so tief in die Seele schnitt, als er das ganze Feuer eines

männlich entschlossenen, von der Wahrheit großen Werkes eben so sehr überzeugten als dazu unerschütterlich fest bereiteten Geistes sprühete. Ich sollte — ich fühlte es — jetzt die Auflösung dessen erfahren, was mir bis dahin, durch die gesammte lange Erzählung hindurch, immer noch ein Räthsel geblieben, die Entwickelung des Drama's, die nicht weniger groß seyn durfte, als seine Charaktere anziehend, interessant, seine Verflechtungen wunderbar und beängstigend. Ach! wenn sie nur auch weniger furchtbar gewesen wäre! — Ich vergesse nie den eisernen, eisigen Druck, womit sie damals auf mein Leben, auf mein ganzes Denken und Empfinden fiel, nie das Beben, womit sie — damals noch — alle meine Glieder, alle Fäden meiner Seele bis zum Zerreißen schüttelte. Fahren wir Menschen doch zusammen, läuft nur eine Spinne unerwartet über den Weg, auf dem wir gewohnt geworden sind, anstoßlos hinzuträumen, wie das gedankenlos gegängelte Lamm über die bemooste Waide.

„Siehe! wie es morgendlich dämmert zwischen diesen vier Wänden, steigt auch ein neuer Morgen des Lebens, der That, aus diesem, aus Magdalenens schauerlich dunkelm, doch ewiggrünendem Grabe, — für mich, für die Welt. — Ja, Herr und Gott! Blut ist die Saat, aus der

die Menschheit erwächst, oder — verflucht der Gedanke, der mich immer und ewig mitten in der Hoffnung bangen macht — oder in dem sie hinstirbt auch zum ewigen Vergessen! — Blut! — Wer ließ seinen einzigen, eingebornen sterben, daß ein Himmel, eine neue Welt über seinem Grabe erblühe? — Es mußte also so seyn, so kommen! — Auch hier mußte Blut erst fließen, erstarren — einerlei! — geopfert werden, ehe ein neues Leben athmen, der Tag heranbrechen konnte, in dem mir die Nacht, der Traum vergeht, den ich geträumt, mir klar wird, wozu mein Ich! — Schmerzen, eine Pein der Hölle, Kämpfe, Verzweiflung — nicht genug, Blut, Tod mußte der Wecker seyn, und ein Tod in dem eigenen Arme, an derselben Brust, die athmen, die schaffen soll! — Es mußte so, so weit kommen! Gott thut Wunder, kann es, und doch rückt sich keine Speiche in dem Rade des Schicksals aus seiner Fuge! — Heiliger nicht denn diese, welche unaufhörlich, Tage und Nächte aus dem Jenseits zu mir herüberruft: „Vergeltung! — Rache!“ — heiliger nicht konnte jene, jene Magdalena seyn, die eine halbe Schöpfung seit Jahrtausenden als die gebenedeyete preist! — Ich fühle das Drängen, es foltert das Mahnen, — ich folge. — Erschrecken Sie nicht, Herr Schmidt! kein Bangen, noch Zagen,

aber hier ein Stahl, blanker, schärfer denn der Speer, der den Leib des Allerheiligsten durchbohrte, stoßen Sie, stoßen Sie zu, ich fordere es, graben Sie ihn tief hinein in diese Brust, können, mögen Sie glauben, daß Magdalena, meine Magdalena, daß ich die ersten und alleinigen Opfer gewesen, welche Rom durch eine Institution sich gebracht, die — der Protestant hatte Recht — unter dem Scheine der Gottgefälligkeit nur vom Teufel dem Egoismus und der schändlichsten Alleinherrschaft als Pfandbrief gereicht wurde; stoßen Sie zu, tief, rasch zu, wenn Sie demnach auch nur einen Augenblick noch glauben können, mögen, daß die Rache, die ich geschworen und deren Eid ich halte, jetzt halte, zu lösen bereit bin, nicht eine heilige, gerechte. Zur That gehört immer Anlaß, Nothwendigkeit, und wie groß oder klein jene, der Mensch findet diese, das Motiv stets nur in sich; mein Bangen, Sorgen, Dichten und Trachten, mich selbst zu retten, vor dem Auge, den Schmähungen der Welt zu retten, nicht als ein buhlender Priester erkannt zu werden, — es war nicht das Bewußtseyn der Sünde, konnte es nicht seyn, nicht der Pulsschlag befleckten Gewissens, vermag es nicht zu seyn, sondern als menschliche Empfindung konnte, mußte es im Menschen erstehen, um auf geläuterten Bo-

den dann heranzuwachsen zu dem Fluch, den ich gottselig heiße, weil er um Gottes Willen geschehen. Stürze ich mich doch auch nicht etwa um blos meinetwillen in den Kampf: soll die Fahne des Sieges einst auf meinem Haupte wehen, bluttriefend das Schwerdt ob des gestürzten Feindes in die Scheide fallen, — die Beute sey Andern, mir Nichts als die Seligkeit der rächenden That. Drum mußte Magdalena zuvor verwelken, sterben. Ein Erdenwurm, kaum aus dem Schlamm hervorgekrochen, will ich, so selig und beseligt, droben baden im Erdenglanz und speisen an der Göttertafel, will der Hölle selbst, — getrost nur Menschheit! Leidensgefährte! — Segen, Heil entringen! — Luther — Heu fressen müßte jetzt die g'sammte heilige römische Clerisey, während Rom sich im üppigsten Pfühle wälzte, hätte er das ewig denkwürdige Feuer nicht gezündet zu Wittenberg, der Geiststadt. Ich will nicht Luther, kein Huß seyn; aber zerbreche ich die Zange, das glühende Eisen, womit unsichtbar Rom, und blos Rom, gleich mir, so Vielen das Herz ertödtet, und Rom selbst, die Hand, welche sie führt die schändlichste aller Marterwaffen, ist zerbrochen. — Rom — ja, Herr Schmidt! Rom ist der Cölibat und der Cölibat ist Rom. Da haben Sie Sieg und Kampf, den Feind und auch das Schwerdt,

das ihn vernichtet. Stürze ich den Cölibat, ein Griff, ein einziger kühner Griff, schlaffer zu machen diesen Zügel der christlichsten aller Leidenschaften, und der Schwur ist gelöst, den ich am Grabe meiner Magdalena geschworen, vollbracht, wozu mit Geisterhauch sie unabläßig mich mahnt, — die sühnende Rache; vor der strafenden, stählernen Faust des einzigen winzigen Pfäffleins sinkt machtlos die ganze hohe, stolze, felsige Burg St. Peter, — weil Millionen von Gräbern sich aufthun, augenblicklich auch öffnen, um mit Marterduft, durch gleichen Zwang geschaffen, in Millionen von Herzen gleich zauberisch hineinzurufen das große Wort: Rache, Freiheit. Sie beben, fahren zusammen, möchten mich mahnen, halten; ich lese es, lese es klar auf Ihrer Stirn: getrost! ich kenne die Gefahr, kenne aber auch meinen Muth. Nur dem Tollkühnen und Feigen kann, was seyn muß, nicht gelingen. Wer Jahre lang dachte, prüfte, ist aber weder tollkühn noch feig, schreitet er endlich dennoch zum Wagniß. Getrost auch, die Stunde schlägt, — Rom selbst hat sie zu Trier wie auf Zion geläutet, und auf Magdalenens Grabe brennt mein Name. — Wissen Sie auch, was es heißt, Sklave, und was — frei seyn? — Brechen Sie jenem die Fessel, zeigen ihm die offene Thür — so lange er den Henker noch mit

gezücktem Schwerdte sich zur Seite sieht, wird er scheu seyn zwar und lauern, aber im weniger bewachten Augenblicke auch stürmend hineilen zur Pforte, die unverschlossen ihn leitet auf die weite, unabsehbare Bühne seines Wesens. Geben Sie dem Hungrigen Brod, dem Durstigen Trank, er verschlinkt Beides, gierig, und ragte ein Galgenarm über ihn her als Strafe drohendes Merkmal. Wissen Sie, was Lüge, was Wahrheit? — Ziehen Sie von der kleinsten den Deckmantel zuerst, und alle anderen erheben sich von selbst nach und nach in ihrer natürlichsten Blöße; der Cölibat ist nicht die kleinste, sondern die größeste, die Rom, das Aug' verschließend vor dem Wort der Wahrheit, je gesprochen, und der folgen mußten noch manche andere, die erste zu decken. Sie sehen, ich bin klug zugleich in meinem Werke, indem ich Ihnen seinen Plan vertraue. Es muß also — muß gelingen. — „Magdalena!" — hier ergriff Norge mit zitternder Hand das Nonnenkleid, das auf dem Tische lag und hob es hoch zur Decke — „zur Maske es dir diente, daß Maske es mir schiene in Wahrheit. Die Heiligste in dir rief Gott daraus empor, zu sich, daß nie mehr die Menschheit in Lüge sich hülle. Dein Grab das letzte solch' vielen, namenlosen Kummers! — Der Herr erhört mich, denn der Herr nur rief

mich! — Mir nach, mir, und das letzte Herz zerbrach, das letzte Blut verspritzte Rom, Irrthum, Lüge!" —

Barmherziger Gott! rief ich, und stürzte zu des Mannes Füßen, der ermattet in den Stuhl sank. Ein furchtbarer, und doch großer Moment war es. Die Stimme, womit Norge das Letzte gesprochen, die heilige Begeisterung, womit er umleuchtet dagestanden, sie hatten alle meine Sinne betäubt. Ich wollte reden, flehen, — konnte nicht; fühlte nur das Schreckliche der Mitwissenschaft. Ich hatte seine Kniee umklammert, er mußte das Zittern, die Angst, welche mich aufzulösen drohte, bemerken. Wohl eine Viertelstunde verging so; da sprach er zum Schluß: „in zehn Jahren etwa, mein Lieber! so Gott will, in zehn Jahren den zweiten Theil meiner Geschichte. Ein Herz gleich dem Ihren, brauchte ich, dem meinen endlich Luft zu schaffen; nun kann ich athmen, leben, weiß, daß ich mich nicht selbst belogen. Sie gehen — es ist Morgen, Tag, Tag draußen und Innen — Innen, Herr Schmidt! — gehen Sie: Sie kamen, den Priester Roms zu besuchen, scheiden Sie und öffentlich, denn die Welt soll's nun wissen, fortan als von dem Diener der christlichen Kirche. Gott will es, sein Wille geschehe! — Amen!". —

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ronge, Joh.

Johannes Norge (Ronge) oder Selbstbekenntnisse eines Cölibatärs

Rudolstadt 1845

H.eccl. 3048 vt
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10028699-6